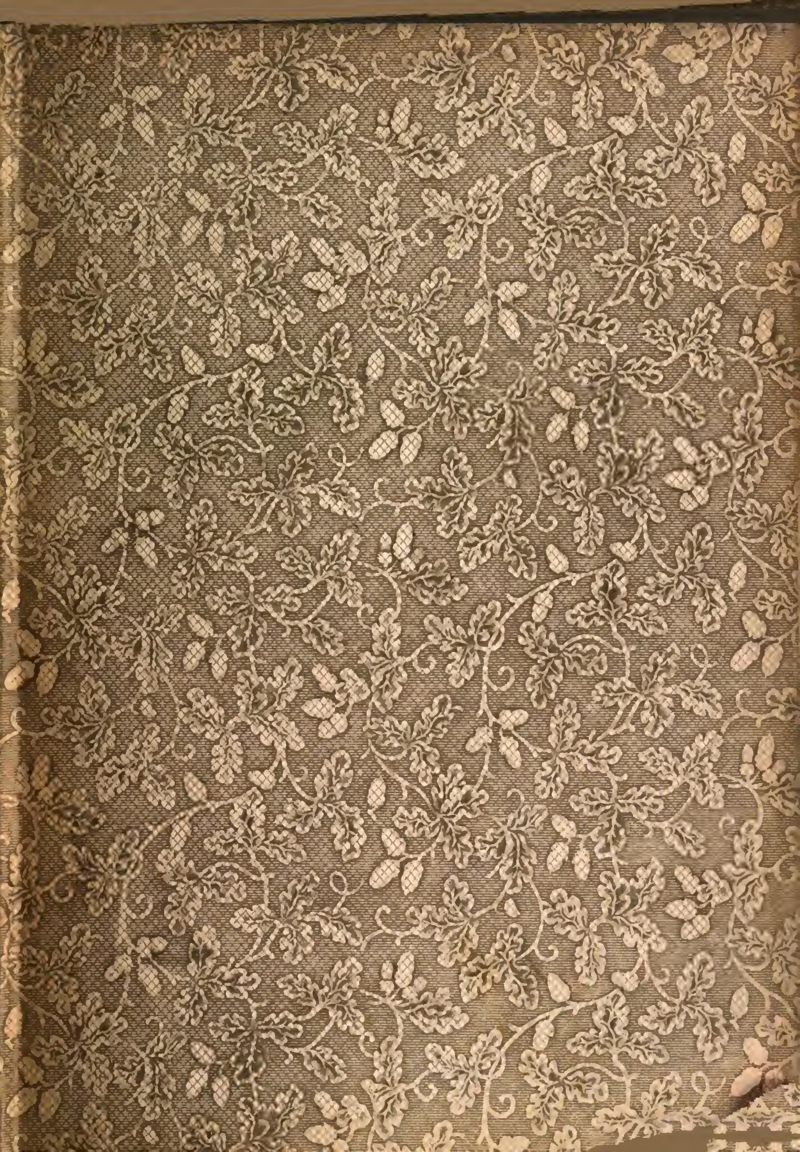
RUNENSTEINE: EIN ROMAN

Wilhelm Jensen








AST 16.STREET
EW YORK

Runensteine.

Wilhelm Jensen's neuere Dichtungen:

Karin von Schweden. Novelle. Vierte Auflage. (Berlin 1886.)

Aus den Tagen der Hansa. Drei Novellen. Drei Bände. (Freiburg i. B., 1884.)

Am Ausgang des Reiches. Ein Roman. Zwei Bände. (Leipzig 1886, B. Elischer.) Preis 12 M., geb. 15 M.

Die Pfeifer vom Dusenbach. Eine Geschichte aus dem Elsaß. Zweite Auflage. Zwei Bände. (Leipzig 1886, B. Elischer.) Preis 8 M., geb. 10 M.

Die Heiligen von Amoltern. Novelle. (Leipzig 1886; B. Elischer.) Preis 5 M., geb. 6 M.

Aus stiller Zeit. Novellen. Vier Bände. (Berlin 1882--1885.)

In der Fremde. Roman in zwei Büchern. Dritte, durchgesehene Auflage. (Leipzig 1887, B. Elischer.) Preis 6 M., geb. 7 M.

Aus schwerer Vergangenheit. Ein Geschichten-Cyklus. Zweite Auflage. (Leipzig 1887, B. Elischer.) Preis 6 M., geb. 7 M.

Runensteine.

Ein Roman

von

Wilhelm Jensen.

Leipzig,
Verlag von B. Elischer Nachfolger
(Bruno Winckler).
1888.

Druck von Oswald Mutze in Leipzig.

1.

Ich ging im Traum am weißen Meeresstrand, wo ich als Knabe oft nach Muscheln und buntem Steinglanz gesucht. Zu meiner Rechten fiel der alte Dünenhang, von Fluten der Jahrtausende abgeschwemmt und unterhöhlt, steil herab; graue Stämme hoben grüne Wipfel hoch von ihm auf, doch da und dort krümmte sich ein bloßgelegter Theil ihrer Wurzeln, des Erdreichs beraubt, schon ins Leere. Auch Saat mit leis wogenden Halmen trat bis zum Absturz heran und bog sich über ihn nieder; hin und wieder lagen einzelne halbgereifte Aehren, vom Rande gefallen, drunten im Sand und Kies. Mir zur Linken kamen die Wellen in immer gleicher Gestaltung, mit immer gleicher Farbe und gleichem Ton. Sie rannen ans seichte Ufer, waren ausgelöscht und waren doch wieder da. Ihr Gemurmel vermischte sich mit dem Summen des Windes, wie das Spiegelblau des wolkenlosen Himmels auf dem Rücken der See mit dem Strahlen-rückglanz der Sonne ineinanderfloß. Weit hinter meinem Blick verschwanden die letzten Strohdächer

eines Fischerdorfes, klein und unkenntlich, doch noch ferner vor mir bildete am ausgeschweiften Hakenrande einer Bucht ein jäher Abfall gegen den Horizont scheinbar das Ende des Landes. Er sah bläulich überduftet aus, wie kaum erreichbar. Doch ich wollte bis zu ihm hin, denn ich hatte ihn immer nur gleich einem Geheimniß in der Weite gesehen, und ein nicht mehr überwindbarer Drang in mir trieb mich, den nebelnden Schleier von ihm zu lüften.

Ich war wohl ein Knabe, aber mein Fuß zog schwer durch den mahlenden Sand, und Müdigkeit lag auf mir, als trügen Leib und Seele die Last eines langen Lebens. Nichts, meinem eigenen Wesen ähnlich, regte sich um mich her, nur ein großer, hell-gefiederter Vogel zog langsamen Flügelschlags am Ufer auf und ab. Er überholte mich, wendete sich und kam mir entgegen und begann den gleichen Geleitflug neben mir aufs neue. Dann und wann ging sein Ruf über die Einsamkeit von Strand und See; ich fühlte, daß er eine Sprache rede, doch ich verstand sie nicht. Was mir schien, war, er suche mich zu warnen, den Weg oder die Weglosigkeit vor mir weiter fortzusetzen. Und immer auch blieb mein Ziel in der nämlichen Weite, obwohl rückwärts längst Alles verschwunden, was meinen Ausgangspunkt gedeutet. Kein Merkmal eines Unterschiedes war um mich, mein Tritt hinterließ keine Spur im Sande, und seltsam verharrte die Sonne unverrückt an der selben Stelle im tiefen Aetherblau. Ich mußte viele Stunden zurück-

gelegt haben, aber allmählich zerrann in mir selbst gleichfalls das Maß dafür, es konnten auch Tage, auch Jahre gewesen sein. Und plötzlich fiel es mit einem Schauer der Erkenntniß auf mich, ich war in ein Gebiet gelangt, in welchem Zeitlosigkeit waltete.

Da hatte ich auf einmal den fernen Absturz erreicht, nach dem ich getrachtet. Er sprang weit in die See hinaus, fahl und kahl, nur hier und da von blaß-grünem Schilfgras überflimmert, todeseinsam, ein Ende der Welt, denn Nebelluft breitete grauen Vorhang hinter ihm. Zu seinen Füßen ragten drei mächtige Bauten- oder Runensteine, halb in den Grund eingebettet, schwarzfarbig, aus dem Wasser herauf. Sie erschienen gleich Riesenblöcken eines Hünengrabes von gigantenhafter Größe; murmelnd kamen die Wellen und raunten leis verworrenen Klang an ihnen empor.

Mir aber blieb nicht Zeit, an das todte Gestein zu denken. Es saßen drei Gestalten auf dem alten Geblöck, ganz nackt, ihre Füße tauchten in die krystallen durchsichtige Flut, der Sonnenglanz umfloß blendend mit goldenem Strahlenschleier ihren weißen Leib, und Wind spielte durch die Haare des Scheitels. Waren es Nymphen, aus der Meerestiefe heraufgestiegen? Sie gingen über Weibesgröße hinaus, ich hatte niemals ähnliches, dem Leben Angehörendes gesehen; jede von ihnen war, wie Menschenvorstellung durch Künstlerhand aus Marmor die Hoheit von Göttinnen

gebildet. Nur das Antlitz und der Ausdruck desselben unterschied sie.

Die Erste trug dunkles, fast nächtig schwarzes Haar zu ernster Tracht um das Haupt gefesselt. Ihre Züge waren unbeweglich ruhevoll, wie die sterngleichen Augen, die sich über die unabsehbare Weite des Meeres fortrichteten. Sie gewahrten nichts um sich her; ihr Blick ward von einer Leuchtkraft aus dem eigenen Innern erhellt, doch auch ein fremdes Licht, das mir nicht sichtbar von unendlicher Ferne kommen mußte, spiegelte sich zwischen ihren weit offenen Lidern. Ein schwärmerischer Glanz ging aus ihnen hervor, doch ohne Wärme, wie Sterngefunkel einer Winternacht streng und kalt.

Den Scheitel der Zweiten deckte blondes Haar, allein so ins Graue streifend, daß es fast von Aschenfarbe erschien. Es gab sich ohne Ordnung dem Zufall preis, ließ sich flatternd von der Willkür des Windes bewegen und warf über das jugendliche Gesicht Schatten, wie Faltenstriche des Alters. Ihre Augen nahmen auf, was um sie lag, doch sie waren glanzlos stumpf, leer und gleichgültig. Auf den Lippen kauerte eine Regung des Gemüthes, aber wenn sie zum Laut wurde, konnte er sie nur in ein Wort bitteren Hohnes umsetzen.

Die Steine lagen zu einem Dreieck gestaltet, und zugleich zwischen jenen beiden, und beiden gleichmäßig entrückt, saß die Dritte. Ihr fiel reiches, goldlichtes Gelock bis über den Nacken und die Schultern herab,

als ob die Sonnenstrahlen sich um sie gelegt. Und so glichen auch ihre Augen dem Blau des Himmels, mildleuchtend und weich. Sie erschien am meisten wie ein irdisches Weib, die schöne Doppelbrust hob sich von lebensvollem Athemzug, und es war, als sehe man unter ihr ein rasches Klopfen des Herzens. In dem Antlitz mischten sich zu wundersamer Vereinigung Glück und Trauer, Freudigkeit und Wehmuth; man wußte nicht, ob die rothblühenden Lippen sich zum Lachen oder zum Weinen regen wollten. Ein warmer, lieblicher Anhauch ging von ihnen, von aller körperlichen und geistigen Wesenheit der holden Gestalt aus, und doch redete verschwiegene Hoheit auch in ihren Zügen. Nur gedachte sie derselben nicht gleich den beiden Andern, sondern trug sie unbewußt in sich als unverlierbare Mitgift ihrer Natur.

So saßen die Dreie auf den drei Runensteinen der Vorzeit zwischen See und Sand, in Wind und Sonne. Sie schwiegen, und Himmel und Erde waren ohne Laut. Von anschauendem Staunen bewältigt, stand ich lange, bevor ich zu fragen vermochte: „Wer seid Ihr?“ Doch sie gaben keine Antwort, regten sich nicht, verwandten ihren Blick nicht aus der Richtung, in die er sich geheftet hielt.

Da scholl ein leichtes Rauschen an mein Ohr, und wie ich emporsah, stand flügelschlagend über mir in der Luft der große, weißbrüstige Vogel, der lange meiner mühsamen Wandrung das Geleit gegeben. Er stieß ein paar Rufe auf mich herab, scharftönig, doch

verklangen sie sonderbar matt in der todten Oede umher. Aber ich verstand jetzt plötzlich ihre Sprache, sie sagten:

„Du hörtest nicht auf meine Warnung, denn es ist für Deine Art besser, nicht hierher zu kommen. Nun bist Du bei den drei Schauenden, die von Anbeginn auf die Wiege Eures Geschlechtes blicken. Unbeweglich sind sie selbst, zeitlos und ewig, doch in Eurem vergänglichen Blut kämpfen sie die Feindschaft aus, die sie unversöhnlich von einander scheidet. Wiederhole Deine Frage nach ihrem Thun dreimal, und sie werden Dir Rede stehn."

Ich that nach dem Geheiß und frug die Erste: „Was thust Du?" Als ich es zum drittenmal gesprochen, wandte sie langsam den Kopf, kurz strahlten ihre kaltglänzenden Augen mir ins Gesicht, und sie erwiederte mit metallener Stimme gleich dem Anschlag einer Erzglocke:

„Ich schaue die Ewigkeit des Lebens."

„Und Du?"

Gegen die Zweite gekehrt, frug ichs, und auch sie drehte mir einen Moment die ausdruckslose Leere ihres Blickes zu. Ihre Stimme gemahnte gleichfalls an den Ton einer Glocke, doch an eine von innerem Durchsprung zerspaltene; damit gab sie Antwort:

„Ich schaue die Nichtigkeit des Lebens."

Nun sah ich fragend auf die Dritte. „Was bleibt Dir noch Anderes zu thun übrig?"

Da wendeten sich ihre Augen mir entgegen, warm wie Sonne des Frühlings und blau gleich seinen

Veilchen. Mein Herz erzitterte seltsam unter dem Blick, süß und bang, denn es ward aus ihm von Allem durchflossen, was es je in sich empfunden. Und eine weiche Menschenstimme sprach — und wieder klang es mir bis ins Herz, wundersam von seliger Wonne und tiefem Weh zugleich durchbebt:

„Ich schaue die Flüchtigkeit des Lebens."

Mir aber flog von den Lippen, aus tief aufathmender Brust: „O Du Liebreiche, Hohe, Du Göttlich-Menschliche, laß mich Dir noch ins schöne, beglückende, trauernde Auge sehn!"

Doch in meinen sehnsüchtigen Ruf hinein stieß der Vogel schrill einen Schrei herab, und im Nu wie eine Wand kam der graue Nebelvorhang daher und legte sich zwischen mich und das alte Meergestein. Die Sonne war plötzlich weiter geschritten, als sei sie unter den Horizont niedergefallen, letztes Dämmerlicht übergraute den Himmel. Unsichtbar rollten die lauter rauschenden Wellen mir vor den Fuß, der Wind murrte drüber, und einsam stand ich am öden, nächtigen Strand.

*
* *

Es war nicht lange nach diesem sonderbaren, mir lebendig im Gedächtniß verbliebenem Traum, als ich in eigenthümlicher Art mit einem Fremden bekannt wurde. Wir trafen eines Abends im Gesellschaftsraum des Fräulein Kora Lindermut zusammen, und

bei unserer gegenseitigen Vorstellung knüpfte ich an seinen Namen Holding Terborg nur die Muthmaßung, daß er friesischen Ursprungs sei. Seine Stimme vernahm ich kaum; er schien ein Mann von stiller Art, das vollgraue Haar ließ ihn in die Mitte der sechziger Jahre setzen. Nach seinem Typus hätte man dunkle Augen bei ihm erwartet, sie besaßen indeß eine tiefe und trotzdem überleuchtende Bläue, durch die sie mich an etwas erinnerten, doch ich fand nicht, an was. Er nahm, wie gesagt, wenig am Gespräch Theil, blätterte zumeist abseits in einem der auf Tischen zerstreut umherliegenden Kunstwerke oder betrachtete die vielfältig von Simsen und Gestellen herabblickenden ethnographischen und antiquarischen Seltenheiten, welche dem großen Zimmer stellenweise fast das Gepräge eines kleinen Museums verliehen. Sein Interesse für diese todten Gegenstände war sichtlich reger als das an der Unterhaltung um ihn, oder ihm gebrach vielleicht die Gewandtheit, sich an ihr zu betheiligen. Der Wandschmuck des Raumes bestand hauptsächlich aus großen Stichen und einigen recht guten Oelkopien der berühmtesten Bilder Raphaels, doch über diese ging der Blick Holding Terborgs ohne anzuhalten hinweg; die Malerei mußte keine Anziehungskraft auf ihn üben. Bei einem Andern hätte sein, ihn von der Gesellschaft absonderndes Betreiben für die letztere etwas Verletzendes haben können, aber es stellte sich bei ihm, von jeder Absichtlichkeit fern, so als eine natürliche Bethätigung seines Wesens dar, daß es keineswegs

auffiel, und außerdem war man offenbar völlig daran gewöhnt. Ich hörte zum erstenmal von ihm, ein Bekannter wußte mir auch nur wenig über ihn mitzutheilen. Er lebe ohne Amt und Berufsausübung schon seit Jahren in der Stadt, stehe mit Niemandem in eigentlichem Verkehr, sondern halte sich für gewöhnlich vollständig in seiner Wohnung zurückgezogen, besuche indeß da und dort gesellige Zusammenkünfte. Zu welchem Zweck er dies thue, sei nicht recht verständlich, da er augenscheinlich weder sich selbst sonderlich amüsiere, noch zur Unterhaltung der Andern beitrage. In beidem besaß der Sprecher unverkennbar Recht; mich hatte eine gewisse schwer zu kennzeichnende Eigenart in den Zügen und Bewegungen des Fremden zu der Erkundigung nach ihm veranlaßt. Doch der beim ersten Anblick unwillkürlich von ihm auf mich geübte Eindruck zerging wieder, ich verglich ihn mit einigen, früher wohl von mir gesehenen gelehrten Sonderlingen, fand ihn denselben ähnelnd und gab nicht weiter auf ihn acht.

Das Haus des Fräulein Lindermut genoß eine langjährige Tradition. Ihr Vater war Professor der Botanik gewesen, dabei sehr vermögend und wegen seiner mannigfachen wissenschaftlichen, wie ästhetischen Interessen allgemein geschätzt. So hatte sein Haus sich zu einem geselligen Vereinigungsmittelpunkt der gebildeten Elemente der Stadt gestaltet, vorwiegend der Universitätsangehörigen, indeß auch sonstiger, über das gewöhnliche geistige Maß hinausgehender Orts-

notabilitäten. Der Beruf, die Richtungen und Anschauungen der Theilnehmer an den häufigen Zusammenkünftigen blieben außer Betracht; Vertreter der Theologie fanden sich neben solchen der Naturwissenschaften ein, Künstler mit auseinanderweichendsten Bestrebungen, Politiker entgegengesetzter Parteien trafen sich an. Doch that dies einem gleichmäßigen erfreulichen Verlauf der Abende keinen Eintrag; man bewegte sich in feinen und ruhigen Ausdrucksformen auf dem Boden wechselseitiger Anerkennung und vermied, etwaige Gegensätze zu berühren. Gewisse feststehende Grundzüge gebildeter Betrachtung und Auffassung, besonders in ästhetischer Hinsicht, konnten auf die Uebereinstimmung Aller zählen und eigneten sich dadurch vorzugsweise zu häufiger wiederkehrenden Lieblingsgegenständen der Unterhaltung.

Fräulein Lindermut hatte nach dem Tode ihrer Eltern als einzige Hinterlassene des Hauses die Ueberlieferung desselben fortgesetzt, und das Abscheiden jener Beiden führte keinerlei Aenderung mit sich. Der nämliche Ton herrschte weiter, und die nämlichen Personen — soweit die Zeit sie nicht gleichfalls abberief oder neue hinzufügte — nahmen mit der alten Regelmäßigkeit an dem Zusammentreffen in dem alten Raum Theil. Man that dies gewohnheitsmäßig, bald ohne mehr daran zu denken, daß die Tochter an die Stelle des Vaters und der Mutter getreten sei. Sie hatte schon seit Jahrzehnten einen wesentlichen Bestandtheil der Geselligkeit des Hauses ausgemacht, war — tacitis

annis — aus der Jugend bereits ziemlich weit ins mittlere Lebensalter vorgeschritten und stand zu der Mehrzahl ihrer oftmaligen Gäste in dem vertrauten Verhältniß, welches ein Miteinander-Altern in ständig gleichbleibendem Verkehr mit sich bringt. Allerdings leistete die Art ihrer Natur dazu Beihülfe.

Ihr Vater hatte ihr — vielleicht aus einer, durch seine Pflanzennomenclatur geweckten Vorliebe für griechische Benennungen — den Namen Kora beigelegt und selbst sie als Kind mit der ursprünglichen Form „*κόρη*“ gerufen. Die Bedeutung desselben, „Jungfrau, Mädchen“ erstreckte sich weiter, als er gedacht haben mochte, denn seine Tochter trug bis heut' den Namen mit Recht, und ihre Jahre ließen keine Aenderung mehr erwarten. Es hatte nie Jemand um ihre Hand angehalten, da sie dasjenige nicht besessen, was bei den meisten Männern eine Grundbedingung für solchen Lebensschritt bildet. Ihre Gesichtszüge boten nichts Unschönes, im Gegentheil fast einen klassischen Schnitt, aber sie war niemals jung gewesen. Das Mädchen von achtzehn Jahren hatte bereits den nämlichen Eindruck erregt, wie jetzt die Vierzigjährige; ihr fehlte das Frauenhafte, und die Männer fanden von jeher Gefallen, sich mit ihr zu unterhalten, doch keinem tauchte je der Gedanke auf, sie zur Gattin zu wünschen. Ihre Kleidtracht ließ sie etwas absonderlich erscheinen, man konnte geneigt werden, Gesuchtes darin zu finden, aber muthmaßlich war es Unbewußtes. Der Spiegel gab ihr das nämliche Bild wie vor zwanzig Jahren zurück,

so trug sie sich auch noch genau in der gleichen Weise. Ihr hatte sich kein Anlaß zu einer Veränderung aufgedrängt, da sie den Wechsel der Moden von vornherein nicht berücksichtigte, und den zu ihr Kommenden fiel es nicht auf, sie gehörte so zum Hause. In ihrem Kreise galt Fräulein Kora Lindermut anerkannt als geistvoll, unstreitig in mancher Beziehung auch nicht ohne Berechtigung; eine Anzahl Derjenigen, die von langen Tagen her in nächster Vertraulichkeit zu ihr standen, benannten sie — mit leicht erkennbarer Beziehung — Korinna, und sie schien diese Diminutivform ihres Namens nicht ungern angewandt zu hören. Sie verfügte nicht selten über schnelle und treffende Einfälle, ihre Interessen und Kenntnisse waren für eine Dame weit ausgedehnt, und sie belebte das Gespräch, sobald sie sich einmischte. Der lange Umgang mit geistig bedeutenden Leuten hatte ihr eine gewisse Sicherheit des Urtheils verliehen, die sich zumeist in liebenswürdiger Art kundgab, gelegentlich indeß ein starkes, inneres Selbstbewußtsein zum Durchklingen brachte. Ihre Sprechweise war lebhaft, ihre Stimmlage ein wenig zu hoch. Sie debattirte gern, ließ, wo sie einen Mißgriff gethan und in Nachtheil gerieth, das Thema geschickt fallen, verfolgte es dagegen, wenn sie sich im Vortheil befand, bis zum Eintritt allseitigster Anerkennung der Richtigkeit ihrer Ansicht. Ich glaube, daß Jeder in seinem Leben mit geringfügigen Abweichungen im Einen und Anderen eine ähnliche Persönlichkeit kennen gelernt hat. Mich hatte eine Gruß-

übermittelung aus anderm Ort in das Haus geführt, und ich befand mich zum zweiten- oder drittenmale dort.

*
* *

Es ist mir nicht im Gedächtniß verblieben, durch welchen Uebergang sich an jenem Abend das Gespräch auf die Malerei gelenkt und bei diesem festgesetzt hatte; der Vorgang selbst war jedenfalls ein sehr natürlicher, da die genannte Kunst zu den Gegenständen gehörte, bei denen sich eine Einmüthigkeit der ästhetischen Anschauung und Würdigung von Seiten aller Anwesenden voraussetzen ließ. Wenigstens auf demjenigen ihrer Gebiete, welches die Unterhaltung berührte, indem sie eine Streitfrage aufwarf oder vielmehr die Möglichkeit und Berechtigung einer Meinungsverschiedenheit hinstellte. An der Zimmerwand über dem Sopha befanden sich nebeneinander zwei große Stiche der Sixtinischen und der Holbeinschen Madonna, und die Betrachtung derselben hatte die Frage mit sich geführt, welchen von beiden der Preis des höchsten malerischen Kunstwerkes zuzuerkennen sei. Die Mehrzahl entschied sich für Raphael, wogegen Einige die größere Innigkeit des deutschen Malers betonten. Zweifellose Einigkeit herrschte indeß über die Ebenbürtigkeit beider als vollendetster Behandlungen des erhabensten und lieblichsten Vorwurfes für die im Bilde darstellende Kunst.

Durch die wechselnden Aeußerungen klang einmal die Stimme Kora Lindermuts: „Welcher geben Sie den Vorzug, lieber Doctor?“

Ich wußte nicht, an wen die Frage gerichtet sei, ward erst darüber belehrt, wie Holding Terborg, den Kopf umwendend, antwortete: „Sie wissen, daß mir das Verständniß für diese Gattung der Malerei fehlt.“

Es regte mir den Eindruck, als ob Fräulein Lindermut auf eine derartige Entgegnung nicht unbereitet gewesen, denn sie versetzte rasch: „Das kann bei Ihrem Kunstsinn nur als ein Vorwand erscheinen, einer Entscheidung auszuweichen.“

„So nennen Sie es, daß mir die Vereinigungsfähigkeit für unvereinbare Vorstellungen mangelt.“

Holding Terborg sprach dies und alles Folgende mit einem so unveränderlich ruhigen Tone, wie ich ihn noch nie aus einem Menschenmunde vernommen. Während seine Aeußerungen bei den Umherbefindlichen mehr und mehr sichtbare und hörbare Erregung veranlaßten, bewahrte er stets den nämlichen beschwichteten Gleichmuth, der nur aus dem innerlichen und unerschütterlichen Fertigsein eines Urtheils hervorgeht. Man schien allerdings bei ihm an besondere, von der allgemeingültigen Anschauungsweise abweichende Meinungen gewöhnt, allein dennoch nicht auf eine solche Ketzerei gefaßt, wie sie sich, zwar nur halb verstanden, in seiner letzten Erwiederung ausgesprochen. Unaufgefordert übernahm Fräulein Kora die Stellung als Vertreterin und Wortführerin der allseitigen Be-

geisterung für die in Rede stehenden Bildwerke weiter und sagte lebhaft:

„Sie scheinen uns also eine Unklarheit in der Verehrung dieser Meisterschöpfungen beizumessen."

„Wenn Sie es selbst so heißen, kann ich nichts dagegen einwenden."

„Und worauf sollte eine solche beruhen?"

„Daß Sie den inneren Widerspruch dieser Bilder nicht erkennen oder nicht erkennen wollen, vor ihnen nicht selbst denken, sondern ohne eigene Prüfung sich dem Ueberlieferungsurtheil einer Zeit hingeben, welche von ganz anderen Betrachtungen und Empfindungen ausging."

„Das heißt, daß wir Protestanten sind? Ich hätte einen so engen Gesichtspunkt bei Ihnen nicht erwartet."

„Auch das verändert allerdings, falls Ihr Protestantismus ein wirklicher und bedachter ist, Ihre Stellung einem Madonnenbilde gegenüber."

„Aber, lieber Doctor, meinen Sie denn, daß unsere Augen confessionell sein sollen? Mein Blick, meine Seele bewundert die Erhabenheit und Schönheit der Idee und ihrer Verkörperung. Wir haben einige der competentesten Richter hier unter uns, denn ich glaube, daß die Selbstausüber einer Kunst wohl in Angelegenheiten derselben vor Allen zur Entscheidung berufen sind."

Fräulein Lindermut richtete sich mit der letzten Wendung gegen zwei in der Gesellschaft anwesende

Maler. Diese, obwohl Vertreter verschiedener Schulrichtungen, begegneten sich völlig in ihrer Erwiederung, daß kein Zweifel über die unerreichte, in den beiden Madonnenbildern offenbarte Meisterschaft obwalten könne, und Kora Lindermut fügte lächelnd nach: „Sie hören, lieber Doctor, mit welchem Urtheilsspruch der künstlerische Areopag unser Laiengutachten bestätigt."

Holding Terborg erwiederte: „Ich habe die künstlerische Technik der Gemälde nicht im geringsten angezweifelt; wenn es sich um sie handelte, würde ich selbstverständlich mein Urtheil vor demjenigen berufenerer Fachkundiger bescheiden. Doch die letzteren bilden keinen Areopag zu endgültiger Festsetzung des geistigen Inhaltes einer Kunstschöpfung, durch welchen sie überhaupt erst zu einer solchen wird. In gleicher Weise kann ein richterlicher Spruch nach bestehenden gesetzlichen Vorschriften formell begründet sein und doch dem Begriff des Rechtes vollständig zuwiderlaufen. Ich stelle nicht in Frage, daß die aufgewandten Mittel vorzügliche sind, sondern daß der Zweck, dem sie dienen, von meinem Denken und Fühlen fordern kann, ihn mit meinem Kunstbegriff zu vereinbaren."

Kora Lindermut warf leicht ironisch ein: „Ihr Kunstbegriff unterscheidet sich danach jedenfalls wesentlich nicht nur von dem unsrigen, sondern von dem der ganzen gebildeten Welt. Aber wenn wir Ihre Aeußerungen auch wohl kaum als ernsthaft gemeint aufnehmen dürfen, so würde es, wie ich glaube, doch Allen interessant

sein, eine Vertheidigung Ihrer paradoxen Behauptung zu hören."

Der Blick Holding Terborgs überstreifte mit flüchtigem Aufschlag die Gesichter vor sich, und es redete etwas wie ein Bereuen daraus, zu dieser Aufforderung Anlaß gegeben zu haben. Er entgegnete: „Wir werden schwerlich zu einem Austrag der Frage gelangen, da sie sich in eine Weite zurückzieht, in der man den gesellschaftlichen Boden unter den Füßen verliert."

„Es scheint, daß Sie sich zurückzuziehen beabsichtigen — oder geringes Vertrauen in unsere Fassungskraft setzen."

Fräulein Kora befand sich im Vortheil allseitigster Anerkennung und Unterstützung der von ihr verfochtenen Sache und war nicht gewillt, den Kampf vor der Niederstreckung der Waffen von Seiten ihres Gegners aufzugeben. Aus den Zügen des letzteren sprach abermals einen Moment etwas, das ich mir fast nur wie eine schweigende Beipflichtung zu der Schlußbemerkung der Dame des Hauses zu deuten wußte, dann gab er Antwort:

„Wenn Sie darauf bestehen, will ich Ihrem Verlangen so kurz als möglich nachkommen. Ich muß mir dabei verstatten, ab und zu eine Frage an Sie zu richten. Sie sprachen von der Erhabenheit der in dem Marienbilde verkörperten Idee. Aus welchem Grunde legen Sie ihm diese Bezeichnung bei?"

„Weil es die Mutter des Stifters unserer Religion darstellt.“

„Also eine göttliche Persönlichkeit, denn sonst würde ihr das Beiwort „erhaben“ nicht zustehen können.“

Fräulein Lindermut entgegnete ein wenig unschlüssig: „Wenn ich die Frage als Protestantin beantworten soll —“

Doch ein anwesender Professor der theologischen Facultät schaltete ein: „Sie dürfen auch als solche gewiß mit einem Ja erwiedern, liebe Korinna. Wenngleich unsere lutherische Lehre den katholischen Mariencultus ausschließt, so werden wir doch die hohe Verehrung, welche die andere Hälfte unserer christlichen Glaubensgenossenschaft der Gottesmutter darbringt, als einen — nur dogmatisch nicht berechtigten — Ausfluß religiöser Gesinnung anerkennen müssen. Und jedenfalls verpflichtete die Confession des Malers ihn, sie in dieser hoheitsvollen Eigenschaft zur Darstellung zu bringen.“

„Als Gottheit, Herr Kirchenrath. Dann ist sie also keine menschliche Mutter, sondern etwas, wofür mir die Natur kein Vorbild liefert, vielmehr — wie Fräulein Lindermut richtig bemerkte — die Verkörperung einer religiösen Idee durch die Phantasie des Malers.“

„Aber, lieber Terborg“ — Fräulein Kora ließ einen leicht mitleidig lächelnden Blick über den Angeredeten gleiten — „Sie verwechseln wirklich sonderbar — für uns Protestanten ist sie das ja nicht,

vielmehr eben der höchste und natürlichste Ausdruck weiblicher Schönheit und mütterlicher Empfindungen."

„Dann ist sie eine menschliche Mutter, also keine Gottheit."

„Sie ist eben beides, je nachdem, ob man sie vom Standpunct der Religion oder der Kunst betrachtet. Das bezeichnet ja grade den gottbegnadeten Künstlergenius Raphaels und Holbeins, daß sie in ihren Madonnengesichtern beides für den Blick des Beschauers zu verschmelzen wußten.".

Kora Lindermuts Züge konnten den Triumph ihrer überlegenen, von allgemeiner Zustimmung begleiteten Beweisführung nicht ganz verheimlichen; vielleicht legte sie ihn auch ein wenig absichtlich als Vergeltung früherer, nicht gleich günstig für sie verlaufener Wortgefechte mit Holding Terborg an den Tag. Der Letztere faßte indeß ruhig zusammen:

„Die Madonna muß also beides sein, Gottheit und Nichtgottheit, Mensch und Nichtmensch. Sie ist, je nach der Auffassung des Beschauers, die Mutter eines Gottes, welche die Hoheit desselben anbetet, der Welt in ihm ihren Heiland darbietet, seine Unsterblichkeit kennt, nicht in der Zeit, sondern in der Ewigkeit lebt. Und sie ist auch die Mutter eines Menschen, die ein schwaches Kind als Beschützerin in den Armen hält, nichts von seiner Zukunft weiß und es mit dem Glück und der Sorge einer irdischen Mutter an sich drückt. Sie verbindet im Ausdruck ihres Gesichtes den unvereinbarsten Widerstreit alles Denkens und Em-

pfindens, heftet den nämlichen Blick auf die Unvergänglichkeit und auf die Vergänglichkeit des Lebens. Dafür reicht mein Auffassungsvermögen nicht aus; ich kann weder eine Gottes- noch eine Menschenmutter in ihr gewahren, sondern nur ein unwahres Zwitterbild, einen Versuch des Malers, wider die denkende Vernunft und die Natur der Kunst beides zu vereinigen. Die vollendetste Künstlerschaft der Malerei kann mir Phantasiegestalten, in denen sich die Gegensätze göttlicher Geringachtung des Erdenlebens und menschlich innigen Zusammenhangs mit demselben vermischen, nicht zu Kunstschöpfungen beseelen, die mich mit einem bewundernden Gefühl ihrer Wahrheit, sei es einer erhabenen oder schönen, erfüllen."

Es blieb nach dieser Erwiederung Terborgs einige Augenblicke hindurch still im Zimmer; der Kirchenrath räusperte sich, doch ohne etwas zu entgegnen, und nur Fräulein Kora Lindermut äußerte, das Schweigen aufhebend, mit einiger Schärfe des Tones:

„Sie hatten wohl Recht darin, Herr Doctor, daß wir bei der Entwickelung solcher Ansichten den Boden der Gesellschaft unter uns verlieren. Es scheint, daß Sie der Unvergänglichkeit des Lebens, das heißt, der Existenz einer Gottheit geringere Bedeutung beimessen, als es zum Glück seit meiner Gedenkzeit in diesem Hause zu geschehen pflegt."

Offenbar lag keine Replik, sondern ein Abspringen auf ein anderes Gebiet in der Antwort, und Holding Terborg schien derselben Verstummen entgegensetzen zu

wollen. Nur ein seltsames Lächeln ging um seinen Mund; doch dann öffnete dieser sich noch einmal und sagte:

„Halten Sie dafür, daß weniger ein göttlicher Funke in dem Bewußtsein der Vergänglichkeit lebt? Ich glaube, ein höherer; denn sie ist nicht die Selbstsucht, sondern das Mitgefühl."

Die Debatte hatte bis hierher wohl mein Interesse geweckt, weil sie eine Frage betraf, die in mir selbst öfter bei der Betrachtung berühmter und als höchste Kunstleistung verherrlichter Heiligengemälde angeregt worden. Besonders indeß war mir daran der Muth des Einzelnen sympathisch gewesen, welcher unbeirrt, nicht nur der ganzen Versammlung gegenüber, sondern dem als geheiligt gültigen Urtheil der gesamten Kunst- und Bildungswelt entgegen, seine sacrilegische Meinung aussprach. Bei den letzten Worten aber hob Holding Terborg zufällig das Gesicht nach meiner Richtung, zwischen seinen Lidern hervor ruhte einen Moment die tiefe, leuchtende Bläue seiner Augensterne auf mir, und plötzlich überlief es mich mit einem sonderbaren Erinnerungsschauer. Es war der selbe Blick, mit dem in meinem Traume die goldlockige Frauengestalt auf dem Runenstein am Meeresstrande mich freudig und schmerzlich angesehen hatte, als sie auf meine Frage erwiedert: „Ich schaue die Flüchtigkeit des Lebens." Was der Traum mir nicht gesagt, der Name jener schönen, göttlich-menschlichen Erscheinung war eben vom Munde Holding Terborgs erklungen. Ich fühlte im Innersten,

er hatte ihn gesprochen und mir ihre Antwort gedeutet: Sie war das Mitgefühl.

Um einige Augenblicke später hörte ich die Stimme Fräulein Lindermuts: „Nun, meine Freunde, ich bin überzeugt, Niemand von uns wird sich durch irgend eine originelle paradoxe Anfechtung sein Verständniß und seine Begeisterung für die höchsten Kunstschöpfungen eines Raphael und Holbein beeinträchtigen lassen, und wir können uns nach diesem kleinen Scheingefecht zur Stärkung an den wartenden Abendtisch hinüberbegeben."

„Gewiß nicht, liebe Korinna," bestätigte der Kirchenrath, und Holding Terborg that das Nämliche mit den gleichen Worten: „Gewiß nicht, Fräulein."

* * *

Um eine Stunde später mag es gewesen sein, daß ich Herrn Terborg sich mit einer Vorgabe frühzeitig von Fräulein Lindermut verabschieden hörte und das Zimmer verlassen sah. Man kann sich oft seltsam unter dem Bann eines Traumes befinden, und der meinige hatte sich meiner Empfindung voll wieder bemächtigt. Es zog mich, wie an einem unsichtbar angesponnenen Faden, dem Fortgehenden nach, ich muß es gestehen, ohne daß ich der Anstandspflicht Genüge leistete, von meiner zuvorkommenden Wirthin Abschied zu nehmen. Aber die Besorgniß, den Urheber meines Mitaufbruchs aus den Augen zu verlieren, trieb mich zur Eile.

Draußen lag eine kühle, sternhelle Winternacht, die mir den Fußtritt des schon etwas vor mir Schreitenden vernehmlich zurückhallen ließ. Doch befiel mich jetzt ein Zaudern; ich war noch ziemlich jugendlichen Alters und besaß keinerlei Beglaubigung, die mich berechtigen oder ihn veranlassen konnte, eine Anknüpfung zwischen uns zu bewirken. So folgte ich, wenn auch etwas schneller als er, doch unschlüssig nach und glaube, daß ich ihm ohne Anrede oder Begrüßung vorübergegangen sein würde. Er drehte sich indeß bei dem Klang meines Schrittes hinter ihm, sah mich an und sagte freundlich: „Haben Sie auch schon den Wunsch, sich allein zu befinden? In Ihren Jahren pflegt man sonst noch geselliger zu sein."

Eine altväterisch über der Straßenmitte hängende Laterne konnte ihn mein Gesicht unterscheiden lassen, allein es nahm mich trotzdem Wunder, daß er sich desselben erinnerte, da der Kreis ein großer gewesen und wir in keinen Bezug zu einander getreten waren. Aber seine Ansprache bestärkte meinen wankend gewordenen Vorsatz wieder, sie bot mir zugleich einen passenden Anhalt, und ich entgegnete, offen gesagt, habe sein Fortgang auch den Beweggrund des meinigen gebildet, doch da er nach seiner Aeußerung die Gesellschaft verlassen, um sich allein zu befinden, so bäte ich um Entschuldigung für den in mir erwachten Wunsch, ihn auf seinem Heimweg begleiten zu dürfen.

Er versetzte indes: „Solche Einsamkeit suchte ich nicht, die bringt das Leben zur Genüge mit sich", und

er fügte nach: „Offenheit erspart oft weite Umwege oder das gänzliche Verfehlen eines Ziels. Aber es ist sehr selten, daß Jemand spricht, was er in Wirklichkeit denkt und fühlt."

Mir entflog: „Sie haben es heut' Abend gethan und einem unklaren Empfinden in mir damit Ausdruck und Erkenntniß gegeben."

Sein Fuß setzte sich langsam wieder vorwärts und deutete stillschweigend, daß er meine Begleitung annehme. Er entgegnete kurz auf meine Worte: „Ich las Ihre Beipflichtung in Ihren Augen; sie täuschen fast nie, wenn man ihre Sprache zu verstehen gelernt hat, nur bedarf es der Zeit dazu." Dann ging er verstummt neben mir, bis er die Frage an mich richtete: „Was führte Sie in das Haus, das wir verlassen?"

Ich theilte den Anlaß mit und erwähnte, die dortige Gesellschaft sei mir als die gebildetste der Stadt gerühmt worden. Mein Begleiter stand einen Augenblick still und versetzte: „Mit Recht, Sie werden das Nämliche überall hören, sowie den Wunsch, in ihr aufgenommen zu sein. Es ist die beste mögliche Vereinigung einer größeren gebildeten Menschenzahl zur gemeinsamen Förderung geistiger Interessen. Sie können ihre Natur nicht ändern, bringen mit, was die Unterschiede der Anlage, der Erziehung, des Entwicklungsganges aus ihnen gestaltet hat, und mit Nothwendigkeit ergiebt sich daraus manches Enge und Einseitige, Mangelhafte, Eitle und auch Prunkenwollende ihrer Anschauungen. Aber der Mehrheit nach reden sie ihre

Wahrheit, das von ihnen Begriffene, sind davon überzeugt. Wer mehr bei Menschen sucht, wird sich in jeder Gesellschaft enttäuscht finden."

Holding Terborg schwieg, ich antwortete im Weitergehen, daß ich ihn allerdings kaum kennen gelernt, aber doch verwundert sei, ihn als Theilnehmer an jenem Kreise angetroffen zu haben, mit dem er mir trotzdem in keiner inneren Verbindung zu stehen scheine. Er wiederholte: „Innere Verbindung? Mit wem steht man in ihr? Das ist ein Wort der Jugend, eine Fata morgana, die sie in Farben- und Gestaltungsschönheit vor sich sieht und ihr sehnsüchtig zutrachtet. Doch sie erreicht das leuchtende Truggebilde nie, bis sie unbewußt selbst stumpf geworden. Da findet sie sich vor einem verkrüppelten Astwerk auf dürrer Haidefläche, glaubt, es seien die winkenden Palmenwipfel über dem blauen Wasserspiegel und nimmt, mit oder ohne Wissen sich selbst betrügen wollend, mit der ärmlichen Wirklichkeit des Lebens vorlieb. Es ist der Drang des Menschen nach Mitlebendem, der Einsamkeit zu entfliehen; wer in ihr aufgewachsen, wird am stärksten von ihm beeinflußt. Ob wir den Menschen Zuneigung oder Abneigung entgegenbringen, zieht es uns immer zu ihrer Betrachtung zurück. Wer zu höheren Jahren kommt, findet sich den stetig wiederkehrenden Gegensätzen der Geistes- und Gemüthsrichtungen in gleicher Weise gegenüber wie den unerforschlichen Gründen der Naturgesetze, kann nur ihr Bestehen feststellen, doch sie in höchst seltenen Fällen zu ihrem Ursprung verfolgen.

Warum bildet diese Pflanze ihre Blätter und Blüthen so und jene anders? Warum ist auch im Naturzustand bei den Thieren die größte Charakterverschiedenheit vorhanden? Es sind einfache Thatsächlichkeiten, welche die Wissenschaft durch lange Uebertragung zu erklären sucht, wir aber in der kurzen Frist unseres Daseins können sie nur als etwas unabänderlich Feststehendes hinnehmen. Wir werden, wegen unserer Neigung zur Rückbeziehung auf uns selbst, gern dem Hunde seine Treue als Verdienst anrechnen, doch eine gerechte Beurtheilung wird uns abhalten, der Katze aus dem Mangel an jener einen Vorwurf zu machen. Und zu dem nämlichen Endergebniß gelangt auch die Betrachtung der Menschen; sie sind ihrer Naturmitgift sowohl in Bezug auf ihre Vernunft als ihr Gemüth unterworfen, können nicht über ihre Schranke hinaus. Die uns gleichartig Denkenden und Empfindenden lieben wir und streben, uns mit ihnen zu umgeben; aber die uns Unverständlichen, unserm geistigen Vermögen und Fühlen Widerstreitenden haben häufiger auf Bedauern als auf Verdammung Anspruch, und die eigne Lebensfreiheit giebt uns nur das Recht, einen Zwang, den sie auf unsere Anschauungen ausüben wollen, abzuwehren. Dies that ich heut' Abend in der Streitfrage, bei der Fräulein Lindermut mich wider meinen Willen zu einer Meinungsabgabe nöthigte. Denn ich wußte vorher, daß sich unter den Anwesenden Niemand befinde, der in sich eine Verständnißmitgift für meine Auffassung trüge."

„Außer Ihnen," fügte Terborg stillstehend nach, „doch Sie waren mir fremd." Wir hatten die Thür seiner Wohnung erreicht und ich stand im Begriff, mich zu verabschieden, als er fortfuhr: „Vielleicht war es die Absicht dieses Abends, uns nicht als Fremde zu belassen. Es ist nicht spät" — er warf einen kurzen Blick über sich zum Himmel — „kaum zehn Uhr. Wenn Sie mich noch einige Stufen weiter begleiten mögen —"

Dankend und erfreut folgte ich der unverhofften Aufforderung, sein ganzes Wesen übte geheime Anziehungskraft auf mich. Während wir eine Treppe erstiegen, äußerte ich, daß er sich gut auf die Zeitbestimmung nach den Sternen zu verstehen scheine. Mit dem Kopf nickend, versetzte er: „Sie sind die zuverlässigste Uhr, die in einem halben Jahrhundert nicht der Reparatur bedarf. Wer als Knabe keine in der Tasche getragen, befreundet sich auch zu solchem praktischen Zweck mit ihnen." Wir traten in ein Zimmer und mein Führer zündete eine Studirlampe an, die den Raum erhellte; dabei sagte er: „Wie schnell und leicht wir heute Nacht in Tag verwandeln. Es bleibt Dem immer noch neu-überraschend, der die Sorglichkeit gesehn, mit der man vordem Abends die Kohlen auf dem Herd unter der Asche barg, um sich am Morgen wieder Licht und Wärme schaffen zu können. Jetzt braucht man nicht mehr mit der Schaufel ins Nachbarhaus zu laufen und mit der Glut drauf durch den Sturm zurückzurennen. Der Mensch ist zum Prometheus fortgeschritten."

Die Stimme Holding Terborgs entsprach seiner groß-kraftvollen Gestalt, doch besaß sie in ihrem männlichen Ernst zugleich etwas Weiches mit einem leis schwermüthigen Durchklang. Er erschien mir hier anders, als in dem Gesellschaftsraum Fräulein Lindermuts; dort hatte man ihn übersehen, unbeachtet lassen können, zwischen seinen eigenen Wänden hob er sich sofort als eine ungewöhnliche Persönlichkeit hervor, ohne daß man gleich zu sagen wußte, wodurch. Denn alles an ihm war einfachste Natürlichkeit, die Vorstellung von etwas Beabsichtigtem, nicht aus ihm selbst Kommenden vollständig mit seiner Wesensart unvereinbar. Man fühlte, daß er auf einer Lebenshöhe stehe, unter der jedes künstliche Anstreben und Zielverfolgen des Menschenthums bedeutungslos abgefallen daliege, und der Gedanke drängte sich unwillkürlich auf, es könne ihm eine Krone oder höchster Reichthum geboten werden, ohne einen Augenblick das Gleichmaß seiner Schätzung der Erdendinge zu verändern. Er mußte in seiner Jugend auch körperlich außerordentlich einnehmend, von gewinnender Schönheit gewesen sein, denn seinen Jahren gemäß war er es noch.

Um eine bequemere Haustracht anzulegen, trat er kurz in ein Nebengemach und ich sah mich in der geräumigen Stube um. Sie beließ keinen Zweifel, das Arbeitszimmer eines deutschen Gelehrten darzustellen; Bücher nahmen vorwiegend die Wände ein, einzelne alte Kupferstiche dazwischen sprachen von einem auf das Poetische gerichteten Kunstsinn. Die

Hausrathseinrichtung war sehr schlicht, von Bedürfnißlosigkeit zeugend, drum überraschten einzelne Gegenstände darunter, die man in der Wohnung eines Junggesellen nicht erwartete. Ueber dem Schreibtisch hingen, von der Lampe angehellt, zwei kleine Oelbrustbilder, ausdrucksvoll-lebendig gemalt, beide weibliche Köpfe darstellend. Das erste zeigte eine schon weitbejahrte Frau mit fast weißem Haar über runzelverwitterten Zügen; die grobe Kleidung wies auf niedrigen Stand hin. Aus dem Gesicht sprach nichts geistig Hervorragendes, nur die blaustrahlenden Augen nahmen den Beschauer eigenthümlich gefangen, daß er, von einer plötzlichen Täuschung gefaßt, sich aus dem Greisenbildniß ein jugendliches Antlitz entgegenblicken sehen konnte. Auch das andere Gemälde gab eine Frau oder ein Mädchen in schon etwas vorgeschrittenem Alter und absonderem Anzug wieder, ich ließ indeß von der näheren Betrachtung ab, weil ich einen Schritt aus dem Nebenraume zurückkommen hörte. Mein Blick glitt noch über ein auf dem Schreibtisch liegendes Papierheft, dessen Umschlag in mir nicht verständlicher Bedeutung als Aufschrift die großen lateinischen Buchstaben „S. Sp. Ae.“ trug, dann trat Holding Terborg in einem an die Schaube des Mittelalters erinnernden Hausrock wieder ein. Die Tracht war ihm zugehöriger, als die Gesellschaftskleidung; das Kleinliche und Nichtige, alle Eigenart Fortglättende der letzteren kam mir bei seinem jetzigen Anblick nachträglich deutlich zum Bewußtsein.

Er verfügte in hohem Maße über die Gabe einer edlen Gesprächsführung, die ihrem Gegenstande, selbst wenn dieser an sich geringfügig erscheint, dadurch Werth verleiht, daß sie ihn zum Ausgangspunkt in höhere Geistesinteressen adelt, und sich von der gesellschaftlichen Conversation wie Gold von glitzernd aufgeputztem Messing unterscheidet. Mein Wunsch stand allein danach, ihm zuzuhören, aber auch die Schwäche mancher in Wirklichkeit bedeutender Männer, in der Unterhaltung vorwiegend selbst zu sprechen, war ihm fremd; im Gegensatze dazu ging sein Bestreben darauf hinaus, mich möglichst zu eigenen Aeußerungen zu veranlassen. Er trug diesen eine Theilnahme entgegen, wie der erheblich Jüngere sie selten bei dem Aelteren, weit Ueberlegenen, antrifft; mir kam allmählich für das zuerst unbestimmt erweckte Gefühl die zutreffende Gedankenbezeichnung, daß er Alter und Jugend gleichsam zu einem zeitlosen Menschenthum in sich vereinige. Ich hatte nie in ähnlicher Weise bei irgend Jemandem ein so sicheres Beruhen auf dem eigenen geistigen Wesen, verbunden mit solcher Milde und bereiten Nachsicht für anders Denkende, gefunden; so neu und lehrreich mir vieles aus seinem Munde war, klang es mir doch zugleich vertraut, denn alles enthielt einen geheimen Ton, der auf seinen Urquell aus der innersten Tiefe und dem Vollverständniß des Menschenlebens hinwies. Mich beschäftigte die Frage, durch welchen besonderen Entwickelungsgang er zu dieser über-

schauenden Klarheit, dieser höchsten, gleichmüthigen Ablösung von allem nichtigen und doch durch die große Mehrzahl der Menschheit so begehrlich erstrebten Blendwerk gelangt sein möge; doch er berührte mit keinem Worte seine eigene Persönlichkeit, als daß er einmal bei einem zufälligen Ergeben kurz die Bemerkung einschaltete: „Die Jugend ist wenig für ihr inneres Werden verantwortlich und berechtigt, ein vorsichtig schonendes Urtheil zu verlangen; ohne ein solches würde ich schlimm bestanden haben, denn ich war ein überaus thörichter und haltloser Knabe.“ So vergingen Stunden, wie es mir kaum noch geschehen; fast ungläubig sah ich auf, als der Hammer einer kleinen Säulenstanduhr aus der Kaiserzeit mit zwölf Schlägen auf die hellstimmig klingende Glocke niederfiel. So schwer ich mich entschloß, mahnte sie mich zum gehen und ich erhob mich. Aber Holding Terborg äußerte einfach: „Brechen Sie nicht um meinetwillen auf, ich bin an die Mitternachtsstunde gewöhnt.“ Und mir das Gesicht zuwendend, fügte er nach: „Sie haben noch nicht gesagt, weshalb Sie mir eigentlich aus der Gesellschaft gefolgt sind.“

Er sah mich fragend mit den Augen an, welche drüben plötzlich die eigenthümliche Erinnerung in mir wachgerufen hatten, und zugleich waren es auch wieder andere, erst kürzlich von mir irgendwo gesehene, ich wußte nicht, wo. Ein wenig verwirrt gab ich Antwort: „Den Anlaß dazu bildete im Grunde etwas Wunderliches, nämlich ein Traum.“

Er nickte mit dem Kopfe: „Ja, ein Traum kann wunderlich einen Antrieb verursachen. Das heißt, so willkürlich er erscheinen mag, sind wir selbst doch immer seine Urheber und bedienen uns manchmal seiner, um uns in seltsamer Form über etwas, das verworren in uns liegt, klar zu werden. Ich höre gern von Träumen besonderer Art, denn zwischen ihren sinnwidrigen, unmöglichen Sprüngen kommt nicht selten das unbewußte Denken und Empfinden des Menschen zum Ausdruck. Ein solcher Traum scheint der Ihrige gewesen zu sein."

Es lag eine Aufforderung darin, ihm den halbphantastischen Beweggrund meines heutabendlichen Thuns mitzutheilen, und ich erzählte kurzgefaßt von meiner nächtlichen Traumwanderung an dem öden, geheimnißüberlagerten Meerstrande. Er hörte mich mit dem ruhigen Ausdruck seiner Züge an, doch sie veränderten sich plötzlich, als ich von den drei alten Runensteinsitzen neben dem Uferrande berichtete, und zum erstenmal gewahrte ich aus seinen Augen einen großstaunenden Blick auf mich geheftet. So blieb er, bis ich geendet, vielleicht noch eine halbe Minute darüber hinaus. Dann sagte er langsam, mehr wie zu sich selbst sprechend: „Seltsam. Sie haben sie auch gesehen? Das waren sie." Und er stand auf, trat ans Fenster und blickte eine Zeitlang schweigend zum Sternenhimmel auf.

Ich verstand die Bezugnahme seiner Worte nicht; als er sich wieder zu mir wendete, hatte der Ton

seiner Stimme etwas mich freudig Ueberlaufendes angenommen, denn mir klang daraus, daß ich ihm, freilich in unerklärter Weise, näher getreten sei. Er sprach es selbst aus: „Es war in der That die Absicht des Abends, daß wir uns nicht fremd bleiben sollten. Wollen Sie Ihren „drei Schauenden" wachend dort wieder begegnen, wo sie nach dem deutenden Ruf des Vogels nicht unbeweglich ruhen, sondern ihre Gegnerschaft auskämpfen?"

Seine Hand streckte sich nach dem Schreibtisch und erfaßte das Heft mit der mir unverständlichen Buchstabenaufschrift, doch unter demselben befanden sich noch zwei andere, die ähnliche, ebenso räthselhafte Bezeichnungen trugen. Ich frug nach ihrer Bedeutung, und Holding Terborg erwiederte: „Ich habe mich gewöhnt, was ich von dem Thun der Menschen vernehme, in drei Begriffsfächer zu sondern, ob sie mit dem Hinblick auf eine ewige Fortdauer ihres Daseins handeln, mit dem auf die leere Werthlosigkeit ihrer Existenz, oder aus dem Gefühl der irdischen und flüchtigen Vergänglichkeit des Lebens. Jede dieser drei Auffassungen, wenn sie ernst und innerlich wahr sind, muß eine verschiedene, oft den andern unvereinbar entgegengesetzte Beurtheilung der Erdenvorgänge bedingen. Diese Hefte enthalten Darstellungen völlig gleicher Begebnisse, nur die Ausgänge weichen danach von einander ab, ob die Menschen ihr Handeln „sub specie aeternitatis" — „sub specie vanitatis", oder „sub specie brevitatis" vollführt haben. Es sind Ihre

„drei Schauenden", vom Geisterstrande in die Alltagsgewohnheit menschlicher Verhältnisse gerückt — die Ewigkeit, die Nichtigkeit und die Flüchtigkeit — oder heißen Sie's: Die Anhänger der Unsterblichkeitsüberzeugung, der Zwecklosigkeitsempfindung des Lebens und der kurzen, von Trauer durchschatteten Daseinsfreude. Wollen Sie —?"

Holding Terborg machte eine Bewegung, mir die Hefte hinzureichen, allein er änderte seine Absicht, legte sie auf den Tisch zurück und fuhr, eine umfangreichere Handschrift aus dem Schubfach nehmend, fort: „Oder wollen Sie die Drei zusammen antreffen? Dies enthält keine theoretische Erfindung, sondern Geschehenes des Lebens und stimmt in einigem sonderbar mit Ihrem Traum überein."

Er gab mir das Manuscript; mehr mit der Empfindung noch, als dem Gedanken, begriff ich jetzt, wer mich ihm seit wenigen Minuten vertraulich nahe gebracht; etwas scheinbar Wesenloses — ein Traumbild — hatte die Macht besessen, ein Band von dem geheimnißvollen Flimmern der Sterne draußen zwischen uns zu weben. Die hellstimmige Uhr schlug noch manchmal, eh' ich das mir vertraut gewordene Zimmer verließ; trotzdem ließ der Morgen mich schon früh wieder erwachen und „das Geschehene" Holding Terborgs sogleich zur Hand nehmen. Es füllte viele Blätter, doch ich unterbrach das Lesen derselben nicht bis zum Schluß.

*   *
*

2.

Im letzten Decennium des vorigen und im ersten unseres Jahrhunderts, während die Stürme der französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege fast über das ganze Festland Europas hintobten, lagen die kleinen Inseln Ostfrieslands noch weltabgeschiedener als zuvor. Fremde besuchten sie nicht, denn es führten keine Dampfschiffe zu ihnen, noch Eisenbahnen durch die endlosen Moore der Tiefebenen an die ihnen gegenüberliegende Küste; daß ihre rauhe Einförmigkeit sich jemals mit dem Namen weitberühmter Seebäder verknüpfen könne, kam Niemandem in den Sinn. In wörtlicher und übertragener Bedeutung blickte kein Auge verlangend nach ihrer Dürftigkeit hinüber, und auch dasjenige des Staates, dem sie angehörten, that es kaum. In den rastlos umgestaltenden Wirren der Zeit hatten die Regierungsbehörden anderes zu thun, als an ein halbes Dutzend öder Sandschollen mit einer Handvoll Menschen zu denken, deren Armuth keine Steuer eintrug, oder wenigstens die Eintreibung derselben durch einen Executor nicht

lohnte. So forderte man nichts von ihnen und überließ dementsprechend ihnen auch die Sorge für sich. In Wirklichkeit hatte man sie so gut wie vergessen, und viele Jahre hindurch waren die Inseln, oder eigentlich jede einzelne auf sich allein angewiesen.

Mit Ausnahme vielleicht von Norderney, kannte man kaum irgendwo in deutschen Landen ihre Namen. Die Schule lehrte sie nicht, und eine Geschichte, das heißt, wechselnde Zeitereignisse mit einer Bedeutung für die Menschheit besaßen sie nicht. Sie selbst und alles auf ihnen blieben immer gleich, seitdem überhaupt Jemand von ihnen wußte; sogar die Jahreszeiten änderten so wenig an ihrer Erscheinung wie die Jahrhunderte. Fischer hatten sich einmal auf ihnen angesiedelt und ihr Geschlecht dort forterhalten; Niemand machte ihnen den eingenommenen Grund und Boden streitig, weder das Gelüst von einzelnen, noch das eines fremden Staates trachtete nach dem Besitz der Inseln. Es waren Eilande nach der ursprünglich alten Ableitung des Wortes: einlant, „alleinliegendes Land."

Auch untereinander glichen sie sich wie die gesprenkelten Möveneier in den Sandnestern ihres Bodens. Sie boten die nämlichen länglich gestreckten, unfruchtbaren, baumlos dürren Flächen, zumeist auf allen Seiten von einer Dünenkette umschlossen, über welcher der Wind da und dort das Helmt, ein graugrünes, biegsames Strandgrasgehälm, flattern und flimmern ließ. Wind und Nebel waren heimisch

darüber, die Sonne nur ein seltener Gast. Sich fern vom bedrohlichen Ufer abhaltend, zogen die Segel des Welthandels nur weit am Horizont vorbei, und es geschah sehr wider Wunsch und Willen der Schiffsbesatzung, wenn sie an bleiernem Tag oder in lichtloser Nacht von den hohen, weißkippenden Nordseewogen an den ungastlichen Strand nicht getragen, sondern heraufgeschleudert wurde. Dagegen warfen sich stets Tausende von Wasservögeln unter jauchzendem Luftgekreisch mit der heranrollenden Flut über der Brandung durch die Luft daher, oder folgten den zurückebbenden Wellen nach. Ihr Geschrei bildete mit dem leiseren oder lauteren, doch ewig gleichmäßigen Rauschen des Wassers einen einzigen großen, Himmel und Erde zusammenwebenden Grundton um die Inseln. Das Ohr war so an ihn gewöhnt, daß es ihn nicht mehr hörte.

Andere Laute aber vernahm es selten, denn das hervorstechendste Merkmal von allem zwischen den Dünenhügeln Befindlichen lag in seiner Stille. Pferde und Wagen gab es so wenig, wie Straßen und Steinpflaster, der Boden erzeugte keine Weiden, um Rinder zu ernähren, so fehlte auch ihr Gebrüll. Laute Gewerke wurden nicht betrieben, und die Menschen waren wortkarg. Gleicherweise im Wohlbefinden, wie in der Noth, im Glück, wie in der Trauer. Auch die Jugend gab ihrer Freudigkeit, einem Ueberschwang des Blutes nicht durch Gesang Ausdruck; Frisia non cantat. Das überließ man den Lerchen, die sich im Frühling,

genügsam wie überall, auch auf der kargen Grasnarbe zwischen den Dünenwällen einfanden. Da und dort hockten wohl ein blauäugiger Junge oder eine kleine Dirne, denen der Wind das flächserne Haar von den Schläfen blies, in der Einsamkeit der weißen Sandberge, ließen sich die rieselnden Körner um die hineingegrabenen nackten Beine laufen und hörten auf das Tiriliren der Lerchen über sich. Aber auch ihnen fiel es nicht ein, den Gesang nachzuahmen; das Sprüchwort bewährte sich in anderer Weise, wie die Alten nicht sungen, so zwitscherten auch nicht die Jungen.

Die Inseln, etwa ein Dutzend an der Zahl, theilten sich in größere und kleinere. Die letzteren waren die wirklichen Eilande, die alleinliegenden, auch von Menschen sich selbst überlassenen Lande. Dagegen besaßen die bewohnten überall gleichartige Häuser, welche, mehr oder minder weit verstreut, ein Dorf bildeten und auf dem größten eine bis zur Tausendzahl anwachsende Bevölkerung enthielten. Bei anderen erreichte diese kaum den fünften oder sechsten Theil; etwa die Hälfte der Dörfer wies eine Kirche auf, doch meistens unansehnlich, mit niedrigem Thurme, der gleichsam eine plattanschließende Sturmhaube auf dem Kopf trug, wie die Fischer, wenn sie ins Meer hinausruderten.

Aus solchen bestand die Einwohnerschaft fast ausschließlich. Sie versorgten die Häuser mit den nothwendigen Lebensmitteln, die sich beinahe lediglich auf Seegethier — hauptsächlich Kabeljau, Schellfisch, Heringe — und selbstgebackenes Brot beschränkten. Das

Mehl zum letzteren, etwas gesalzenes und geräuchertes Fleisch und Speck brachten die Schiffer mit zurück, wenn sie zum Verkauf ihrer, dem eignen Bedarf unnöthigen Fische zur Festlandsküste des „Harlinger Landes“ hinübersegelten. Dort lag auch das Städtchen Norden, für die Inselbewohner ein großstädtisches Wunder, doch nur von der Minderzahl je mit eignen Augen gesehen. Es enthielt ein paar Kaufläden, welche die Stoffe zur Bekleidung lieferten; die Schneiderkunst an denselben übten fast überall die Frauen und Männer selbst. Häufig fiel dies nicht erforderlich, denn die Gewebe waren von dauerhafter Art und konnten ein halbes Menschenalter aushalten. Auch was das Leben sonst an unerläßlichen Handwerksbedürfnissen verlangte, ward zumeist durch Selbstverfertigung hergestellt. Man arbeitete das Rohleder zu Stiefeln um, schnitzte Holzlöffel, mauerte, zimmerte, tischlerte und töpferte, knotete Netze und kalfaterte die Böte nach eignem Geschick. Erst auf den größten Inseln begannen einzelne sich in neuer Weise zu Handwerksleistungen für andere auszubilden, aber der Zuspruch bei ihnen blieb noch gering, wie die Bedürfnisse. Rechtsstreitigkeiten waren fast unbekannt und ein Arzt nirgendwo vorhanden. Wo nach beiden Richtungen einmal etwas benöthigt ward, trat der Pastor mit der Entscheidung oder einem Mittel aus der Erfahrung und der Hausapotheke seiner Frau ein. Gewöhnlich besserte sich danach oder von selbst die Krankheit; wenn nicht, so geschah es nach Gottes

Willen, und man grub mit leichter Mühe den Todten in den Sand des Kirchhofes. Doch war die Luft im Verein mit der mehr als mäßigen Lebensweise unfraglich Gesundheit erhaltend; Männer und Frauen erreichten ein hohes Durchschnittsalter, zumeist ohne Gebrechlichkeit bis ans Ende.

Alle waren Friesen und beinahe ausnahmslos noch so blondhaarig und helläugig, wie sie es zur alten Römerzeit gewesen, größtentheils hochwüchsig und von kräftigem Gliederbau. Einen Begriff der Gefahr, wenigstens dem Wasser gegenüber, kannten sie nicht. Die See war für sie ziemlich das, was dem Vogel die Luft ist, vertrauter als das Land, auf dem ihre Beine sich schwerfälliger bewegten. Mitunter warf der Sturm Vögel todt aus der Luft, und so riß er auch Menschen in die Meertiefe, beides lag in der Natur der Dinge. Von Kindheit auf begrenzte der Gedankenkreis der Meisten sich mit wenigen und den gleichen Hauptgegenständen, mit Sand und See, Wind und Wolke, Ruder und Segel, Netz und Fisch, Arbeit und Rast, Geburt und Tod. Der Horizont für die leiblichen Augen dehnte sich weit, doch dem geistigen Blick engte er sich nah zusammen; wie man sich begnügte, den Nebel nicht mit dem Gesicht durchdringen zu wollen, so stand man gleichmüthig vom Denken ab, wo es sich im Kopf in einem grauen Gespinnst verlor. Dahindurch zu sehen, wenn es nicht den Tagesbedarf anging, war die Sache des „Herrn Pastors.“ Die Woche verlief mit sechsmaliger Wiederholung vom

Morgen bis zum Abend in der Erwerbsthätigkeit; am Sonntagmorgen kam die Kirche, danach die Tabakspfeife und die Feierstunden der Vergnügung. Diese besaß einen eigenthümlichen, geräuschlosen Charakter; man ward in der Woche bei gemeinsamem Betrieb genöthigt, den Mund zu allerhand Weisungen und Verständigungen aufzuthun, und so genoß man am Sonntag auch davon ein Ausruhen, saß auf der Düne zusammen, rauchte Wolken vor sich hinaus, sah auf die See und sagte nichts. Aber man unterhielt sich dabei so vortrefflich, wie man es sich vorstellen konnte.

Die Abtrennung der Inselbewohner von ihren Stammesgenossen auf dem Festlande hatte altfriesische Sitte und Lebensführung bei ihnen von der Zeit unangetasteter bewahrt, als bei der letzteren. Kein Anhauch städtischen Behabens war in ihren Brauch und ihre Tracht eingedrungen; Frauen und Mädchen trugen die eigengemachten Röcke, die Hauben oder ums Haar geknoteten Kopftücher, wie vor einem Jahrhundert, legten am Festtag zum Kirchgang die silbernen Knöpfe, Spangen und Ketten an, welche schon ihren Urältermüttern von Seefahrern der Inseln aus fremden Landen als Brautwerbungsgeschenke mitgebracht worden. Stube und Küche fanden sich in einfachstem, doch geordnetem und reinlichem Stand, das Benehmen im Hause und am Tisch war schlicht, manchmal derb-natürlich, niemals roh. Einen Standesunterschied gab es nicht und auch kaum einen des Besitzes, so daß aus solchen kein Hinderniß für die

Heirathsabsichten der Söhne und Töchter erwuchs; doch fanden die Ehen zumeist unter Angehörigen derselben Insel statt, und der Verkehr zwischen den Eilanden erstreckte sich überhaupt nur auf die zunächst benachbarten. Lesen konnten Manche, besonders unter den Mädchen, schreiben nur Wenige. Eigentliche Schulen hatte der Staat nicht eingerichtet, sondern der Prediger ertheilte nebenbei den nothdürftigsten Unterricht, zu dessen Besuch Niemand gezwungen ward; mancherlei Hirngespinnst und Aberglaube, auch ältesten friesischen Ursprungs, schaltete darum in den Köpfen. Den innersten Kern des Wesens bei dem männlichen Geschlecht machte von früh auf ein starker Unabhängigkeitssinn, das bewußte Gefühl persönlicher Freiheit im Thun und Lassen aus. Dies sicher auf sich selbst Ruhen war ein Zwilling der Furchtlosigkeit, an der weißen Brust der See mit der Milch der Gefahr großgesäugt.

Um so unerwarteter vereinigte sich mit dem sonstigen zähen Festhalten an Vorväterart ein Mangel und Schwinden desselben in Bezug auf ihre Sprache. Sie verstanden wohl noch das alte Ostfriesisch, aber — mit Ausnahme auf der Insel Wangerooge — ward es nur selten mehr geredet. Dadurch unterschieden sie sich wesentlich sowohl von ihren niederländischen, wie von ihren schleswigschen Stammesgenossen im Westen und Norden, welche sich beide die Sprache ihres Ursprungs bewahrt hatten. Hier dagegen war schon seit langem, schwer begreiflich wo-

her, das Plattdeutsche eingedrungen und hatte, völlige Herrschaft gewinnend, nur hie und da einige altfriesische Worte in seine Mundart aufgenommen. Das Verständniß des Hochdeutschen, in dem der Pastor von der Kanzel predigte, ging ebenfalls nebenher.

Nur auf die Namen erstreckte sich dieser sprachliche Abfall von ihrer Herkunft nicht. In ihnen hielten sie unveränderlich an dem von Jahrhunderten Ueberkommenen, an einem Reichthum, sowohl der Zahl als der Klangfülle nach, wie kein christlicher Taufkalender ihn annähernd kannte. Ursprünglich hatte es lediglich Vornamen gegeben, denen, wenn es nöthig fiel, zur Unterscheidung derjenige des Vaters nachgefügt wurde. So entstand eine Kette, in welcher der Enkel gemeiniglich wieder den Namen des Großvaters führte. Der letztere hieß Hajo Eggen — „der Sohn Egge's" — der Sohn Egge Hajen, der Enkel Hajo Eggen. Doch in Wirklichkeit ward jeder nur Hajo und Egge benannt; die außerordentlich große Anzahl der Namen verstattete das Fortlassen eines näher kennzeichnenden Zusatzes, und es drückte sich auch darin der Unabhängigkeitssinn, das auf sich allein Stehen jedes einzelnen aus. Nur die Zugehörigkeit zum Vater that sich kund, Familiennamen gab es bis zum Anfange des Jahrhunderts nicht. Da wurden solche durch Zwang von einer Seite herbeigeführt, an die um ein Jahrzehnt früher noch niemand gedacht hatte. Der neue Kaiser der Franzosen zog auf der Karte Nordwestdeutschlands zwischen Elbe und Rhein

einen wagerechten Strich und theilte das südlich davon entfallende Stück dem Königreich Westfalen seines Bruders Jerome zu, während er das nordwärts belegene anfänglich zu Holland, dann jedoch zu seinem eignen Besitz schlug. So ward auch das bis dahin preußische Ostfriesland ein Stück des französischen Kaiserreiches, und ein Decret verfügte: „Napoleon, Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des Rheinbundes, Vermittler des Schweizerbundes rc." — daß „diejenigen Unserer Unterthanen der Departements des vormaligen Hollands, welche bis jetzt keinen Familiennamen und bestimmten Vornamen haben, verbunden sind, einen im Jahre der Publication des gegenwärtigen Decrets anzunehmen und davon bei den Beamten des Civilstandes der Commune, wo sie wohnen, Anzeige zu thun" — sowie daß „diejenigen, welche den Vorschriften dieses Decrets in der bestimmten Frist keine Folge geleistet und sich nicht nach den Bestimmungen des Gesetzes vom 11. Germinal des Jahres 11 gerichtet haben, nach den Gesetzen bestraft werden." Diese kaiserliche Verordnung, fast ausschließlich für oder gegen die Friesen erlassen, betraf auch diejenigen Ostfrieslands, und daher entsprangen zum größten Theil jene zahlreich-seltsamen auf a auslautenden Namen — Abdena — Onnega — Hajunga — Yewekana — Dokkuma — Terwisga — theils aus Personen-, theils aus Ortsnamen abgeleitet, welche seitdem von vielen Familien geführt wurden. Die Wahl stand jedem freigegeben und erzeugte die wunder-

lichsten Bildungen. Ein Löffelmacher benannte sich Lepela, ein Bäcker Backsma, ein Weber nach seiner Spule Spoelstra. Auf dem ostfriesischen Festlande betrieb der in der Provinzhauptstadt Aurich residirende Präfect Jannesson mit Eifer und Strenge die Durchführung des Erlasses; um die Inseln dagegen bekümmerte auch er sich wenig. Sie lagen jenseits der Grenze der in Betracht kommenden Welt, eine amtliche Verbindung mit ihnen fand nicht statt, und „Civilstandsbeamte" waren dort nicht vorhanden. Es erging nur ein Auftrag des Präfecten an die Pastoren, in ihren kleinen Gemeinden, wie für alles sonstige, so auch für die neue Namengebung Sorge zu tragen. Ob der Bote mit dieser Vorschrift durch Wind und See zu den Inseln hinübergelangt sei, wußte man in Aurich nicht und frug auch nicht mehr danach. Das alte Gefuge Europas brach unablässig zu gigantischen Neugestaltungen auseinander, und die winzigen Scherben, die da drüben im Meer, Sturm und Nebel herumtrieben, hatten für Niemanden Bedeutung und Interesse.

Eine der Inseln — ihr Name ist auch heute noch auf dem deutschen Festlande kaum außerhalb Ostfrieslands bekannt — unterschied sich topographisch etwas von den andern. Sie bestand aus zwei Theilen, eigentlich zweien durch eine niedrige, bei hohem Wasser=

stande überflutete Landenge verbundenen Eilanden. Der Umfang auch beider zusammen war gering, und ihre Bevölkerung überstieg nur um wenig hundert Köpfe. Trotzdem besaß sie eine kleine, schon alte Kirche, grau wie die Vorzeit und die Nebel über der Nordsee, von Schiffen, welche durch die Rinnsaltiefen der Oster- und Westerems nach dem Dollart und Hafen von Emden trachteten, aus weiter Ferne als dunkler Punkt im Meer und herausgeschobener Vorposten der friesischen Küste zuerst gewahrt. Die Kirche lag etwas erhöht und ragte dadurch mit ihrer stumpfen Dachhaube über die Dünen fort; von den zerstreuten, niedrigen Wohnhäusern dagegen sah man nichts, bevor man den Sandhügelwall überstiegen.

Das Kirchenbuch ergab ein hohes Durchschnittsalter der männlichen und weiblichen Inselbewohner, soweit die ersteren nicht durch Sturm auf der See verunglückten, und ebenso der Pastoren, welche dort im Amt gestanden; der ganze Verlauf des letzten Jahrhunderts hatte nur dreimal einen Wechsel derselben gesehen. Deßungeachtet fanden sich bei einer Erledigung der Pfarrstelle kaum Bewerber für sie, während diejenigen auf Norderney und selbst auf Wangeroog von jungen Candidaten der Theologie gesucht wurden. Die Entfernung vom festen Lande, das Abgeschnittensein von jeglicher Verbindung mit der Welt war auf ihr noch ungleich beträchtlicher als bei jenen, und die Pastoratseinkünfte gestalteten sich noch weit geringfügiger. Es gehörte ein besonderer Drang

nach Weltflüchtigkeit oder viel christliche Entsagung und opfermuthiger Glaubenseifer dazu, um Seelsorge und Predigerthum auf der öden, von aller Kultur unberührten und vergessenen Sandscholle zu übernehmen.

Beide Erfordernisse für diese Stellung besaß im Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der derzeitige Pastor Remmert Meynolts in vollstem Maße. Er war gleichfalls ächter friesischer Abstammung, doch vom festen Lande her, bei Wittmund, wo seine Familie seit Jahrhunderten auf dem Hof Osterloh — „dem Wald oder Hain im Osten," dessen jedoch Niemand mehr gedenken konnte — erbsässig gewesen und sein Vater Meynolt Remmerts als begüterter Landmann noch, im Beginn der fünfziger Jahre, rüstig seiner Wirthschaft vorstand. Zahlreiche Kinder verringerten indeß voraussichtlich nach dem Tode des Vaters einmal das Erbtheil jedes einzelnen zu geringem Bruchstück; die Söhne, mit Verehrung an dem Alten hängend, trachteten deshalb, um den Eltern nicht zur Last zu liegen und ihre Schwestern nicht zu verkürzen, schon frühzeitig in tüchtiger Art nach eignem Unterhalt. Zwei von ihnen, Sokko und Waling, scheuten nicht davor zurück, sich als Knechte im fremden Dienst heraufzuarbeiten; zwei andere, Ulbert und Tjalke gingen zur See und fanden als Schiffsleute ein genügendes Auskommen. Remmert, der älteste, war schon als achtjähriger Knabe durch Verwandtschaftsverhältnisse in die Stadt Emden und dort auf

die gelehrte Schule gekommen. Er besaß großen Lerneifer, besonders in Bezug auf die alten Sprachen und machte rasche Fortschritte; sein Wunsch, auch im Hebräischen Unterricht zu erhalten, ward durch einen Pastor erfüllt, und der Einfluß des letzteren ließ ihn sich bereits in den mittleren Klassen für die geistliche Laufbahn bestimmen. Von frischer körperlicher Gesundheit und geistiger Lebendigkeit nahm er doch von früh auf an dem Treiben und den Belustigungen seiner Mitschüler wenig theil, und trotz seiner Vertiefung in die klassischen Sprachen zeigte er kaum ein Interesse für die vielen merk- und denkwürdigen Alterthumsüberreste Emdens, das seine Entstehung sogar einem von Germanicus unter dem Namen Amisia gegründeten Castell verdankt haben sollte. Sein Hang ging zu den Büchern, und seine liebste Erholung war eine Debatte über metaphysische und theologische Streitfragen. Auch die Natur fesselte ihn nicht durch Theilnahme an ihr; wenn er in den Ferien nach Hause kam, was indeß mit den Jahren immer seltener geschah, so ließen ihn die Unterschiede des Geestlandes und der Marsch, von Feldäckern, Moor und Haide, der Vögel und Pflanzen darauf völlig gleichgültig. Das einzige Interesse, das die Natur ihm einflößte, war, dann und wann auf dem Deich zu stehen und in die uferlose Unendlichkeit der See hinauszublicken. Sein Verhalten bei Besuchen im väterlichen Hause blieb stets ein tadelloses, von Gehorsam und Ehrerbietung vor den Eltern eingegeben; kein Anhauch eines

Hochmuthes oder Gefühls seiner höheren Bildungsstufe machte sich je bemerklich. Auch gegen jeden Anderen bewies er allzeit ein gleichmäßig ernst-freundliches Wesen, war gefällig und selbstsuchtslos, doch nicht minder nach altfriesischer Art mit seinem Denken selbständig auf sich allein fußend. Ein engerer geistiger Zusammenhang verband ihn mit Niemandem, weder mit Freunden noch mit den Brüdern. Seine vollste Uneigennützigkeit trat aufs deutlichste darin zu Tage, daß er für den, von seiner Erhaltung auf der Schule und der Universität bedingten Kostenaufwand zu Gunsten der Geschwister gänzlich auf jeden weiteren Erbanspruch verzichtete. Unverbrüchlich und gleichmüthig hielt er daran fest, auch als er nach dem Bestehen seines Examens in bedrängteste äußere Lage gerieth und zur Fristung seines Daseins manche Jahre hindurch Hauslehrerposten in eigentlich unwürdigen Stellungen bekleiden mußte. Er sah nur auf die Erfüllung seiner übernommenen Pflichten; Geld besaß keinen Werth für ihn und die Annehmlichkeit des Lebens ebensowenig.

Sein Aeußeres war anziehend und hatte ihm von jeher Zuneigung des weiblichen Geschlechtes entgegengebracht, doch erwiederte er eine solche niemals. Auch in dieser Richtung fand sich kein Trieb in ihm, das Bedürfniß nach Liebe fehlte ihm ebenso wie das nach Freundschaft. Alles Trachten in ihm war einzig auf die Erlangung einer Pfarrstelle verwandt, und als der Tod das Pastorat auf der kleinen Insel erledigt hatte, meldete er sich sofort für dasselbe. Kein

anderer Bewerber machte es ihm streitig; die kirchliche Oberbehörde, erfreut, überhaupt so rasch eine Wiederbesetzung dafür ermöglicht zu sehen, ertheilte sehr bereitwillig ihre Zustimmung. Eine andere Stellung auf dem festen Lande in reicher und anmuthiger Gegend und mit weit höheren Einkünften hatte gleichzeitig offen gestanden und ihm große Wahrscheinlichkeitsaussicht, sie zu bekommen, eröffnet. Aber er bewarb sich nur um das unbegehrte, weltentlegene Predigeramt.

Als er dies erhalten, stand er am Ende der zwanziger Jahre und sah sich zum erstenmal nach einer Lebensgefährtin um. Nicht weil er für sich selbst einer solchen bedurfte, doch sein Haus auf der Insel erforderte eine Wirthschafterin und mehr noch als das heischte der Beruf des Pastors nach lutherischer Vorschrift eine Frau. Seine Wahl war eine kurze; dem Ort, wo er seine letzte Hauslehrerstelle versehen, benachbart, wohnte ein kleiner Hofbesitzer Swidder Wolbrants, der mehrere Töchter besaß. Der Bildungsstand aller war derjenige einfachster, doch sittlich und häuslich gutgezogener Landmädchen; eine unter ihnen zeichnete sich noch durch ihre besondere wirthschaftliche Umsicht und praktische Tüchtigkeit vor den Schwestern aus. Sie hieß Dina, war von rotbäckiger Gesundheit und bot das Anziehende eines frischen, auf Sauberkeit an sich und um sich haltenden jungen Mädchens. Ihre Gedanken hätten sich nicht zu dem gelehrten „Herrn Kandidaten“ zu erheben gewagt, aber sie fand sich stets ein, wenn er bei ihrem Vater vor-

sprach, und ihr Blick richtete sich gern auf ihn hin. Ob er dies bemerkte, ließ sich nicht beurtheilen, jedenfalls gab es schwerlich einen Ausschlag dazu, daß er bei dem Vater um Dina Swidders Hand anhielt und sie zwei Monate später als Frau in das Pastoratshaus auf der Insel einführte, wo er schon einige Wochen seines neuen Amtes gewaltet hatte. Die Hochzeit fand an einem Herbsttag früh Morgens bei den Eltern Dinas statt, gleich nach der Trauung reiste das junge Paar ab, sein Ziel noch vor Abend zu erreichen. Sie bestiegen im Hafen von Norden bei stürmischem Wetter ein Segelboot, draußen stand hohe See, man gewahrte nichts über ihr als grauen Dunst, durch den weiße Schaummähnen überschlugen. Die junge Frau befand sich zum erstenmal auf dem Meer, und das fortwährende Zunehmen des Windes und Wogenganges zwischen flatternden Nebeln erschreckte sie, so daß sie sich zuletzt mit ängstlichen Rufen an ihren Mann anklammerte. Doch dieser sagte ruhig: „Was fürchtest Du? Du bist immer gleich in der Hand Gottes, auf dem Lande wie hier. Will er Dich zu den ewigen Freuden vor seinem Antlitz abberufen, so findet er Dich in der Stille wie im Sturme. Doch ist es sein Wille, Dich noch länger in der Prüfung zu belassen und Dir heute noch nicht den Anblick seiner Herrlichkeit zu vergönnen, so ist das Weltmeer ein Tropfen unter seinem Finger.“ Dina schrie indeß trotzdem nochmals lauter auf, daß er es ihr ernst verwies: „Solches Benehmen ziemt nicht für die Frau eines

Pastoren!“ und, sich von ihr losmachend, fügte er nach: „Ein Mensch ist kein Halt für Dich, sondern der Fels des Glaubens, auf dem Du ruhst.“ Die Dunkelheit brach ein, und es war lange Stunden nichts um sie als Gischt und Geheul; in später Nachtstunde stießen sie auf den Inselstrand und kamen, beim Uebersteigen der kaum matt schimmernden Düne tief in den Sand einsinkend, vor dem dunklen Pfarrhaus an. Auch die übrigen Häuser des Dörfchens lagen in Finsterniß, und der Herd enthielt keine Kohlen, um Licht anzuzünden. Der Pastor sagte beim Uebertreten der Schwelle: „Gott segne Deinen Eingang, Dina, für Dich und alle Bewohner der Insel!“ Er faßte ihre Hand, um sie in den Bettraum zu führen; die Kleider beider trieften von Näffe. In der Schlafstube sprach er: „Du wirst gut daran thun, Dich auszukleiden und in eine Decke einzuwickeln, um einer Erkältung vorzubeugen. Sie geschieht uns nicht wider die Zulassung Gottes, aber er verlangt von uns die Nutzung der Vernunft, die er uns verliehen. So erbitte Vergebung von ihm für Deinen Kleinmuth auf der See und schlafe unter seiner Obhut!“

Das lange Schwanken im Boot setzte sich in der Nervenerregung der jungen Frau noch fort und wiegte sie rasch in tiefen Schlaf. Als sie am novemberlich spät dämmernden Morgen erwachte, mußte sie sich noch halbverworren darauf besinnen, wo sie sei. Ein dunkles Gefühl war in ihr, daß sich ein Bett neben dem ihrigen befinde, wie es von jeher gewesen, doch

es schlafe keine ihrer Schwestern darin, sondern jemand anders. Dann kams ihr, sie sei auf der Insel und die Frau des Pastors Remmert, aber wie sie suchend den Kopf drehte, fand ihr Auge kein zweites Bett, sie lag allein in einer schmalen, durch ein kleines Fenster nur eben grau überhellten Kammer. Sie stand auf, zog sich an, der Boden bewegte sich noch von der gestrigen Fahrt schwankend unter ihr auf und ab; in den noch halbnassen Kleidern ging sie fröstelnd zur Thür hinaus, ihren Mann zu suchen. Aber er hatte das Haus bereits verlassen, um drüben in der Kirche etwas anzuordnen; umblickend wanderte sie durch die fremden, leeren Räume. Es war überall feuchtkalt, Nebel lag dicht vor den Scheiben und ließ keinen Fußbreit Landes draußen gewahren, nur ein immer gleiches, dumpfes Gerohr von Luft und Wasser kündete, daß sich die See mit ungeheurem wogendem Leib erdrückend rund um eine winzige Landscholle schlinge. Das verhältnißmäßig geräumige Haus zeigte sich dürftig mit altväterischen Einrichtungsstücken ausgestattet, der Pastor hatte alles für billigsten Preis aus dem Nachlaß seines Vorgängers übernehmen können. Der letztere war seit langen Jahren Witwer gewesen, Dina entdeckte eine Kammer, die offenbar von ihm als Schlafstube benutzt worden, das Bett gab kund, daß auch ihr Mann heute Nacht dort geschlafen habe. Kein Laut, keine Lebensregung waren irgendwo, nichts unterbrach die Stille, als ab und zu der schrille Rufschrei einer über das Dach hinjagenden

Möve. Die junge Pastorenfrau besaß wenig Phantasie, aber ihr war es plötzlich einmal im Ohr, als höre sie das fröhliche Lachen ihrer Schwestern drüben am Lande, weit hinüber im Elternhause. Der Küchenraum enthielt einen Vorrath von Torf, gedörrtem Seetang und zersplittertem, augenscheinlich angetriebenen Schiffstrümmern entstammendem Holz, doch keine Kohle, ein Feuer auf dem Herd und im Ofen anzumachen. So ging sie durch die Außenthür hinaus, um sich solche aus einem Nachbarhause zu holen.

Allein sie konnte keines auffinden, lief irrend ziellos im Nebel herum, bis sie durch Zufall mit ihrem von der Kirche heimkehrenden Manne zusammentraf. „Gottlob, daß Du da bist!“ stieß sie freudig aus und hängte sich an seinen Arm: „man ist wie blind in der grauen Luft und sieht nichts.“ Er entgegnete: „Es ist ein Bild des Erdenlebens; wer nur sein leibliches Auge besitzt, irret im Dunkel, doch unsere Seele empfängt den Lichtstrahl von jenseits aller Trübung, und es ist helle um sie.“ Sein Arm machte sich von ihr los, sie fragte: „Was willst Du, kommst Du noch nicht nach Haus?“ Verneinend antwortete er: „Sonke Powes ältester Sohn Nonno ist gestern beim Fischfang verunglückt und heute Morgen angespült worden; ich muß ihr das Trostwort des Evangeliums für die Witwen bringen.“ Er ging rasch vorwärts, ohne zu denken folgte ihm Dina mechanisch durch den Nebel nach; bald befand sie sich vor einem niedrigen, wie plötzlich aus dem Boden wachsenden Hause. Auf dem

Piesel, dem lehmgestampften Flur, lag die Leiche eines jungen Fischers noch in voller Bekleidung ausgestreckt, eine Wasserlache hatte sich unter ihr gebildet. Sonke Powes, eine greishaarige Alte, saß davor am Backofen: sie weinte nicht, sprach nicht, sah nur, ohne sich zu rühren, auf den Todten herunter, man wußte nicht, ob Gleichmuth oder Stumpfsinn aus ihrem zerfurchten Gesicht rede. Neben ihr am Backofen und Herd saß und stand ebenso wortlos ein halbes Dutzend anderer Weiber mit ein paar Männern; auch ihre Züge drückten nichts Ungewöhnliches, nur eine Erwartung aus. Nun falteten Alle zugleich die knochigen Finger in einander, der junge Pastor trat herein, streifte kurz mit einem Blick über den Ertrunkenen und sprach gegen die Witwe vorschreitend laut: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt."

Dina vernahm nichts mehr von seinen nachfolgenden Worten. Sie sah zum erstenmal einen Todten, ein kalter Schauer lief ihr aus dem Anblick über den Rücken und durchrann sie gleichzeitig mit dem Gefühl eines kräftigen Lebensdranges in ihr; ein Trieb der Natur zog sie rasch von dem unheimlichen Platz wieder zurück. Draußen begegneten ihr jetzt noch andre, dem Sterbehause zuwandernde Frauen; sie sprach eine derselben an, gab sich als die gestern eingetroffene Pastorin zu erkennen und bat um Kohlen zur Anzündung eines Feuers. Bereitwilligst kam die unsern benachbarte Frau der Aufforderung nach, brachte eine

Schaufel voll Glut durch den Nebel und danach von ihren häuslichen Vorräthen zur Aushülfe und Herstellung einer einfachsten Mahlzeit. Nun knatterten die Flammen auf dem Herd des Pfarrhauses und erwärmten zum erstenmal etwas die Glieder Dinas, die mit den vorgefundenen Küchengeräthen eine Suppe zubereitete. Wie weit es an der Zeit sei, wußte sie nicht, der graue Tag gab keinen Anhalt dafür, und die alte Kastenuhr des vorigen Pastors stand seit dem Tode desselben still. Aber es mußte wohl Mittagsstunde sein; sie war sehr gesund an Leib und Seele, hatte seit gestern nichts gegessen und empfand nagendsten Hunger, der sie in heftige Versuchung führte, ihn vor der Ankunft ihres noch immer ausbleibenden Mannes zu befriedigen. Doch sie widerstand tapfer, und endlich kam Remmert Meynolts. Sie setzten sich zu Tische; es war ihr gelungen, aus dem Geräth- und Linnenschrank alles nett und sauber herzurichten, so daß die Wohnstube eine gewisse Behaglichkeit darbot. Allein er bemerkte nichts davon, zeigte keinerlei Verwunderung über die ihn empfangenden Vorkehrungen, sondern sagte nur: „Ich sehe, daß Du Dich in Haus und Küche zurecht gefunden, wie es die Aufgabe der Frau ist. Gott heißt uns das Irdische gering achten, doch es zur Erhaltung unserer Leiblichkeit zu nutzen, um dadurch gekräftigt unsere Seele dem Unvergänglichen zugewendet halten zu können. Für den verheißenen Lohn in der ewigen Heimath verlangt er Treue der Pflichterfüllung auch von der Verwalterin des Erden-

hauses, und der Frau des Seelsorgers ist als Oberstes auferlegt, ihren Schwestern in der Gemeinde als Vorbild häuslicher Wirthschaftssorge voranzuleuchten. Ich habe Dich in Deinem Elternhause daraufhin beobachtet, liebe Dina, und hege das sichere Vertrauen, daß Dein Beispiel den Frauen und Töchtern unserer Insel zum Segen gereichen wird." Die kurze Mahlzeit verlief unter noch einigen Mittheilungen des jungen Pastors über mehrere Familien des Dorfes, bei denen er zunächst einen heilsamen Einfluß durch ein öfteres Vorsprechen von Seiten Dinas erhoffte; dann begab er sich an das Auspacken seiner bereits vor ihm eingetroffenen Bücherkisten. Auch die Brautausstattung der jungen Frau befand sich in Truhen und Körben dabei, und sie machte sich ebenfalls an ein Hervorholen und Vertheilen des Inhalts derselben. So verlief der Nachmittag unter beiderseitiger ordnender Arbeit. Bei manchem ihr durch die Hand gehenden Stücke klang es ihr einmal wieder wie mit den Stimmen der Schwestern im Ohr, welche den Einkauf und die Anfertigung der Gegenstände mit fröhlichen Scherzen und Hindeutungen auf ihre spätere Benutzung begleitet hatten. Die Natur Dinas war eine heiter angelegte und ihr Leben im Vaterhause an ein stetes gemeinsames Thun gewöhnt gewesen; ihr einsames Betreiben in dem klanglos stillen Hause kam ihr wie ein Traum vor. Aber das eifrige Schaffen und der Erfolg ihrer Thätigkeit stimmten sie frohgemuth; wie das Abenddunkel gekommen, sah sie befriedigt auf das

Werk des Tags. Sie hatte ihre Wirthschaft völlig eingerichtet, die Herdasche barg Kohlen für den nächsten Morgen, mit Oel versehen, brannte in der Wohnstube ihre Aussteuerlampe und ebenso die Studirlampe ihres Mannes in seinem Arbeitszimmerchen. Er saß schon in Vorbereitung für seine nächste Sonntagspredigt vertieft und theilte nach dem Abendbrod Dina davon mit. Sie hörte ihn gern sprechen, seine Stimme besaß einen volltönig schönen Klang; fromme, ländliche Gläubigkeit erfüllte ihr Gemüth, und aus seinen Worten kam ihr etwas Höheres, sie zu ihm Hinaufhebendes entgegen. Sie wußte, daß sie dessen bedurfte, an Geist und Wissen tief unter ihm stand, von den Schwestern um ihr Leben an der Seite eines solchen Mannes beneidet ward. Ihr Ohr hing mit Demuth und Bewunderung an seinen Lippen, sie strengte ihren Kopf an, die hohen Dinge, von denen er redete, zu fassen. Wenn sie glaubte, daß es ihr gelungen sei, überkam es sie mit einem schönen Glückgefühl, aber auch ihr Mißverstehen und Nichtbegreifen brauchte sie nicht zu erschrecken. Sein Mund hatte kein Wort der Enttäuschung über ihren Kenntnißmangel, keines der Ungeduld über ihre Einfalt; er wiederholte ruhig das nicht von ihr Begriffene, suchte ihr Verständniß zu erhellen. Draußen ging das Gerohr von Luft und Wasser durch die dunkle Nacht noch ununterbrochen fort, doch drinnen war es jetzt warm und heimlich beim Lampenschein, die alte Kastenuhr tickte von der Ofenwand her. Als sie neun schlug, sagte Remmert

Meynolts: „Ich denke, wir wollen diese Stunde im Winter als die des Schlafengehens festsetzen, damit wir frühzeitig gestärkt für unseren Tagesberuf gerüstet sind. Im Dorf geschieht überall zur Lichtersparniß das Nämliche, und es steht dem Pfarrhause zu, auch hierin ein löbliches Beispiel hinzustellen. Gute Nacht, liebe Dina; Du wirst vermuthlich noch über mancherlei unseres heutabendlichen Gesprächs vor dem Einschlafen denken und es Dir zur Klarheit zu bringen suchen."

Er begab sich in seine Schlafkammer, die junge Frau sah ihm nach, als wolle sie noch etwas sagen, doch sie wußte nicht was. Als sie sich in ihrer Kammer ebenfalls zu Bett gelegt, kam ihr der Schlaf ziemlich lange nicht. Es war in der That ein Trieb in ihr, über mancherlei zu denken, allein sie konnte es zu keiner Klarheit bringen, worüber, zuletzt schläferte das Rauschen des Meeres und Windes sie ein; so ging ihr erster Tag auf der Insel zu Ende.

Auf diesen ersten folgten die Tage, Wochen Monate in steter Gleichartigkeit. Die Natur machte keinen Unterschied, und das häusliche Leben glich ihr darin genau. Wie der Wind die Körnchen der Sandhügel unabläßlich rieseln ließ, so tickte der Pendel im Kasten seine Secunden; aber die Düne blieb die gleiche, wie die Zeit. Die Insel war eine große Sanduhr, an jedem Abend verronnen und an jedem Morgen wieder zum selben Ablauf umgewendet.

Remmert Meynolts aber verging der Tag eher zu rasch als zu langsam, jeder Augenblick legte ihm eine Pflichterfüllung auf. Es bedurfte nicht vieler Zeit für ihn, um sich mit sämmtlichen Angehörigen seiner Gemeinde bekannt zu machen, doch er trachtete nicht nach der Kenntniß ihrer Namen und Gesichter, sondern ihr Inneres für seine seelsorgerische Thätigkeit an ihnen zu ergründen. Jeden Einzelnen erfaßte er in der Sonderart desselben an Geist und Gemüth, bemaß und änderte danach die Methode der geistlichen Einwirkung auf ihn. Nichts konnte seinem Wesen fremder sein, als zelotischer Starrsinn; mild, duldsam und freundlich strebte er zu belehren, zu überzeugen; nur wo ein positives Gebot der Religion Gehorsam verlangte, endete seine Nachsicht, trat er mit unerschütterlicher Forderung ein. Die sonntägliche Amtswaltung auf der Kanzel und vor dem Altar erschien ihm als die weit geringere Aufgabe seines Berufes, als wesentlichste die unermüdliche Arbeit an den ihm vertrauten Seelen, die Bekämpfung von Zweifeln, die Führung der Irrenden. In den Häusern, bei der Werkeltagsemsigkeit, am Strande fand er sich als Prediger ein, ohne Emphase, mit schlichten Worten die Gemüther bei ihrem irdischen Betrieb in ständigem Hinblick auf ihre Bereitung für das höhere Leben zu erhalten. Zur Erreichung des gleichen Zieles fuhr er mit den Fischern auf die See hinaus, und ihr Auge hing oftmals in Bewunderung an ihm, denn noch weniger als sie kannte er eine Gefahr, bewies sich

in Sturm und Brandung als der Furchtloseste von Allen. Der Verweser der Pfarrei hatte sich in der Gemächlichkeit seiner alten Tage kaum mehr um das Aufwachsen der Kinder bekümmert; der junge Pastor stellte sofort in seinem Hause ein Schulzimmer her und setzte einen festgeordneten Unterricht für alle Knaben und Mädchen der Insel ins Werk. Der Staat bekümmerte sich nicht darum, leistete ihm keinerlei Vergütung dafür, aber Remmert scheute nicht davor zurück, wie der letzte Dorfschullehrer die Kleinen täglich drei Stunden lang in den ersten Anfängen des Lesens, Schreibens und Rechnens zu unterweisen. Sein oberstes Augenmerk bildete selbstverständlich die Erweckung ihres religiösen Gefühls, ihrer Einsicht zur Erfassung der evangelischen Lehre; zur Ermöglichung einer solchen aber und zur Führung eines christlich-gottgefälligen Erdenlebens erachtete er die Aneignung weltlicher Kenntnisse keineswegs für unnöthig und bedeutungslos. Durch seine Gemeinde umgab ihn noch die Zeitlichkeit mit ihren Erfordernissen und er stand mit in ihr. Doch nur um jener willen, nicht für sich selbst; sein Blick war allein auf die Ewigkeit gerichtet.

Auch Dina betheiligte sich mit an den Schulstunden, indem sie den Mädchen des Dorfes Unterricht im Stricken, Nähen und Stopfen gab. Sie ging gleichfalls in die Häuser, um den Frauen mit Rath und in Nothfällen mit That beizustehen; man hatte lange keine Pastorin mehr auf der Insel besessen, ihre praktische Tüchtigkeit, und daß sie geistig nicht zu hoch

über den weiblichen Gemeindemitgliedern stand, erwarb ihr bald überall Achtung und Vertrauen. Ihr eignes Haus, in welchem sie allein, ohne Beihülfe die Wirthschaft führte, forderte Umsicht und Arbeit. So hatte sie einen Wirkungskreis, der ihre Zeit und Kraft reichlich in Anspruch nahm.

Aber trotzdem ward ihr der Tag nicht wie ihrem Manne zu kurz, sondern fast immer zu lang; es kamen Stunden des Ausruhens und der Müßigkeit, mit denen sie nichts zu beginnen wußte. Sie hatte in solchen nach den Büchern Remmerts gegriffen, doch sie verstand nichts von dem Inhalt oder ward von diesem zu keinem Weiterlesen angeregt. So saß sie unthätig, durch die kleinen Fensterscheiben über den winterbraunen Boden nach den zerstreuten, niedrigen Häuschen und dem fahlen Dünenwall hinausblickend. Dann sah sie in der Vorstellung die behagliche, geräumige Wohnstube ihres Elternhauses vor sich, die Schwestern darin geschäftig hin- und hergehen, hörte sie reden, lachen, sich necken. Ein Wunsch überkam sie, unter ihnen zu sein, ein Heimweh; um ihn zu verscheuchen, griff sie nach einer Handarbeit. Doch es war eigentlich zwecklos, Strümpfe zu stricken, sie hatte sicher für ein Jahrzehnt Vorrath daran in der Lade und ihr Mann ebenso. Die Hände ruhten unwillkürlich auf dem Schooß und sie dachte nach. Wo Kinder im Haus waren, da fiel solche Thätigkeit nöthig, brachte Nutzen und Freude mit sich. Freilich, sie konnte für die zumeist auch im Winter barfuß laufenden

Kleinen im Dorf damit sorgen, und so arbeitete sie weiter.

Ihren Mann sah sie nur wenig sonst am Tage, als bei den Mahlzeiten und nach der des Abends. Im Anfang hatte sie ein Bangen vor seiner geistigen Ueberlegenheit bedrückt, allein diese Furcht war bald völlig vergangen. Sie fühlte wohl stets seine höhere Bildungsstufe, doch er legte unverkennbar selbst darauf keinen Werth, machte sie nicht geltend und vermißte nichts an seiner Frau. Kein Mißton kam je zwischen ihnen vor; er zeigte sich voll von ihr befriedigt, lieh ihren Fragen immer gleich freundlich und bereitwillig Ohr. In Dingen weiblicher Fürsorge, deren ein Haus in der Gemeinde benöthigte, erholte er ihre Rathschläge; dann las er ihr bis zur neunten Abendstunde ausgewählte Abschnitte aus der Bibel oder dichterisch schöne Lieder des Gesangbuches vor. Er besaß ein feines Gefühl auch für die poetische Klangfarbe der letzteren und schätzte dieselbe als einen Ausfluß von Gott verliehener Begabung, um die Einwirkung auf das Gemüth zu erhöhen.

Dina saß ihm gegenüber, hörte zu und blickte ihn an. Öfter that sie auch nur das letzte, seine Stimme klang ihr wohl ins Ohr dabei, doch die Worte wurden ihr nicht zu Gedanken. Das Lampenlicht fiel auf seine weiße, leicht vorgebückte Stirn, auf das weiche, braunglänzende Haar drüber; er war jung und schön., und ihr Herz hing an ihm mit Bewunderung und Liebe. Sie hatte nicht zum andernmal

so strahlende Menschenaugen gesehn, und sie fühlte, es würde niemals ein Heimweh, eine Stunde der Unbefriedigung über sie kommen können, wenn der Blick dieser Augen sich beim Aufschlag anders auf sie richtete. Nicht freundlicher, offener, sorglicher, das alles war es nicht, doch anders. Anders als er jeglichen Mann und jegliche Frau der Gemeinde als seine christlichen Mitbrüder und Mitschwestern ansah. Sie war doch nicht seine Schwester, sondern seine Frau, und ihr Blick heftete sich anders auf ihn, als auf sonst einen Menschen in der Welt, so, wie sie dachte, daß auch ein Mann seine Frau anschauen müsse. Doch er sah nur gleichsam durch sie hindurch in eine unendliche Weite. Seine Augen und seine Gedanken faßten sie nicht als ein zeitliches Gebild auf, vielmehr als mitberufene einstige Genossin ewiger Freuden. Und in diesem Vorausblick lebte er mit ihr, nicht in der irdischen Vergänglichkeit, sondern schon in der Unvergänglichkeit seiner Glaubensgewißheit.

Dina war in rechtschaffen ehrbarer Familie harmlos mit ihren Schwestern aufgewachsen, ohne einen Drang nach höherem geistigen Emportrachten, aber von gesundem Verstand und kräftig an Körper und Gemüth. Sie hatte frische Menschensinne und Menschenempfindungen ererbt, und ein Naturgefühl sagte ihr, daß ihrem Leben etwas fehle, worauf es ein Anrecht habe. Was, wußte sie nicht, es verschwand in einem Nebel, durch den das Denken sie nicht hindurchbrachte; nur lag's verlangend in ihr, sie suche danach auf der

Erde, sei hier dazu berechtigt, nicht erst nach dem Tode im Jenseits. Doch wozu ihr das Nachsinnen nicht verhalf, das fand sie eines Tages durch die Anschauung. Sie trat im Dämmern in die kleine Stube Folger Eckarts und Duitje Hylmers, eines seit kaum einem Jahr verheiratheten jungen Fischerpaars. Die Frau hielt ein winziges Mädchending von einigen Monaten auf dem Schooß, sie hatten es bewundert und mit ihm gelacht und getändelt, doch Folger schlang seinen Arm um den Hals Duitjes, zog sie fest und zärtlich an sich und küßte sie, daß ihr der Athem verging. Dann sagte er: „Öwert Jahr schall se'n Broder hebbe — schall se nich?“ Duitje lachte: „Wenn Du glövst, denn ward dat wul sin,“ und Beide bogen ihre Lippen wieder gegeneinander. Sie bemerkten nichts von der Gegenwart Dinas, und diese verließ rasch, ohne ihren Auftrag auszurichten, die Stube wieder. Aber vor ihren Augen blieben die lebensrothen, leuchtenden Gesichter der Beiden stehen, es war ein Bild ehelichen Glückes in der dürftigsten Behausung. Die junge Pastorenfrau wußte plötzlich, was ihr fehlte, wonach sie sich sehnte und was auch ihr Recht war. Sie ging nicht heim, sondern auf die Düne und sah über die dunkel anrollende See. Das Blut klopfte ihr in den Schläfen, sie ließ sich lange das heiße Gesicht vom Winde kühlen; dann drückte sie einmal mit der Hand gegen die volle Brust, um den Athem zurückzupressen, und wandte sich langsam ihrem Hause zu.

Es war ein langer, einförmiger Winter, wie jedes Jahr ihn in gleicher Weise brachte. Der Himmel lag trüb über See und Land, und das letztere warf kein weißes Licht auf; Schnee kannte die Insel kaum. Die Luft legte sich naß und frostig auf die Brust, doch nicht mit strenger Kälte, die der rastlose feuchte Meeresathem nicht zuließ. Mitunter standen die kleinen, gleich grauen Würfeln aus dem Boden wachsenden Häuser in bleiernem Licht deutlich vor dem Blick, dann verschlang sie Tage hindurch der Nebel wieder und trennte mit seinem undurchdringlich dichten Gewoge jedes gleichsam zu einem winzigsten Eiland für sich ab. Schattenhaft tauchte manchmal das Gemäuer der alten Kirche hervor und sank zurück; etwas Unheimliches, geisterhaft Drohendes lag für das Auge in diesem Kommen und Verschwinden. Die Tageshelle begann fast nur, um schon wieder zu enden; in den seltenen Stunden klarer Fernsicht schimmerte nächtlicher Weile aus Westen her das rothe Licht des hohen, schon Jahrhunderte alten Leuchtthurms der Insel Borkum wie vom letzten Rande der Welt. Zumeist herrschte Nordweststurm und hielt mit hohem Wasserstande die niedrige Verbindung der beiden Theile des Eilandes beinahe ständig überschwemmt, so daß auch die Bewohner derselben von einander abgeschieden wurden. Verkehr mit dem Festlande fand nicht statt, keine Nachricht kam von dort herüber; man hatte Wintervorräthe im Haus, um im Verein mit der täglichen Seeausbeute in kärglich-eintönigster Weise dem Nahrungsbedürfniß

genug zu thun. Der einzige Wechsel bestand in der allabendlichen Erwartung, ob alle Fischer aus Wind und Welle heimkehren würden oder ob einer unter ihnen fehle. Aber auch diese Sorge war so gleichmäßig und uralt überkommen, daß sie nur einen Theil der Daseinsgewohnheit ausmachte. Eine Naturmitgift überaus heitrer Gemüthsart oder sicheres häusliches Glück, der nur in die Ewigkeit gerichtete Blick des Glaubens oder mählich abgestumpfte Sinne gehörten dazu, um diese endlose Reihe trübseliger Tage ohne gemüthliche Niederdrückung zu überdauern.

Aber endlich, wenn auch spät im Mai erst, kam doch der Frühling, nachdem er schon seit Monaten in besseren deutschen Landen seinen Einzug gehalten. Der Wind wurde stiller und weich und die Sonne überglänzte von mattblauem Himmel herab die Insel. Das Meer lag friedfertig, im flimmernden Helmtgras auf der Düne spielten die Kinder, da und dort sah eine kleine, kurzstielige, bunte Blume von der grünenden Rasennarbe des Bodens auf, und die Lerchen trillerten drüber. Nach einem altverbrauchten, doch immer wieder zutreffenden Gleichniß war die Erde auch hier auf der armen Sandscholle in der Nordsee eine junge, zur Hochzeitsfeier geschmückte Braut, die der Frühling liebreich und um Liebe werbend in den Armen hielt.

So schön zugleich in ihrer Größe und ihrer Kargheit lag die Natur eines Spätnachmittags rundum ausgebreitet, daß sie auch Remmert Meynolts wie mit

einem Anhauch aus paradiesischen Gefilden umfing. Irdische Vergänglichkeit wars, doch Brust und Seele dehnend, als sei die Stunde von Gott erschaffen, um mit einem seligen Vorgefühl der ewigen Freuden zu erfüllen. Der junge Pastor wanderte allein am nördlichen einsamen Uferrande entlang, über seine Predigt zu denken, aber auch er empfand, daß die linde Luft sich köstlich einathme. Das Aufwachen des Lebens aus der Dürre nach der langen Winterstarre zog den Blick seiner leiblichen Augen wie mit einer Forderung auf sich, auch für diese zeitliche Offenbarung der Macht und Güte des Schöpfers Dank in seinem Innern regen zu lassen, er setzte sich in den Dünensand, pflückte am Rande desselben eine kleine, blaue Blume und sah sie wohl zum erstenmal in seinem Leben betrachtend an. Und ihm kam's mit einer neuen, fremden Erkenntniß, sie sei so schönfarbig nach dem Willen Gottes, damit das irdische Auge sich an ihr erfreuen solle, und ihr Kelch gemahne an den unschuldsvollen Blick eines Kindes.

Dann wandte er einmal den Kopf, denn ein leiser Ton klang hinter seinem Rücken, und seine junge Frau stand hinter ihm. Sie hatte aus der Ferne sein Hierhergehn gewahrt und war ihm nachgefolgt. Er sagte freundlich: „Du kommst zu rechter Stunde, Dina; bedünkt es Dich heut nicht auch, als läge die Insel im Frieden des Paradieses?“ Sie setzte sich neben ihn, ließ den Blick umhergehen und antwortete: „Und als wären wir die einzigen Menschen darin, wie Adam und Eva.“

Das regte seine Phantasie an, er sprach darüber, wie es nach der biblischen Schilderung im Anfangsgarten der Menschheit gewesen sein müsse, und seine Vorstellung ergänzte Mancherlei, wovon die Ueberlieferung nicht redete. Auch Dina schuf Dieses und Jenes aus ihrer Einbildungskraft dazwischen, einmal unbedacht sonderbar Anachronistisches und Unmögliches, daß ihm unwillkürlich ein Lächeln auf die Lippen kam, wie er ihr die Zeitwidrigkeit ihrer Empfindung zum Bewußtsein brachte. Sie hatte ihn noch niemals lachen gesehn, es stand ihr fremd, kaum glaubhaft, um seinen Mund vor Augen, doch so, daß sie ein Verlangen trug, es nochmals zu gewahren. Und wieder nochmals, und mit der altparadiesischen Eva-List ihres Geschlechtes suchte sie sich bewußt närrische Einfälle hervor, um ihren Wunsch erfüllt zu schauen.

Dann saßen sie ohne zu reden und sahen in die Weite; die Wellen der beginnenden Flut kamen leise und wiegten sich schmeichelnd unter ihren Sitz heran. Am Horizont zogen weiße Segel vorüber, Dina zählte sie, und auch Remmert that das Gleiche. Doch sie brachte eines mehr heraus als er, und sie zählten abermals mit deutend vorgestreckten Armen. Da sie wieder nicht übereinstimmten, griff Dina nach seiner Hand und richtete diese einer Stelle zu, wo sie noch ein schattenhaftes Segel im Duft zerrinnen sah. Nun erkannte er, daß sie recht gehabt, und ihre Arme senkten sich auf den warmen Dünensand zurück. Doch

ihre Hand blieb bei der Bewegung mit der seinigen zusammen, behielt sie umfaßt.

Die Sonne trat auf den Meeresrand und zog mit ihren rothen Strahlen einen leis purpurnen Rückglanz aus der See. Leicht flatternd kam etwas durch die Luft daher, ein seltener, windvertragener Gast der Insel, ein weißer Schmetterling. Und um einige Augenblicke später gesellte sich noch ein zweiter gleicher Art zu ihm; sie umtanzten sich, schwebten auseinander und kehrten suchend zurück. Dann stieg das Falterpärchen, sich mit den Fittigen umspielend, zusammen gradauf in die Höh'.

„Wie zwei Seelen, die dem Himmel zueilen," sagte Remmert Meynolts.

Dina antwortete, gleichfalls nachschauend: „Doch sie kommen noch wieder auf die Erde zurück." Und plötzlich schlang sie danach ihren Arm um den Hals ihres Mannes, wie Folger Eckerts es Duitje Hylmers gethan, und küßte ihn. Er wehrte ihr halb und doch auch nicht und fragte ungewiß: „Was hast Du, Dina?" Sie versetzte unmerklich schalkhaften Lächelns: „Wir sind ja im Paradiese; thaten Adam und Eva das nicht?" — „Davon spricht die Genesis nichts." — „Die schweigt von Manchem, wie Du vorhin gesagt; aber sie thatens gewiß, denn Eva war ja Adams Frau und von Gott für ihn geschaffen."

Seit einem Kuß, den er ihr als Zeichen der Verlobung gegeben, hatte sein Mund den ihrigen nicht berührt. Nun wiederholte er ihre Worte: „Von

Gott für ihn geschaffen, ja, so sagt's die Schrift." Sein Arm legte sich auch um ihre Schulter; es dämmerte, und sie blieben eine Weile so sitzen, bis es fast dunkel geworden. Dann stand er auf; Dina bat ihn noch zu bleiben: „Der Abend ist so schön hier." Doch er erwiderte: „Wir wollen zu Hause die Geschichte der ersten Menschen im Paradiese lesen; willst Du es nicht hören? Vielleicht steht doch auch drin, daß sie —"

Er sprach nicht zu Ende, sondern bog sich statt dessen vor und gab Dina den Kuß zurück, den er von ihr empfangen. Sie stiegen Hand in Hand von der Düne herab; drunten klangen aus dem letzten Zwielicht maifröhliche Stimmen spielender, unsichtbarer Kinder, und sie gingen durch die weich einfallende Frühlingsnacht dem lichtlosen Pfarrhause zu.

Wider die Art der Insel wär' es geschehen, wenn die Sonne lange über ihr gelacht und geleuchtet hätte. Die Wolken besaßen dort angestammtes Herrschaftsrecht im Sommer wie im Winter und überdeckten das Blau des Himmels bald wieder mit dem alten Grau. Flüchtige Tage hatten nur gezeigt, es könne warm und freudig drunten auf der Erde sein, aber rasch erschien sie selbst von Reue über diese Verlockung zum Abfall von ihrer Natur gefaßt und that in Sack und Asche Buße für ihre kurze Hingabe an den bräutlichen

Kuß des Frühlings. Der kalte Nordwest kehrte, seine höhere Macht behauptend, zurück, es regnete Wochen und Monate lang, und wärmebedürftiges Leben fror in der trüben Juliluft, wie im Januar. Unbeachtet welkten die kleinen farbigen Blumenkelche in der frostigen Nässe; wenn die verschlagenen Gäste der Insel, die beiden weißen Falter noch ihr Dasein weiter fristeten, so saßen sie irgendwo vereinzelt fluggelähmt mit zusammengekauerten Fittigen und harrten dem mählichen Herbsterstarren entgegen. Und so ward es wieder November, ohne daß dem Frühling ein Sommer gefolgt war, und das Gedächtniß an Sonnenlicht und süße Lebensschönheit eines Maitages lag wie ein Traum, kaum glaubhaft, versunken.

Der Tag der Ankunft des jungen Ehepaares im Pfarrhause verjährte, und alles ging seinen Gang darin, wie im Winter zuvor. Nur waren der Eifer, die Unermüdlichkeit Remmert Meynolts in der Ausübung seiner selbstgedeuteten Berufspflichten noch mehr gestiegen, sein ganzes Denken und Thun ausschließlich darauf gerichtet. Gleich der Erde um ihn her machte auch er den Eindruck, als ob der Himmel ihm eine Buße dafür auferlegt habe, daß er seinen Sinn einmal dem Ewigen ab- und dem irdisch-vergänglichen Reize einer Stunde zugewandt. Mochte Gott solche auch für andere seiner Geschöpfe nach dem Plan seiner Weltordnung bestimmt haben, er fühlte doch, daß er einem höheren Gebote in sich zuwider gehandelt, einer Versuchung erlegen sei, gleich jener, die den

ersten Menschen aus dem Paradiese vertrieben. Nicht vom Gesetz Verbotenes hatte er gethan, doch sein Thun war nicht hervorgegangen aus einem nach Göttlichem trachtenden Verlangen der Seele, sondern aus ihrer Bethörung durch die Macht der irdischen Hülle, und die Schlange des Paradieses in alter Gestalt war es gewesen, die ihn verleitet. Auf die Lippen des jungen Pastors kam kein Lächeln mehr, das zuerst seinen Geist schwach gemacht, ihn in die Vergänglichkeit nieder zu ziehen. Doch seine Augen sprachen mit noch fremder strahlendem Blick als früher, daß sie, durch die Irrung einer Stunde hindurchgelangt, ihre Erhellung einzig von einer Leuchtkraft jenseits alles Erdenseins empfingen.

Zumeist entzog er sich jetzt auch nach der Abendmahlzeit dem Beisammenverweilen mit seiner Frau, begab sich auf sein Zimmer und arbeitete an einer Schrift über das irdische Leben als Tempelvorstufe der Ewigkeit. Auch Dina saß in der Wohnstube mit weiblicher Handarbeit beschäftigt, doch anderer, als im Winter zuvor. Ihre Nadel und Scheere trafen Vorkehrungen für die Bedürfnisse eines kleinen Kindes, und die Veränderung ihrer Gestalt zeigte, daß es nicht für ein fremdes Kind im Dorfe, sondern für ein von ihr selbst erwartetes geschehe. Gewöhnlich befanden sich ihre Finger in emsiger Thätigkeit, denn ihr lag den Tag hindurch viel andere Pflicht und Nöthigung auf, daß ihr nur der Abend für ihre Zukunftsvorsorge übrig blieb. Allein zuweilen sanken

ihr dennoch die Hände, wie früher, eine Weile unbewegt auf den Schooß und sie sah in das Lampenlicht vor sich hinein. Ihr Gesicht ließ schwer lesen, was sich hinter ihm barg; es schimmerte wohl die glückliche Hoffnung eines jungen Weibes in den Augen, doch nicht ungemischt, trübe Einschlagfäden eines Banggefühles daneben dämpften den freudigen Glanz. Und plötzlich griff sie dann oft in Hast wieder nach ihrer Arbeit, wie um durch die hurtige Regsamkeit der Nadel ihre treibenden Gedanken mit unterzunähen.

So ging, Tag um Tag wie langsam fallende Tropfen abzählend, das alte Jahr, und das neue begann mit schweren, viele Wochen andauernden Stürmen. Es fiel Dina allgemach kaum mehr möglich, mit ihrer Bürde auch die tägliche Last der häuslichen Wirthschaftsführung allein weiter zu tragen, und sie richtete manchmal einen Blick stummer Bitte auf ihren Mann. Aber er sah nichts von ihrer anwachsenden Beschwerniß, denn er verwendete das Auge nicht auf ihr körperliches Sein; sein Verkehr mit ihr war stets nur ein geistig-geistlicher, ging einzig darauf hinaus, die Stärke ihres Glaubens zu festigen. Er mahnte sie, ihre Gedanken von allem Irdischen abgekehrt zu erhalten, damit die Seele des erwarteten Kindes nicht einen Keim des Verderbens mit sich ans Licht der Welt bringe und seine Urheberin einstmals darum anklagen könne. Unhörbar rang die junge Pastorenfrau einen Seufzer aus ihrer beengten Brust; sie hegte die Befürchtung, ihre leiblichen Anstrengungen

möchten dem Kinde einen Schaden zufügen. Allein sie sprach es nicht aus und vollzog ihr schweres Tagewerk weiter. Im Beginn einer Orkannacht des Februar aber versagte ihr die Kraft und fühlte sie ihre Stunde herannahen. Sie wagte nicht, ihren Mann von der Arbeit an seiner Schrift herbeizurufen, sondern kauerte in ihrer Noth verlassen im Zimmer; der Zufall führte noch eine Frau aus dem Dorfe ins Haus, und diese lief, um die Beihelferin zu holen. Nun vernahm auch Remmert von dem Bevorstehenden, kam und frug: „Glaubt Ihr schwachmüthig, der Beistand Gottes reiche nicht aus?“ und er fügte, zu seiner wimmernden Frau gewendet, nach: „Um der Verschuldung Evas willen ist das Wort ergangen, daß Du mit Schmerzen gebären sollst; so beuge Dich mit Geduld unter die Buße, die Dir hienieden auferlegt worden, denn sie dient Deinem unvergänglichen Theile zum Heil.“ Er sprach es sanft und nicht ohne Theilnahme, doch aus seiner Stimme klang, wenn er es vermocht, wäre er nicht dem Rathschlag Gottes in den Arm gefallen, eine leichtere Stunde für Dina zu erwirken.

Es wurden aber manche Stunden daraus und sehr schwere, noch unheimlicher durch das immer lauter anschwellende Doppelgebrüll des Meeres und des Sturmes gemacht, so daß die Helferin, ein nur wenig in ihrer Kunst erfahrenes Fischerweib, den Pfarrer nochmals herzurief; sie befürchtete sowohl den Einsturz des Hauses, als einen unheilvollen Ausgang

der Geburt des Kindes. Remmert Meynolts jedoch sagte ruhig: „Es geschieht nichts wider den Willen des Herrn im Himmel und auf Erden.“ Dina selbst war von dem wilden Aufruhr der Natur, ihren Schmerzen und ihrer Beängstigung der Beherrschungskraft nicht mehr mächtig, sie blickte ihren Mann flehend an und bat mattstimmig: „Bleib bei mir!“ Er blieb, und in ihrer Noth griff sie nach seiner Hand und hielt sich daran geklammert; so ging vielleicht eine Stunde. Da erhob sich Stimmengetöse vor'm Hause, es rief, daß ein Schiff draußen unrettbar in der Brandung treibe.

„So beruft mich die Pflicht,“ sagte der junge Pastor, die Hand aus der seiner Frau ziehend. Sie stieß in zitterndem Schreck vom Mund: „Du gehst fort und läßt mich allein?“ Er erwiederte: „Du bist nicht allein, denn das Auge des Höchsten ruht auf Dir. Die Vorschrift meines Amtes gebietet mir, zur Stelle zu sein, wo ein Sterbender das letzte Trostwort des Glaubens von mir begehren kann.“ Der Trieb der Natur ließ Dina in ihrer Angst aufschreien: „Ich sterbe auch — und ich will noch nicht sterben! Laß mich's nicht — hilf mir — ich habe ja noch nicht gelebt!“ Doch Remmert antwortete: „Willst Du mich Gott ungetreu machen um Menschenfurcht? Gedenke der unsterblichen Seelen Deiner Brüder, die meines Beistandes bedürfen können, und Deine leibliche Noth wird Dich als nichtig bedünken.“

Er ging rasch; eine Vollmondsnacht war's, welche

den Gischt der Springflut bis über die Dünen peitschte. Man sah in doppelter Schußweite nordwärts vom Ufer deutlich Masten und Takelwerk eines Schooners, den die Brandung auf der Untiefe zerschellte; über den Rumpf goß sich unablässig das weiße Schaumgeflacker der Sturzsee. Die Männer der Insel und viele Frauen auch standen versammelt, doch ein Helfen fiel unmöglich; Muth und Wille hätten nicht gefehlt, allein kein Boot vermochte gegen die Uebermacht der Wellen aufzukommen, und die Rettungshülfsmittel späterer Zeit besaß und kannte man nicht. Nach übereinstimmender Erkenntniß Aller mußte das Schiff in kurzen Stunden zerschlagen sein, ohne daß es Jemandem von der Besatzung gelingen werde, lebend bis ans Land zu kommen. Aber für den Fall, daß doch Einer noch athmend mit einem Trümmerstück herübergeschleudert würde, trat ein Dutzend der kräftigsten Fischer beherzt zum Umspähen in die See hinein. Ihnen voran, wie der Führer eines Heertrupps in die Schlacht, stand Remmert Meynolts bis zur Brust im Wasser; Wellenberge überschütteten ihn, und sein Mund mußte unausgesetzt aus Erstickungsgefahr aufringen, doch achtsam-unermüdlich gingen seine Augen stundenlang umher, ob ihm eine Menschenseele befohlen werde, ihre letzten Erdengedanken in die Ewigkeit hinaus zu richten. Nichts Lebendiges kam, nur Holzwerk aller Art verkündete die vorschreitende Zertrümmerung des Schooners. Dazwischen warf die Flut einzelne Ballen und Kisten

der Ladung aus und ließ die Inselbewohner an sich selbst gedenken. Da ersichtlich keine Menschen Hülfe erforderten, so galt es nach altem Recht, den Wogen das zu entreißen, womit „ihr Strand gesegnet ward," was sie nach ebenso alter Vorväteranschauung als eine „Gottesgabe" für ihre Dürftigkeit betrachteten. In emsigem Wetteifer bargen die Hände aller Männer und Weiber das angeschwemmte Gut in Sicherheit; drüben um ein paar tausend Fuß hinaus hielt der Tod seine Ernte, hier erntete das Leben von den Sichelschnitten des Todes. Wenn es möglich gewesen, hätten sie die Eigenthümer der gescheiterten Güter zu retten gesucht; da es nicht geschehen konnte, waren sie dankbar für die Segnung ihres Strandes. Es lag ein seltsamer Widerstreit darin, aber er kam Niemandem zum Bewußtsein. Auch das Kirchengebet, das Remmert Meynolts am Sonntag von der Kanzel sprach, enthielt unter den anderen die uralte Bitte: „Wolle, o Herr, unsern Strand gesegnen!" Und der junge Pastor wandte sie gleich den Uebrigen mit zum Himmel empor. Es geschah nach der Fügung Gottes und erfüllte auf der Insel ein Bedürfniß der Zeitlichkeit, der Bereitungsfrist für das ewige Leben.

Der absteigende Mond ließ nichts mehr von den Schiffsmasten gewahren, unfraglich hatte der letzte Kampf unter ihnen ein Ende gefunden Als Remmert in sein Haus zurückkehrte, lag Dina weißen Gesichtes und bewußtlos, doch ihre Beihelferin hielt ihm ein in Windeln gehülltes kleines Mädchen entgegen. Er

sagte: „Ein neues Leben, das der Herr für die heut von ihm Abbefohlenen zur Prüfung berufen und meiner Rechenschaft vertraut; so sei es mir willkommen.“ Dann wandte er den Blick nach dem Bett seiner Frau: „Hat der Beistand Gottes sie ungefährdet erhalten?“ Der Klang seiner Stimme rief ihre Besinnung wach, sie schlug die Lider auf und sah ausdruckslos vor sich hinaus. Aber gleich danach stieg eine Angst in ihre Augen, ihr Mann hatte eine Handbewegung wie bei der Segensausspendung vom Altar gegen das winzige Stückchen neuen Lebens gemacht, und mit gewaltsamer Anstrengung hob sie einen ihrer Arme und brachte zitternd-mühsam von den Lippen: „Nein — mir das Kind — mir —.“ Remmert ging, seine nassen Kleider abzulegen, die Wehfrau reichte der Mutter nach ihrem Verlangen die Kleine, und Dina legte um diese, so fest sie konnte, wie zum Schutz, den Arm. Schwäche indeß schloß ihr gleich die Augen wieder und ließ sie in halb ohnmächtigen Zustand zurückfallen.

Ihre Natur aber war kräftig, so daß sie sich in kurzen Tagen erholte. Nach zwei Wochen sollte das Kind getauft werden, und die junge Frau wünschte, daß es den Namen ihrer Mutter „Teda“ bekomme. Der Pastor dagegen wollte ihm einen Namen erwählen, der seiner Trägerin ihre Bestimmung über das Erdenleben hinaus deute und stets vor dem Bewußtsein erhalte. Es war zum erstenmal, daß Dina sich gegen einen Willen ihres Mannes auflehnte; ihre

Nerven befanden sich wohl noch in höherer Erregbarkeit als früher, und sie blieb hartnäckig, als handle es sich nicht um einen Namensklang, sondern um die ganze Zukunft, das Leben des Mädchens. Zuletzt fand Remmert einen Ausweg, den Widerstreit zu vereinigen. Das Kind solle Theodora, „die Gottesgabe“ oder „die Gott Gegebene“ getauft werden; davon konnte das friesische „Teda“ als Abkürzung gelten und ihren häuslichen Rufnamen bilden. So geschah's; sie hatte den ersten und letzten Anlaß zu derartiger Gegensätzlichkeit und Uebereinkunft im Pfarrhause gegeben, denn es folgten ihr keine Geschwister mehr nach.

Die Nacht des Schiffbruchs hatte vielerlei Dinge ans Land getragen, das absonderlichste darunter aber jedenfalls in die Hände von Walmot Tjemen. Sie besaß ein Häuschen ganz am einsamen Strand der westlichen Inselhälfte, die überhaupt nur drei oder vier kleine Behausungen aufwies. Ihr Verkehr mit den Dorfbewohnern war ein geringer, sie kam selten auf die Ostseite herüber. Man nannte sie hier kaum je mit ihrem Namen, sondern hieß sie seit Gedenken überall „Frouwe Utsee“. Ersteres war allerdings ein friesischer Vorname, doch ihr schwerlich als solcher beigelegt; das Ganze bezeichnete sie muthmaßlich als „die Frau aus der See“ oder „draußen in der See“. An diese Benennung heftete sich etwas Doppelartiges und

in sich vollständig Widerspruchsvolles. Man redete mit Dankbarkeit und Achtung vor ihrem Verstande von ihr und hielt sie doch zugleich für nicht richtig im Kopf. Da sie auch fast niemals am Sonntag zum Gottesdienst herüberkam, gesellte sich als Drittes hinzu, daß die Meinung ihr das Betreiben von allerlei Geheimkunst zuschrieb, die den Blick des Pastors von Kanzel und Altar scheue. Und in der That brachte der Fischzug ihr zumeist reichlicheren Ertrag als den Uebrigen ein.

Walmot Tjemen mochte jetzt vierzig Jahre zählen; sie war kein Kind der Insel, sondern die einzige Tochter eines festländischen Gehöftbesitzers in der Gegend von Leer, Tjemen Cobbers, der ihr, als sie kaum achtzehn Jahre alt gewesen, durch seinen Tod Haus und Hof hinterlassen. Um die Zeit lernte sie in Leer Roeluf Hemmen, einen armen, beschäftigungslosen Matrosen kennen, verliebte sich in ihn und verlobte sich mit ihm. Sie trug warmes Blut in sich und liebte ihn sehr, das Gerücht sagte, unvorsichtiger, als kirchliches Gebot und eigene Klugheit es einer Braut vorschreiben. Aber zu der Vorstellung der Gefahr, daß er sie sitzen lassen könne, schüttelte sie den Kopf, wenn sie nicht an Menschentreue und Liebe glauben solle, sei es nicht werth, zu leben. Man fügte hinzu, ihr Bräutigam sei ein leichtfertiger Geselle, der schon manches Mädchen angeführt habe, allein auch dem setzte sie sicheres Vertrauen auf ihn entgegen. Roeluf war auf Fahrt nach Südamerika gegangen, und sie saß, zuversichtlich seine Rückkunft erwartend, verkaufte ihren Hof

und verwandte den Erlös zur Erbauung einer stattlichen Schoonerbrigg für ihn. Sie wollte ihn damit überraschen und theilte in ihren Briefen nichts davon mit; doch Jahr und Tag verging, ohne daß sie eine Nachricht von ihm erhielt. Dann kam er eines Tages in abgerissenem Aufzug, war äußerster Verwunderung voll, daß sie nie eine seiner regelmäßigen Antworten auf ihre Briefe bekommen, und sie glaubte ihm und schloß ihn glückselig in die Arme. Es fand sich eine Stimme, von der sie gewarnt wurde, er sei nur heimgekehrt, weil er zufällig drüben von Jemandem vernommen, daß sie ein Schiff für ihn gekauft habe, doch sie hörte nicht drauf, sondern nur beglückt auf sein Staunen und seine Liebesbetheuerungen, als sie ihn an Bord des schönen Fahrzeuges hinanführte. Ihre Hochzeit ward gefeiert, und sie ging gleich danach mit ihrem Manne in See, theilte, von wildester Sturmwuth ungeschreckt, mancherlei Gefahr an seiner Seite, lernte an transatlantischen Küsten fremde Städte und Menschen, Sprache und Sitte kennen. So kam sie nach Ablauf eines Jahres auch in den Hafen von Bahia, sie verweilten mehrere Wochen, um Ladung einzunehmen, und lebten mit dortigen deutschen Landsgenossen in muntrem Verkehr. Doch am Morgen des Tages, an dem sie wieder auslaufen sollten, erwachte Walmot spät mit etwas dumpfem Kopf, und wie sie umblickte, lag das Gasthauszimmer, in dem sie ausnahmsweise statt in der Kajüte mit ihrem Manne übernachtet hatte, leer um sie. Und wie sie an den Hafen hinablief,

war auch das Schiff daraus verschwunden, und sie erfuhr, Roeluf Hemmen sei schon im ersten Frühlicht mit einer jungen Creolin am Bord in die See gegangen. Auch den Namen derselben vernahm sie, kannte die mit ihrem Manne Davonsegelnde, hatte sie einmal gesehen. Es war ein leichtfertiges Geschöpf, doch von bestrickendem tropischen Reiz wundervoller Schönheit, und Walmot heftete lange stumm den Blick vor sich auf die glatte Wasserfläche nieder, aus der ihr Bild mit einfachem, treuherzigem, friesischem Gesicht wie aus einem Spiegel heraufsah. Dann wiegte sie langsam den Kopf ein paarmal hin und her; sie gewahrte nichts mehr von ihrem Bilde, denn heiße, brennende Thränen quollen ihr aus den Lidern. So ging sie schwankenden Fußes fort, bis sie eine einsame Stelle am Ufer fand, auf die sie sich setzte. Dort saß sie, bis der Abend kam, und blickte in die Weite des Meeres hinaus; aber kein Haß, keine Rachsucht suchten aus den blauen Augen nach einem fern verschwindenden Segel, nur eine tiefe Trauer folgte aus ihnen dem Betrüger ihres Lebens nach.

Vollkommen mittellos stand sie in der Fremde und allein durch ein Zusammenschießen mitleidiger deutscher Einwohner Bahias ward ihr eine Ueberfahrt in die Heimath ermöglicht. Ohne Hab und Gut traf sie auch hier ein, doch eine Glückslaune hatte ihr während ihrer Abwesenheit eine kleine Erbschaft zufallen lassen, so daß sie sich nicht, wie sie beabsichtigt hatte, in einen Dienst zu verdingen brauchte, sondern

ihr Leben kärglich-selbständig weiterführen konnte. Sie miethete sich ein Dachstübchen in der Stadt Leer; ihr gegenüber hauste in armseligsten Verhältnissen eine junge Nähterin, die, von einem Liebhaber verlassen, mit einem noch nicht halbjährigen Kinde in Noth hinsiechte. Sie war so hochgradig schwindsüchtig, daß sie nicht mehr so viel zu arbeiten vermochte, um ihre kleine „Dattje“ und sich nothdürftigst zu ernähren, und sie wußte selbst, daß ihr Ende bald bevorstehe. So fand Walmot sie im Hause vor und bei dem ersten Zusammensein mit ihr blieb sie Stunden lang bei der Kranken, weil sie nicht fortging, eh' sie derselben geholfen, Alles was am Abend von ihr abgeliefert werden sollte, mit fertig zu stellen. Das Gleiche that sie am nächsten Tag und wochenlang; dann konnte die Nähterin selbst die Nadel nicht mehr halten, und Walmot Tjemen vollführte allein für sie vom Morgen bis zum Abend ihre Arbeit. Dank dafür lehnte sie ab, denn sie sei froh, nicht müßig zu sitzen, sondern eine Beschäftigung zu haben; mit Erzählungen aus den fremden Ländern, die sie gesehn, und muntrem Geplauder erheiterte sie die Schwindsüchtige. Diese fragte einmal bedrückt, ob Walmot sie denn nicht im Stillen um des Kindes willen mißachte; doch die Befragte sah sie mit inniger Theilnahme an und erwiederte: „Thatest Du denn Jemandem Uebles an, als Dir selbst? Und ich sollte Andres als Mitleid mit Dir fühlen? Wir sind doch in der Welt, um glücklich zu sein und glücklich zu machen, und mich

dünkt, wir könnens nur so kurz.“ Nun faßte die Kranke Muth und sprach, daß sie wisse, man werde sie bald in die Erde legen; doch die einzige qualvolle Angst vor dem Tode komme ihr aus dem Gedanken, daß sie ihr Kind freundlos und verkümmernd im Waisenhaus zurücklassen müsse. Schwäche übermannte sie, und sie konnte nicht weiter sprechen; um ihr Ruhe zu gönnen, trat Walmot zur Seite und ordnete etwas auf dem Wandsims. Dabei glitt ein beschriebenes Blatt aus dem Winkel und ihr Blick fiel darauf. Eine Handschrift war's, die sie kannte, so daß ihre Augen hastig zu lesen begannen. Dann schlug ihr das Blut roth in's Gesicht und sie verließ jählings die Stube.

Draußen wollte sie in's Freie hinaus, ein Sturm in ihr trieb sie aus dem Hause fort. Sie hatte einen Brief ihres Mannes gelesen, Roeluf Hemmen war der Liebhaber der jungen Nähterin gewesen — war es in den Tagen gewesen, als er seine Hochzeit gefeiert. Mit klopfenden Pulsen rechnete Walmot die Zahl der Tage; sie stimmten genau überein.

Doch sie war nicht ihrem Antrieb gefolgt, die Treppe hinunter zu stürzen, sondern auf dem Vorplatz stehen geblieben. Und so stand sie noch ein paar Minuten, dann drückte sie die Hand einmal fest auf's klopfende Herz und kehrte in die Stube zurück. Die Schwindsüchtige hatte ihr Bewußtsein wieder erlangt, und Walmot trat zu ihr hinan, faßte ihre Hand und sagte, Trost einredend: „Du wirst wieder gesund

werden, aber Dein Kind würde auch sonst nicht in's Waisenhaus gekommen sein. Sei gewiß, ich hätte es als mein eignes zu mir genommen, das kann ich Dir geloben.“ Aus dieser Verheißung blühte die Lebenskraft der Hinsterbenden noch einmal flüchtig auf; sie sprach mit der Lebhaftigkeit des tödtenden Fiebers und fragte zum erstenmal, wie der elende Mann geheißen, der seine Frau um einer Dirne willen in der Fremde treulos verlassen und ihr Hab und Gut gestohlen habe. Und ohne ein zauderndes Anhalten der Lippen nannte Walmot ihr einen wildfremden Namen, wie der Mund ihn im Augenblick fand.

Bald danach starb die Mutter Dattjes, und Walmot Tjemen nahm die Kleine auf die Arme und trug sie in ihre Wohnung hinüber. Mit Liebe und Sorge gab sie sich mehrere Jahre ganz der Aufziehung des schwächlichen Geschöpfchens hin, doch es kränkelte trotzdem fortwährend, und ein Arzt ließ nur Aussicht auf die Lebenserhaltung des Kindes, wenn es aus der Marschniederung der Stadt in reinste Luft der Natur, am Besten auf Sandboden am Meeresstrand versetzt würde. Walmot hatte bei'm Auslaufen auf dem Schiff aus der Emsmündung die ostfriesischen Inseln liegen gesehn und besann sich nicht lange. Umfrage bei Schiffern ergab, daß auf einer derselben ein Häuschen zu haben sei; mit schnellem Entschluß kaufte sie dies an. Ihr kleines Erbschaftsvermögen reichte dazu aus, sowie zur Erwerbung eines Nachens und neuartiger, von ihr mit Umsicht ausgewählter Fischereigeräthe,

denn sie mußte hinfort die Hauptnahrung für Dattje und sich der See abgewinnen. Und zwar mußte sie dies mit eigenen Händen, ohne Beihülfe, aber ihr bangte nicht vor der Mühsal des fremden Thuns. In ihr selbst war ein Zug nach dem Meere, ein innerlicher Gleichklang mit dem Auf- und Niederrauschen der Wellen. So kam Walmot Tjemen auf die Insel, in das kleine einsame Haus am äußersten Rand der westlichen Hälfte.

Sie besaß einen kräftigen Körper und unbezwinglichen Lebensmuth, das durchzuführen, was die Nothwendigkeit von außen und ihr Gefühl im Innern ihr vorschrieben. Nun saß sie nicht mehr nähend in enger Stube, sondern ruderte im Kahn durch Wind und Wetter zum Fischfang. Eine fest um den Kopf angezogene Sturmkappe hielt ihr starkes, blondes Haar ganz überdeckt, ihr Rock aus derb unverwüstlichem Zeug steckte an den Seiten in den Schaften kniehoher Wasserstiefel; von Weitem und selbst aus geringer Entfernung noch erschien sie wie ein Mann. Männlich war auch ihre Ausdauer und bald erworbene Geschicklichkeit in dem neuen Betrieb. Ihr verbessertes Geräth, das sie in Amerika kennen gelernt, bildete den Grund für den ihr reichlicher zufallenden, ihren eignen Bedarf weit übersteigenden See-Ertrag. Sie dörrte, salzte und räucherte den größten Theil desselben, verpackte ihn in Tonnen und traf ein Abkommen mit einem Schiffer vom Festlande, daß dieser zu bestimmten Zeiten ihren angesammelten Vorrath holte und zum Verkauf auf

den Markt nach Emden brachte. Niemand außer ihr auf der Insel fand so guten Erlös für seinen Fang; sie rieth den Fischern auch zu der von ihr benutzten klügeren Umänderung der Netze, aber alle schüttelten mit friesischer Zähigkeit des Verharrens die Köpfe und blieben beim Altväterbrauch. Sie sahen das bessere Erträgniß, doch sie schrieben dies nicht einem vernünftiger überlegten Verfahren zu, sondern schoben es auf Rechnung geheimer Künste, mit denen „Frouwe Utsee“ die Fische in ihr Netz locke.

Der Erwerb, die harte Arbeit waren indeß für Walmot nicht der Zweck, nur eine Forderung des Lebens. Wenn sie der letzteren genug gethan, setzte sie sich mit der kleinen Dattje auf die Düne und schaute über's Meer. Sie saßen dort im Abendsonnenlicht und bei grauem Himmel unter jagenden Wolken, der Lohn der Tagesmühe war es für Walmot. Sie hatte keinen Begriff vom Lehren und hegte keinerlei Absicht dazu, aber aus dem, was sie sprach, kam dem Mädchen ein erstes Empfinden und Erkennen der Schönheit und Lieblichkeit des Sonnentags, der Sturmesgewalt und der Mächtigkeit des Meeres. In Sternennächten frug die Kleine auch wohl, was droben im Himmel sei, doch Walmot antwortete, das wisse sie nicht und glaube, keiner wisse davon, ob er auch darüber rede und schreibe. Vielleicht erführen es die Todten, doch so lange ein Mensch auf der Erde lebe, thue der Himmel ihm nichts kund, habe nicht Theil an seinem Glück und Kummer. Wie die kleine Sand-

insel in der großen See liege, so werde Jeder in's Leben hineingesetzt, und die Tage und Jahre kämen und gingen eine Zeitlang wie die Wellen um ihn her. Am Ende aber stehe der Tod und warte auf ihn, und wen er in seine Arme genommen, für den sei Alles gleich, was vordem gewesen. Drum müsse man sich in jedem Augenblick freuen, wenn man es könne, und jedem dazu helfen, der Kummer und Noth leide. Sonst sei das Menschenleben so traurig, daß es kaum möglich falle, seine Last zu tragen; doch auch im Unglück werde es schön, wenn man nicht an sich denke, sondern mit Andern froh sei und ihnen Schlimmes leichter zu machen suche. Die kleine Dattje war zehn Jahre alt geworden und nahm Alles mit frühgereiftem Verständniß auf, fragte, wo sie etwas nicht begriffen und ließ es sich an Beispielen aus dem Leben erklären. So gewann ihr Kopf ohne Unterricht ein Bild der Welt und des menschlichen Daseins; sie nannte Walmot Mutter und wußte es nicht anders. Ihr Wuchs ging rasch in die Höhe, doch blieb von ängstlicher Schmächtigkeit, und Wind und Wasserathem bräunten ihre weiße Gesichtsfarbe nicht.

Die Inselbewohner kannten das Lebensschicksal „Frouwe Utsee's", sie selbst sprach nicht davon, aber im Gange der Jahre war allgemach die Kunde vom Festlande herübergetröpfelt. Sie stammte mit ihnen vom gleichen friesischen Ursprungsblut und dünkte sich keinem gegenüber höher oder besser, obwohl sie an mancher Kenntniß und mehr noch an eigenem Denken

weit über der großen Mehrzahl stand. So erwarb sie sich ein Ansehen im Dorf; besonders riefen die Frauen sie in Fällen, wenn sie sich selbst nicht zu rathen wußten, um Beistand herbei. Und sie konnten sich drauf verlassen, wie auf das Kommen der Flut, ob schwarze Winternacht war oder Sonnentag, ob man trocknen Fußes die Niederung zwischen West- und Osthälfte zu durchschreiten vermochte, oder der Sturm wilde Schaumwellen drüber rollte, Walmot kam, brachte Hülfe oder Trost und hinterließ heiter aufgerichteten Sinn. Um so mehr aber schüttelten eines Tags Männer und Weiber der Insel verwundert die Köpfe, denn es zeigte sich plötzlich, daß es in Frouwe Utsee's Kopf dennoch nicht ganz richtig sei, daß sie sich selber am Uebelsten und Thörichtsten berathe. Im Novemberwind einmal führte ein Fischer, der am Festland gewesen, einen Mann mit sich, den er am Strande umherirrend und nach der Insel hinüberverlangend gefunden. Er sah verwildert und verwahrlost aus, halb erfroren vor Kleidungsdürftigkeit und halb verhungert von Mangel, abstoßenden Gesichts als ein zweifelloser Trunkenbold und mit einem blöden, greinenden Zug im fahlen, von häßlicher Krankheit verheerten Gesicht. So fragte er nach Walmot Tjemens Haus und taumelte drauf zu, und wie ein Gerücht entsteht, lief es rasch um, der Fremde sei Roeluf Hemmen, der sein Schiff, das Heirathsgut Frouwe Utsee's in Trunk und Liederlichkeit durchgebracht habe und, an den Bettelstab gekommen, jetzt sich von seiner Frau ernähren lassen

wolle. Empört eilten die Dorfbewohner der Bedrohten zur Hülfe hinzu, auch der gemächliche alte Pfarrer kam, und das Gerücht hatte die Wahrheit getroffen, es war Roeluf Hemmen, doch kaum mehr erkennbar; er konnte noch nicht vierzig Jahre sein, aber er war um ein halbes Menschenleben vor der Zeit zu einem alten, hinfälligen Manne geworden. Stumpfsinnig saß er auf einem Holzklotz vor der Thür, und ein halbes Dutzend Schritte von ihm stand Walmot, zum erstenmal, seitdem sie auf der Insel wohnte, blaß wie vor einer Ohnmacht, und ihre Finger hielten sich an das Gebälk ihres Hauses angeklammert. Sie schrak zusammen, wie sie plötzlich die um den Dünenbug Heraneilenden wahrnahm, sah ihnen ein paar Augenblicke wortlos in's Gesicht. Dann rang sie einmal tief nach Luft und sagte mit fester Stimme: „Was wollt ihr? Mein Mann ist gekommen, ich wußt's und habe auf ihn gewartet. Laßt uns allein heut', er ist krank und muß Ruh haben". Der alte Pastor trat wohlmeinend auf sie zu und sprach sie an: „Was heißt Dein Reden? Du willst doch diesen Elenden, der Dich verlassen und betrogen hat, nicht bei Dir aufnehmen und mit Deiner Hände Arbeit erhalten? Er hat kein Recht, etwas Anderes von Dir zu verlangen, als Verachtung und Abscheu, und wenn Du Furcht vor ihm hast, so werd' ich Fürsorge tragen, daß er noch heut' wieder von unserer Insel fortgebracht wird und nicht zurückkommt." Doch nun schlug Walmot ruhig die Augen gegen den Sprecher auf und erwiederte: „Es steht in Eurer

Schrift, Herr Pastor, daß die Frau dort sein soll, wo der Mann ist. Soll sie nur im Glücke bei ihm ausharren, oder auch wenn er, wie Ihr sagtet, elend ist?" Der Befragte blieb ihr die Antwort drauf schuldig und versetzte: „Wer nicht hört, der fühlt's; ich hab' Euch gewarnt, nicht zu thun, Walmot, was weder Gesetz und Billigkeit, noch Christenpflicht von Euch fordern können".

Doch Walmot Tjemen that, was ihr Herz von ihr forderte. Nicht die Weibesliebe zum Mann im Herzen, denn wenn die Erinnerung noch einen Rest davon in ihr bewahrt gehabt, so hätte dieser bei dem Anblick Roeluf Hemmens zum Nichts auslöschen müssen. Er war körperlich und geistig von gleicher Verkommenheit, in verfallener Menschengestalt ein Stück thierischen Lebens, das nichts Andres mehr besaß, als den Drang, seinen Hunger zu befriedigen und danach zu schlafen. Und es hatte Walmot wohl minutenlang ein Ringen mit dem Gedächtniß der Vergangenheit, mit dem Ekel der Gegenwart gekostet, aber dann waren das Erbarmen, das menschliche Mitleid in ihrem Herzen Sieger geblieben. Der Entschluß stand in ihr, Roeluf Hemmen zu behalten, zu versuchen, daß sie ihn aus seiner thierischen Versunkenheit noch leiblich und seelisch wieder in einen Menschenzustand heraufbringe. Sie dachte nicht mehr an das, was er ihr zugefügt, und daß er gerecht für seine Verschuldung an ihr und an sich selbst büße, sondern nur an die Lebenszeit, die noch vor ihm lag, ließ sich von den Inselbewohnern fortan

als eine Närrin betrachten, in deren Kopf es nicht richtig sei.

So kamen schwere Jahre für Walmot, die schwersten, die sie noch erlebt. Roeluf war störrisch nach Art der Halbblöden, ekannte die Wohlthat, die sie ihm erwies, nicht an, forderte vielmehr bald Alles von ihr als sein zustehendes Recht. Doch sie blieb immer von gleicher Nachgiebigkeit gegen ihn, bis zu der Grenze, wo sein eigenes Wohl Entschiedenheit von ihr verlangte; sie trachtete danach, ihn wie ein Kind spielend an ein Betreiben, eine Thätigkeit zu gewöhnen, nicht um eine Hülfsleistung von ihm zu haben, sondern damit sein Geist wieder lerne, sich mit etwas zu beschäftigen, einem Zweck nachzugehn. Kein Irrenarzt hätte aus seiner Erfahrungswissenschaft bessere Mittel zur Heilung des Stumpfsinns anwenden können, als Walmot Tjemen sie aus ihrem eigenen Gefühl herausfand. Dabei aber nagte mehr und mehr in ihrem Innern eine tiefe, herzzerquälende Sorge. Es war nicht zu verkennen, daß Dattje von ihrer Mutter den Keim der Schwindsucht überkommen hatte und daß auch die Luft der Insel nicht dagegen half. Ihr junges Leben schwand mählich, doch unaufhaltsam hin, und Walmot liebte sie wie ein eigenes, einziges Kind. Das Mädchen wußte selbst nichts von der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes, und seine Pflegemutter hatte es sich zum unerschütterlichen Gebot gemacht, daß Dattje niemals durch sie eine Ahnung davon erhalte, bis zum unvermerkten Herankommen der letzten Stunde

sich sorglos ihres Daseins fortfreuen könne. Es war eine oft zerdrückende Aufgabe für Walmot, ihre harte Erwerbsarbeit mit dem unablässigen Gedanken an die Hinsterbende zu betreiben, des Nachts ihr Schluchzen zu ersticken, damit die neben ihr Schlafende es nicht höre, und bei dem trostlosen Anblick des Kindes immer heiter zu erscheinen. Aber ihr Wille, ihre Liebe vollbrachten es, denn so lange es in ihrer Kraft stand, sollte Dattje noch glücklich sein. Sie dachte manchmal, ob sie Roeluf Hemmen sagen solle, es sei seine Tochter. Doch es hätte als ein stachelnder Vorhalt von ihr in seinem blöden Gehirn herumwühlen können und ihm vielleicht den Tod des Kindes schwerer gemacht, der ihn jetzt gleichgültig ließ. Es brauchte niemand je etwas von der Herkunft des Mädchens zu erfahren; so verhehlte Walmot sie, wie ihre Angst und ihre Thränen.

Dann kam der Tag, an dem es zu Ende ging. Sie saß und hielt die Hand Dattjes, die mit geschlossenen Augen lag, und Walmot sagte ihr, daß sie heut' gut einschlafen und froh, gesund und kräftig aufwachen werde, um aufstehen und sich in die Düne legen zu können und sich wieder an der Sonne und der weiten See zu freuen. Da öffnete die Sterbende die Lider noch einmal, sah glücklich auf und antwortete mit tonlosem Hauch: „O das wird schön — ja, ich will recht schlafen — liebe Mutter, ich danke Dir.“ Und sie schlief ein und wachte nicht wieder auf, und ihr Leben hatte keine Ahnung besessen, wer es so weit

behütet, und keine Ahnung, daß der Tod seine Schreckens-
hand nach ihr ausgestreckt gehalten.

Nun konnte Walmot Tjemen weinen, ihr über-
schweres Herz dem Leid hingeben. Das Glück ihres
Lebens, das Einzige, was es gehabt, war wieder ver-
loren, und eine leere, trostlose Oede lag um sie.

Aber auch Roeluf Hemmen saß jetzt zumeist und
weinte still vor sich hin. Nicht um den Tod des
Kindes, um das er sich nicht bekümmert gehabt, doch
in seiner Kopfumnachtung war es langsam dämmernd
aufgegangen, wie ruchlos er sich an Walmot verschuldet
und wie sie ihm seine Untreue, die Zerstörung ihres
Lebens vergolten habe. Er rang in einem ersten
dunkelschreckvollen Erwachen des belasteten Gemüths,
sein Mund sprach nichts davon, stumm und dumpf
brütete er, dann stürzten ihm plötzlich die Thränen
hemmungslos herunter. Und einige Tage nach dem
Tode Dattjes brach jählings einmal ein so greller
Lichtschein durch seine Verworrenheit, daß er an die
See hinauslief, um sich zu ertränken.

Fast hätte er auch diesen Vorsatz ausgeführt,
Walmot Tjemen kam noch eben rechtzeitig, um ihn
halb mit Gewalt aus der anrollenden Flut heraus-
zureißen und in's Haus zurückzubringen. Hier fragte
sie ihn, was er gewollt und weshalb, doch sie konnte
lange keine Antwort aus ihm hervorholen, bis er
endlich, jammervoll heulend, mühsam und kaum ver-
ständlich etwas zu stammeln versuchte. Da sah sie
in eine geistumdüsterte, aber zugleich von blutender

Reue qualvoll zerfressene Seele, und Schreck fiel über sie, daß um ihretwillen ein Mensch sich in solcher Marter der Selbstverdammniß winde. Und Walmot Tjemen vergaß ihr eigenes bitterliches Herzweh und sprach erbarmungsreich Roeluf Hemmen Trost über die Schuld zu, deren sein aufgewachtes Gewissen ihn anklagte. Zum erstenmal faßte sie seine Hände, redete, daß er von schönen Frauen auf Abwege und in die Irre geführt worden sei, wie schon manch' Anderer vor ihm, und sie habe kein Recht, es ihm vorzuwerfen, da sie niemals Schönheit besessen und es vermessen von ihr gewesen, ihn an sie binden zu wollen. Wie ein Kind suchte sie ihn zu beschwichtigen, ihm neuen Lebensmuth einzuflößen; das Mitleid ließ sie sich selbst herabsetzen, um ihn aus seinem Vernichtungsgefühl zu heben. Und sie gab ihm ein, er habe ihr ja doch Treue im Herzen bewahrt, da diese ihn getrieben, auf die Insel zu kommen, um sie wieder zu finden. Sie mußte ein Grauen überwinden, aber sie streichelte ihm mit der Hand über das narbig entstellte Gesicht, und wie Gärtnerkunst durch unermüdliche Pflege eine werthvolle Blumenpflanze, die schon ausgerissen mit verdorrender Wurzel auf dem Boden gelegen, noch wieder zur Triebentwickelung bringt, so setzte Walmot Tjemen alle Kraft und Ausdauer ihrer Menschengüte daran, Roeluf Hemmen wieder zur Selbstachtung und Aufrichtung in sich zu beleben. Er war und blieb ein gebrochener Mann, doch sie brachte es im Gange der Jahre dahin, daß er seine

Geistesfähigkeiten bis zu einem gewissen Grade zurückgewann, seine Gesundheit sich kräftigte und er für den äußeren Anblick sich von den übrigen Männern der Insel nicht wesentlich unterschied. Er half Walmot thätig beim Fischfang und jeglicher Arbeit, nur in noch stillerer Art und Wortlosigkeit, als die andern, und er verließ sie nie, folgte ihr auf Schritt und Tritt nach, einem großen Kinde gleich, das sich fürchtet, allein zu sein. Seine Augen wagten nicht, sich zu den ihrigen aufzuheben, aber wenn sie abgewendet stand, hielt sein Blick sich stets auf sie gerichtet, groß, mit einem Gemisch von ungläubigem Staunen, Dankbarkeit und scheuer Ehrfurcht.

Walmot Tjemen mochte jetzt vierzig Jahre zählen und an ihrem Aeußeren waren diese nicht spurlos vorübergegangen. Im Gegentheil, sie hatten sich eher vorzeitig stark in ihr Gesicht hineingegraben, ihr das blonde Haar an den Schläfen früh grau durchsetzt. Sie war in der That nie schön gewesen, stach mit derben Zügen, von Wind und Wasser verwetterter Haut nicht von den Fischerfrauen ihres Alters ab. Nur in den hellen blauen Augensternen lag Anderes, als bei irgend einer sonst auf der Insel. Etwas Warmes, Weiches, Mildleuchtendes wie Frühlingshimmel; man sah ihnen an, daß sie viel geweint hatten und sie blickten doch freudig in die Welt hinaus. Heiterkeit und Trübung mochten wechselnd ihre Wohnstatt in ihnen aufschlagen, aber das Alter zog nicht mit in sie ein. So lange sie Freuden und

Leiden des Lebens, dem sie angehörten, um sich gewahren würden, verhießen sie immer gleiche Jugendkraft des Mitgefühls mit Glück und Trauer des vergänglichen Menschenseins.

Da trug die Schiffbruchsnacht, die ein neues Leben im Pfarrhause zur Welt brachte, einen seltsamen Fund in die Hände Walmot Tjemens. Auch am Dünenstrand vor ihrem Hause trieb mancherlei Scheiterwerk des Schoonerwracks an, wovon sie umsichtig und thätig, was sie erfassen konnte, ans Land barg, und Roeluf Hemmen war schweigsam helfend wie immer neben ihr. So zogen sie die für Herd und Ofen werthvollen Holztrümmer herauf, doch auch einzelne Ballen der Ladung schwammen dazwischen. Dann tauchte einmal etwas noch nicht vorher Gewesenes empor, hellfarbig, im weißen Mondlicht sah man, wie die Wogen Fangball damit spielten. Ein Wellenrücken hob es leicht auf, ließ es ins gährende Thal niedergleiten und warf es wieder in die Höh'. Dergestalt kam es näher, daß der Blick erkannte, es sei ein Korb aus starkem Weidengeflecht; einem großen Kork gleich flog er über einer zischenden Wassermähne gegen das Gesicht Walmots heran, und sie hielt die Hand danach gestreckt. Aber das bewegliche Ding drohte von dem Schaumkamme in die See zurück zu tanzen, und resolut liefen ihre Füße gegen die Welle

vor. Mit hohem Uebersturz riß diese ihre schwächere Gegnerin zu Boden, doch Walmot hatte das Ziel ihrer Hand erhascht, hielt es und ward mit ihm auf den Ufersand ausgeworfen. Sie war daran gewöhnt, oft triefend bis auf die Haut durchnäßt zu sein, achtete es nicht, sondern hob rasch ihre Meerbeute zu sicherem Dünenplatz empor, um sich auf's Neue an's Bergungswerk zu machen. Da zog ihr ein sonderbarer Ton den Kopf herum, wie das Piepsen eines eben aus dem Ei geschlüpften Strandvogels. Es war Februar und noch lange nicht Brutzeit, und außerdem lag der weiße Dünensand so hell bestrahlt, daß man auf zwanzig Schritt in die Runde ein Nest darin gewahren mußte. Aber dennoch wiederholte der Laut sich in nächster Nähe nochmals, und dem Umblick blieb kaum Zweifel, er konnte nur aus dem Korbe selbst heraufkommen. Waren junge Vögel, Enten, Hühner oder Tauben darin, die für die Schiffsküche bestimmt gewesen? Jedenfalls irgend ein Thier, und Walmot freute sich, etwas Lebendiges vom Tode gerettet zu haben. Sie zog ihr Einschlagmesser aus der Tasche und durchschnitt den Strick, mit dem der Deckel des Korbes an diesem fest verknotet war; darunter umschloß dicker Wachstafft die ganze Höhlung und in dieser einen weichen, aus Federkissen bestehenden Inhalt. Der letztere war durchfeuchet, doch ohne von Wasser zu triefen; das sorglich umgeschlungene Wachstuch hatte ihm, wie der Luft, nur geringfügigen Zutritt gewährt.

Dann stand Walmot Tjemen sprachlos und athemlos staunend. Auf den Kissen in Windeln lag ein ganz kleines, wohl kaum achttägiges Kind, und es lebte, denn es athmete und wimmerte. Ein winzig-zerbrechliches Stückchen Leben, hatte es der Wuth des Orkans und der Nordsee getrotzt, war, von seinem wundersamen Fahrzeuge gerade durch die Leichtigkeit desselben behütet, wie in einer Wiege unversehrt ans Ufer geschaukelt worden. Aber von wo und wie kam es so hierher?

Nichts gab Auskunft darüber, und doch bedurfte es auch keiner, Alles redete sofort für Walmot eine stumm-verständliche Sprache. So, wie der Korb geschlossen, verwahrt und geordnet war, entstammte er nur aus höchster Verzweiflung und zugleich doch noch höchster Sorglichkeit der Mutterliebe. Eine junge Frau hatte sich mit am Bord des Schooners befunden, welche erst seit wenigen Tagen ihr Kind besessen; die letzte Aussicht, sich mit ihm zu retten, war vergangen, und in ihrer Mutterqual klammerte sie sich an den Strohhalm einer Möglichkeit, vielleicht wenigstens ihrem Kinde das Leben zu erhalten. Es mochte ein halbirrer Gedanke sein, doch ein Schimmer von Hoffnung kam aus ihm durch die wilde Nacht, und erwägend führte sie ihn im Toben des Sturmes mit der letzten besonnenen Umsicht und Sorgfalt ihres Daseins aus. In ihren Armen streckte der Tod unabwendbar nach dem hülflosen Geschöpfe die Hand, und so konnte es ihm entrinnen. Und die Mutter-

liebe brachte das Höchste über sich, sich von ihm zu trennen, gab es scheinbar, wahrscheinlich sogar, selbst den Wellen zur Beute hin. Wie mochte ihr Auge nachgestarrt haben, als der Korb, der ihr letztes Denken umschloß, einem Fangball der brüllenden See gleich auf- und niedergeschleudert, im kalten, glitzernden Mondlicht verschwand. Nun lag sie selbst kalt und fühllos drunten und erfuhr niemals, daß ihr Heldenmuth seinen Lohn errungen, daß die gierigen Wogen, die das Schiff mit allem Leben darauf verschlungen, ihr Kind allein noch athmend an's Land gebracht hatten.

Niemand sprach's und konnte es je, aber nur so, nicht anders, mußte es gewesen sein. Und Walmot Tjemen rang tief nach Luft, die Verzweiflung der fremden, jungen Mutter war in ihr selbst, zerpreßte ihr die Brust und zerschnitt ihr das Herz. Es war ein Mensch gewesen, der vor wenig Augenblicken Unausdenkbares gelitten; durchschaudernd starrte Walmot aus den rollenden Wellen die Gleichgültigkeit, die Erbarmungslosigkeit des Lebens mit der Qual eines Menschen an.

Aber nur kurz, dann blickte ihr aus dem Korbe herauf das gleiche Menschenleben in seiner Hülfsbedürftigkeit und Erhaltungsfähigkeit in's Gesicht. Das Kind begann lauter zu wimmern, denn zweifellos fror es und hungerte, und Walmot lief mit ihm dem Hause zu. Zum erstenmal seit langen Jahren hatte die ruhige Ueberlegung sie verlassen, sie wollte zwei

Dinge, mehr noch, zu gleicher Zeit thun. Ihre Finger, die einen Schwefelfaden an den Herdkohlen entflammten, flogen zitternd hin und her — das Kind konnte erstarren und verhungern, und doch mußte sie die Lampe erst angezündet haben. Ihre Natur hatte sich verkehrt, denn Ungeduld rüttelte ihr durch die Glieder, und gegenwärtig hätten die Leute drüben im Dorfe Recht gehabt, es war zur Stunde in Wirklichkeit nicht völlig richtig in ihrem Kopfe. Vor ihrer Phantasie stand wie noch lebend die ertrunkene Frau draußen im Meer, winkte ihr und sah sie an und sagte mit den todesangstvollen Augen, es sei ein Vermächtniß, das sie in die Hand der Finderin gelegt. Und sie sei nicht todt, nur könne sie niemals aus der wilden See bis an's Land kommen, doch ihr Blick suche immer nach ihrem Kinde und ruhe auf ihm und fordere Rechenschaft von Allem, was ihm geschehe. Und Walmot Tjemens Finger konnten den Schwefelfaden nicht an den Kohlen halten, so rüttelte sie die Angst, das ihr vertraute Leben könne auslöschen, eh' sie ihm zur Hülfe komme.

Doch nun brannte die Lampe, und es mußte eines nach dem andern geschehen, und sie entschloß sich, zuerst das Kind aus der kalten Nässe zu befreien, um es zu erwärmen. Nicht ihr Kopf, doch ihre Hand war ruhig geworden, sie löste hurtig die Windeln ab, wickelte den kleinen lebendigen Inhalt in eine Wollendecke. Ein Mädchen war's; in einem Pferch an der Küche besaß Walmot eine Ziege, und

nicht um die Schätze der Erde hätte sie jene in diesem Augenblicke hingegeben. Aber sie wagte nicht, die Kleine nur eine Secunde lang allein und unbehütet zu lassen, hielt sie an die Brust gedrückt und lief so mit ihr, Milch aus dem vollen Euter der Ziege zu holen. Minuten waren vergangen, doch sie schienen ihr Stunden, dann endlich konnte sie dem Kinde von der warmen Flüssigkeit in die Lippen einflößen. Es gelang schwer, allein die Unermüdlichkeit ihrer Versuche führte zum Ziele. Der Drang der Natur ließ die Kleine schließlich den ungeschickten Mund öffnen und die Milch aus einem schmalen Holzlöffel annehmen. Sie schluckte mit geschlossenen Augen, weinte nicht mehr, das Gesichtchen drückte Behagen aus. Ein Schauder überlief noch einmal Walmots Leib; als das Kind zum letztenmal Nahrung empfangen, hatte es an der Brust seiner Mutter getrunken, und ohne Zweifel hatte diese es im letzten Augenblicke vor der Trennung mit dem eigenen Tode vor Augen noch einmal gestillt, um ihm noch das auf seinen Schreckensweg mitzugeben, was den Lebensfunken in ihm für die nächsten Stunden erhalten konnte.

Nun lag es beruhigt und schlief, und nun stand Walmot Tjemen und betrachtete es. Der weiche, warme Menschenblick war's, der auf dem Kinde haftete, doch sprach heut' Nacht noch etwas Anderes mit aus ihm. So konnte kein Mann, konnten nur die Augen eines Weibes niederschau'n; die Unermeß-

lichkeit des Weltalls schwand vor ihnen zu leerem Nichts gegen dies Bischen athmenden Lebens auf dem ärmlichen Holztische. Mit sorglicher Vernunft hatten Menschenpflicht und Menschenmitgefühl Walmots das Nothwendige an ihrem Schützling vollbracht, und das Weib in ihr konnte seinen Verstand ein wenig fahren lassen. Ihr Leben zerging hinter ihr wie ein Traum, sie fühlte kein Alter in sich, das Herz klopfte jung, stark und glückvoll wie mit zwanzig Jahren in ihrer Brust. War es nicht eben erst von seiner Liebe gefaßt und sie selbst eine junge, hoffnungsselige Frau?

Da ging die Thür auf und Roeluf Hemmen kam, der vergeblich in der Düne nach ihr gesucht hatte. Sie nahm das kleine Ding, trat auf ihn zu, hielt es ihm entgegen und sagte: „Dattje!“ Er sah sie verständnißlos an und brachte halb hervor: „Was ist's?“ Nun erwiderte sie: „Unser Kind!“ und ein Strahlenwurf ihrer Augen drang ihm in die Dämmerung seines Gehirn's, daß er nachsprach: „Unser Kind.“ — „Mein's — und Deines,“ fügte sie rasch drein, denn ihr kam's in diesem Augenblick, als ob sie ihm schulde, daß es auch das seinige sei. Und er glaubte, was ihr Mund, was mehr noch ihr Blick sprach, denn ihr eigner Herzschlag glaubte daran. „Mein's und Deines“, wiederholte er abermals, und wie begrifflos sein Kopf es auch aufnahm, ging eine Erhellung des Glückes über sein Gesicht. Von der Stunde an lebte die Ueberzeugung in ihm, es sei sein und Walmots Kind.

Dann kam die letztere aus ihrer eigenen Wahn-

vorstellung zur Besinnung zurück. Ihre Gedanken verwandten sich einzig wieder auf Fürsorge für die Kleine, zunächst den noch übrigen Inhalt des Korbes als weiches Bett für das Kind am Ofen zu trocknen. Wie sie die Kissen hervornahm, fiel etwas klirrend daraus zu Boden, ein gehäkelter, mit Goldstücken angefüllter Geldbeutel. Auch das hatte die Mutterliebe noch inmitten ihres grenzenlosen Jammers mit dem Vorausblick auf die mögliche Lebenserhaltung ihres Kindes bedacht, ihm sorglich solches Geleit für seinen Zukunftsweg an der Seite geborgen. Walmot wußte sich nicht zu sagen, warum, aber bei dem Anblick des Goldes brach sie in Thränen aus. Kaltes Metall war's, doch über den Tod hinausreichende und denkende Liebe umgab es; ein Leben hatte im Vergehen noch vor den Lebensnöthen eines von ihm zurückgelassenen vergänglichen Seins gebangt.

Walmot hoffte, aus dem Inhalt der Börse vielleicht einen Anhalt über die Herkunft und Volkeszugehörigkeit des Kindes zu gewinnen. Doch derselbe zeigte sich aus Goldmünzen aller Länder der Erde bunt zusammengewürfelt, wie die Ersparnisse eines Schiffscapitäns sie anzusammeln pflegen. Welche Zukunftshoffnungen der Eltern für das kleine, jetzt ruhig schlafende Geschöpf da mochten an den glitzernden Stücken gehangen haben! Nun lagen sie, von gleichgültigen Wellen stumm und nichtig gemacht, am Meergrunde, aber das, wofür sie gehofft und Sorge getragen, lag hülflos zurückgeblieben, dem Zufall

preisgegeben, am fremden Strand. Das war das Menschenleben, durch kein Nachdenken zu begreifen, nur durch die Menschenhand selbst an seiner Grausamkeit zu mildern.

Mit seltsamem, zugleich trauernd und freudig klopfendem Herzschlag zählte Walmot Tjemen genau die nicht unbeträchtliche Geldsumme und verwahrte das Besitzthum ihres Kindes sorgsam am Boden ihrer Linnentruhe.

Als der nächste Morgen anbrach, ging die See noch immer hoch unter windgepeitscht fliegenden Wolken, die Verbindung der beiden Inselhälften lag von der rollenden Flut überdeckt. Doch Walmot schritt, ihren Rock aufraffend, mit den hohen Stiefeln an der ihr bekannten seichtesten Stelle hindurch, es trieb sie unwiderstehlich im ersten Tageslicht auf die Ostseite hinüber. Sie mußte erfahren, was man dort von dem Schiff wußte; in ihrem Innern wogte ein ungeheurer stummer Wechselkampf hin und her. Die Möglichkeit blieb immer, daß ein wundersamer Glücksfall die Mutter der Kleinen doch noch gerettet und drüben an's Land getragen habe, und ein körperliches Zittern der Furcht befiel, schüttelte bei dieser Vorstellung Walmot Tjemen. Dann mußte sie ihr Kind derjenigen zurückgeben, der es angehörte, hatte es nur wie im Traum einiger Nachtstunden besessen. Auf der Düne fortwandernd,

sah sie in's Meer und in den Sturm, und das wild andauernde Aufruhrtoben beider legte sich ihr widerspruchsvoll mit einer sanften Beschwichtigung an's Herz, es sei keine Rettung denkbar gewesen. Aber nun klopfte es plötzlich in ihr von einem heftigen, anklagenden Schlag. Hoffte sie denn aus Eigensucht, das Leben der jungen Frau sei zu Grunde gegangen und das Kind habe seine wirkliche Mutter verloren? Sie erschrak, der Gedanke war zum Wunsch in ihr aufgewachsen, sie hatte nur an sich, an das Glück gedacht, das ihr aus dem Unglück Anderer zu Theil wurde. Und ein ungestümes Ringen hub in Walmots Brust an, so vorstellungslebendig, als ob es von ihr abhänge, zu entscheiden, was geschehen sein solle, oder nicht. Es war vielleicht der bitterste Kampf ihres Lebens, doch auch in ihm blieb das, was Walmot Tjemen aus der Hand der Natur geworden, was ihr eigenstes Selbst war, Sieger. Athemlos eilte sie durch den Sand vorwärts, jeder Herzschlag, aller Gefühlsdrang ihrer Seele vereinigten sich zu der sehnsuchtsvollen Hoffnung, die Mutter des Kindes lebend zu finden.

Die Dorfbewohner standen zum Theil noch am Ufer versammelt, allein es trieb schon seit Stunden nichts mehr an den Strand; der Wind hatte sich beinahe um ein Achtel gedreht und warf alles Trümmerwerk jetzt seitwärts in die See. Kein Menschenleben war gerettet, doch auch keine Leiche an's Land gespült worden. Einer der Schiffer sagte: „Davun kriegt wi nix vör't Gesich. Dat Water het se mit rutnahmen

un gifft se nich wedder rup.“ Von dem Schiff ließ sich kein letzter Wrackrest mehr gewahren, die Nacht hatte es vollständig zerschlagen. Auch über seine Landeszugehörigkeit gab nichts von dem angeschwemmten Strandgut irgend eine Auskunft. Als einen großen Schooner hatten Alle das Fahrzeug erkannt, aber das Mondlicht zum Unterscheidenlassen der Flagge nicht ausgereicht, und die Meinungen waren völlig getheilt, ob es ein deutsches Schiff, ein Engländer, Schwede oder Däne gewesen. Die Muthmaßungen besaßen sämmtlich gleichwenig begründeten Anhalt; Einer äußerte, ohne auf Widerspruch zu stoßen: „Dat kann ok een vun sit günt vunne Eer west sin, kenn Een weet wat davun.“ Er hatte Recht, und niemand erfuhr jemals etwas darüber. Irgendwo auf der Welt ward der Schooner in eine Liste als „in See verschollen“ eingetragen, aber ganz Europa stand im Beginn eines ungeheuren Schiffbruches und hatte Anderes zu denken, als sich nach dem Verbleib und Untergang eines bedeutungslosen Fahrzeuges auf dem wirklichen Meer zu erkundigen.

Horchend ging Walmot Tjemen unter den Redenden auf und ab, und tiefe Seufzer rangen sich ihr aus der Brust. Ihre warme Hoffnung hatte keine Macht über die kalte Gleichgültigkeit des Schicksalswurfes besessen, und die Kleine drüben lag mutterlos auf der fremden Erde. Doch nun durfte der andere Herzschlag Walmots die Oberhand gewinnen. Es war sein Recht und seine Pflicht geworden, denn nun war's ihr Kind, ihrer Sorge vertraut. Das Vergangene lag unabänder-

lich hinter ihm, aber vor ihm drohend und lächelnd, mit Freuden und Leiden stand das Leben zum Behüten und Beglücken.

So war Walmot im Begriff, ihren Rückweg einzuschlagen, als Remmert Meynolts vom Pfarrhause herkam und sie mit einer gewissen Ueberraschung wahrnahm. Sie besuchte selten die Kirche, wie überhaupt diese Seite der Insel, und bildete das einzige Gemeindemitglied, zu welchem der junge Pastor nicht in dem von ihm angestrebten Seelsorgerverhältniß stand. Er hatte oft und mit besonderem Eifer ein solches herzustellen gesucht, indeß bis heute immer ohne den gewünschten Erfolg. Walmot Tjemens Benehmen verletzte nie in irgend einer Weise den Respect vor dem neuen Inselpfarrer, aber sie kam niemals zu ihm, bedurfte seines Rathes und Beistandes weder in weltlichen noch in geistlichen Dingen. Wenn er, wie er es im Anfang oft gethan, zu ihrem Hause hinüberging, um auch auf sie nach seinem vorgesetzten Ziel durch die gleiche Berufsübung wie bei den Andern einzuwirken, da empfing sie ihn mit Achtung und Freundlichkeit, ließ von ihrer Arbeit ab und setzte sich ihm gegenüber. Achtsam hörte sie seinen Worten zu, die sie von der Vergänglichkeit des Erdenlebens auf das der Ewigkeit hinwiesen, ihr das erstere einzig als eine Bereitungsfrist für das zweite deuteten. Sie saß stumm und widersprach niemals, nur manchmal hob sie die Augen gegen den Sprecher auf und sah ihn mit schweigendem Blick an. Und seltsam, über diesen be-

saßen die Augen des jungen Pastors keine Macht. Er ward verwirrt dadurch; in dem Blick lag kein Trotz, keine Abweisung, nichts als ein heller ruhiger Glanz. Doch er hätte lieber Zweifel, Ungläubigkeit, selbst eine Mißachtung seiner Lehre von den Lippen gehört; er war dem einfachen Weibe unendlich an geistigen Hülfsmitteln und Kenntnissen überlegen, um jedem Einwand einen Beweis seiner Richtigkeit entgegenhalten zu können. Aber den stillen Glanz der Augen konnte er nicht besiegen, sein geistiger Vorrang blieb ihnen gegenüber wirkungslos. Er verstand nicht, was sie sprachen, doch zuweilen durchlief's ihn wie mit einem Schreck, wenn sie sich so zu ihm aufschlugen. Das steigerte indeß seinen Eifer noch mehr; ihm erschien diese Seele gleich der einer verlorenen Tochter, um die er vor hundert anderen ringen müsse. Nur kam er fortan im Dämmerlicht zu ihr, nicht von dem schweigsamen Blick beirrt zu werden. Dann aber hatte Walmot einmal den Mund zum Sprechen geöffnet und wohl ihm gegenüber in hochdeutscher Sprache, doch nach altfriesischem Brauch, der Jeglichen als menschlich gleichstehend anredete, gesagt: „Warum kommst Du im Dunkel zu mir, Pastor Remmert? Deine Augen mögen darin sehen, doch meine brauchen das Taglicht; wir haben sie verschieden bekommen, und Worte machen nichts an ihnen anders. Ich kann Dich nicht mit meinen Augen sehen lassen, und mir wäre das Beste aus der Welt fort, wenn ich es mit Deinen müßte. Da ich nicht drauf ausgehe, Deine zu ändern, die ich

nicht verstehe, was willst Du's meine, die Du nicht begreifst? Du siehst Sterne über'm Meer, die immer an der gleichen Stelle bleiben, und ich sehe die Wolken vor ihnen, die in jeder Stunde andere sind. Wir können nicht mit unseren Blicken zusammentreffen, drum laß jeden den seinigen behalten. Wenn es für beide Nacht geworden, mag sich entscheiden, welcher besser gewesen." Das einzige Mal war's, daß Walmot Tjemen auf die Seelsorgermahnung Remmert Meynolts entgegnete; er ließ sich nicht abschrecken, seiner Pflicht und seinem innersten Trieb nachhandelnd wiederzukehren, doch er fand sie nie mehr. Wenn sie ihn kommen sah, schritt sie von ihrem Hause davon über die Düne, bestieg ihr Boot und ruderte auf die See hinaus.

Nun aber traf er mit ihr zusammen, überrascht, daß sie es nicht vermied, obwohl sie sein Heranschreiten gewahrte. Aber dies geschah ihr gegenwärtig nach Wunsch, denn sie hätte doch zu ihm gemußt, um das fremde Kind als neues Mitglied der Gemeinde für das Kirchenbuch anzumelden. Er vernahm das nächtliche Ereigniß von ihr, indeß ohne Staunen, und äußerte nur: „Die Wege Gottes sind unerforschlich, aber sie offenbaren hier deutlich seine Gnadenhand, eine Seele zu erhalten, die noch nicht fähig war, ihn zu erkennen." Sie gingen zur schriftlichen Aufnahme in's Pfarrhaus, hier fragte Remmert: „Du willst das Kind vor Gott und menschlichem Gesetz als das Deinige annehmen und auferziehn? Und Du bist Dir bewußt,

welche Verantwortung für seine unsterbliche Seele Du auf Dich nimmst?" Walmot antwortete ruhig: „Nach meinem Können, Pastor Remmert, für Leib und Seele." Er wiederholte: „Unerforschlich sind die Wege Gottes. Daß er die Waise in Deine Hand gelegt, spricht mir von dem Plane seiner Weisheit, durch die schwache Kraft eines Kindes Dein Gemüth zu ihm zu führen. So sei diese Nacht gesegnet für ihr Erbarmen und bringe euch beiden ewiges Heil!"

Es zuckte etwas in der Brust Walmot's Tjemen, doch sie schwieg, erwiederte nur auf die Frage, welchen Namen sie für das Mädchen ausersehe, es solle Dattje heißen, wie ihre verstorbene Pflegetochter. Allein der Pastor fiel ein: „Sie ist Dir gesandt worden, damit der Gottesfriede in Dein Haus einziehe, so halte Dir seine Vaterliebe in ihr vor Ohr und Auge und benenne sie „Godfreda", wie ich die Tochter „Theodora" heißen werde, die er mir in dieser Nacht gegeben, damit ich sie ihm zurückgeben solle." Ueberrascht versetzte Walmot: „Dir ist zur Nacht ein Kind geboren? So thue auch nach Deiner Kraft, Remmert, daß es Dir für sein Leben danke! Dann wird die Sonne in Dein Haus ziehen aus seinen Augen und von seinen Lippen. Wie kam es zur Welt? Hat Dina Schweres gelitten und ist's ihr gut heute?"

„Dem ist wohl, der eine Pflicht vor sich gewahrt, die ihm zur Prüfung auferlegt worden; der leibliche Schmerz, den sie mit sich bringt, verwandelt sich in Köstlichkeit der Erkenntniß ihrer Gnade. Also benennest

Du in Erkenntniß der Gnade, welche Dir die gleiche Nacht verheißen, das Kind Godfreda? Nach Ordnung der Kirche stände mir im vorliegenden Falle die Namensbeilegung zu."

Walmot schwieg ein paar Secunden, dann versetzte sie gelassen: „So schreibe in Dein Buch, wie's Dir zusteht und was Dich beruhigt; wollte man die Lerche Schwalbe heißen, sie bliebe drum die nämliche."

Das Studirzimmer des Pfarrers verlassend, trat Walmot Tjemen in die Bettstube Dinas ein, um nach dem Befinden der Wöchnerin zu sehen. Die beiden Frauen kannten sich wenig, hatten nur selten noch mit einander geredet; aus gleicher friesischer Art hervorgegangen, mochten sie von der Natur viel an Aehnlichkeit empfangen haben, nur zählte die eine die doppelten Lebensjahre der andern. Haar und Haut Walmots sprachen es, und doch, wie sie an dem Bett dastand, ging etwas von ihrem Gesicht aus, daß sie fast als die jüngere erschien. Nicht weil sie gesund und die junge Pastorenfrau zur Stunde krank war; das machte vorübergehenden Unterschied aus. Aber die Aeltere regte den Eindruck eines sicher mit der Wurzel in tiefes Erdreich hinabreichenden, aus eigner Kraft wandellos im Wechsel der Jahre bleibenden Baumes, während Dina Swidders einer kräftig aufschießenden Sommerpflanze glich, doch ohne festgrundigen Halt im Boden und einer Stütze bedürftig, um nicht der Niederbeugung durch Wind und Regen zu erliegen. Walmot blieb nicht lange, es drängte sie nach Haus;

im Vorüberkommen jedoch trat sie nochmals in die Thür des Pfarrers. Er hob erwartungsvoll die Stirn: „Hast Du mir etwas zu sagen?“

Ihr Kopf verneinte leicht die Meinung seiner Frage, dann gab sie Antwort: „Ich war bei Dina; sie hat nicht Deine Augen und nicht meine, sondern schwächere, als wir beiden. Hab' Acht auf sie, Remmert, daß sie nicht kraftlos für die Weite werden und für die Nähe.“

Sie schauten sich an, der Pastor wich diesmal ihrem Blick nicht aus und fragte: „Willst Du mich des Mangels an Liebe beschuldigen?“

Nun schüttelte Walmot kurz, die Hand aufhebend und mit ihr in die Ferne deutend, abermals den Kopf. „Nein, Pastor Remmert; aber Deine Menschenliebe ist drüben und die meinige ist hier. Sie tragen denselben Namen, sind Geschwister und kennen sich doch nicht. Mögen sie sich nie entgegenstehen, daß sie zu Feinden werden müßten.“

Verwandtschaft und Gegensatz lag in den sich anblickenden Augenpaaren. Beide waren mit einem schönen, das Gewöhnliche übersteigenden Glanz erfüllt. Aber diejenigen Remmerts Meynolts erinnerten an das nächtliche Funkeln zweier Sterne, die von einer unsichtbaren Sonne ihr Licht empfingen, während die Augen Walmots Tjemen von einer Leuchtkraft aus dem eignen Innern erhellt schienen. Jene warfen mächtigere diamantene Strahlen, doch diese überflossen mit einem wärmenden Anhauch. Selbstsuchtslosigkeit

sprach aus beiden, sie hielten sich auf das nämliche Ziel der Erkenntniß und Nutzung des Menschendaseins verwandt. Aber die einen suchten es in zeitlos unendlicher Ferne und die andern um sich her in dem Lebensathemzug jedes Augenblicks.

Nun verließ Walmot wieder die Stube des jungen Pfarrers. Anfänglich ging sie, dann lief sie ihrem Hause zu. Rauher Februar mit kaltnebelnder Luft lag noch über der Insel, doch ihr klang's im Ohr, als komme Lerchengesang von blauem Himmel, und vor dem Blick stand ihr das kleine, ärmliche Häuschen drüben am Dünenrand in Sonnengold eingetaucht. So wenig Frühling war's, als Walmot Tjemen zwanzig Jahre zählte; aber in ihr lebte etwas, das nicht unter dem Gebot der Zeit stand, weder der des Erdenjahres noch der Menschenjahre, und mit ihm schuf sie sich den Frühling im Winter und erhielt sich im Alter die Jugend.

Höchste Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß die neue Pflegetochter Walmots die Taufe noch nicht empfangen habe, so vollzog Remmert Meynolts diese an ihr zugleich mit derjenigen seines eignen Kindes. Es geschah am zweiten Sonntage nach der Nacht des Schiffbruchs, und die beiden jüngsten weiblichen Gemeindeangehörigen der Insel wurden im Kirchenbuch nebeneinander als „Theodora Remmerts“ und „Godfreda Roelufs“ eingetragen. Der Pastor hatte

an Stelle des letzteren Namens „Walmots“ setzen gewollt und Walmot Tjemen selbst den gleichen Gedanken als Lieblingswunsch gehegt. Aber dann war ihr gekommen, es könne dem Mädchen einmal in späterer Zeit die Nachrede daraus entstehen, daß es keinen Vater besessen habe, und mit herbem, raschem Entschluß leistete sie auf ihr eignes Begehren Verzicht. Auch der unterscheidende Zuname änderte nichts an der Kleinen, war ein Außending, das innere Wesen nicht berührend, und trug obendrein die gute Frucht, Roeluf Hemmen in der ihn beglückenden Vorstellung zu bestärken, daß er der Vater Dattjes sei. Denn so benannte der Mund Walmots sie doch, das wollte sie allein für sich haben. Wie der Frühling die kleinen Blüthen aus dem mageren Inselboden wieder hervorsprießen ließ, so sah sie in dem Kinde ein Neuaufleben der früh Verstorbenen. Ihr war's, als ob die letztere in den Augen ihrer kleinen Namensschwester die ihrigen noch einmal wieder mit öffne, zu sehen und zu empfinden, weiter im Leben vorzuschreiten, als es ihr vergönnt gewesen. Und was Walmot selbst vom Leben nicht vergönnt worden, das hoffte sie für ihr Kind, um es von ihm als eignes Glück zu empfangen. Ein Sich-eins-fühlen mit aller menschlichen Lebensregung und -Empfindung war in ihr, das jeden verwandten Herzschlag in ihrer Brust nachklopfen ließ.

Auch die Dorfbewohner hielten sich nicht an die langen, ihnen fremdartig klingenden Namen der beiden

Täuflinge, die der Pastor ins Kirchenregister eingetragen. Altfriesische Namenslaute ließen sich durch einfache Weglassung daraus abkürzen, und sie nannten die Kinder Teda und Freda. Ehe dies in Wirklichkeit eine Bedeutung gewann, vergingen freilich Jahre, bis die Mädchen auf eignen Füßen zu laufen gelernt und an den Spielen der übrigen Dorfkinder auf den Dünen theilzunehmen anfingen. Vorher gewahrte kaum jemand etwas von ihnen; zum Hause Walmots kam nur selten ein Bewohner der östlichen Inselhälfte hinüber, und obwohl das Pfarrhaus nahe Nachbarn besaß, ward es von den Dörflern gleichfalls nicht anders betreten, als wenn ihre Unerfahrenheit in einer geistlichen oder weltlichen Angelegenheit sie um Auskunft dorthin führte. Ein menschlicher, auf das Tagesleben gerichteter, aus diesem erwachsender Verband fand zwischen ihnen und dem Pastorat nicht statt. Remmert Meynolt's Augen sahen gleichgültig über die irdischen Bedürfnisse bei Andern wie in seiner eignen Wohnung hinweg, und seine Frau hatte mit dem Besitz ihres Kindes ihre anfängliche Theilnahme an dem Ergehen in den Häusern des Dorfes verloren. Die Jahreszeiten und die Jahre wechselten über der weltvergessenen Insel, sonst verharrte Alles auf ihr in unveränderlicher Gleichheit.

Die Geschichte und die Dichtung berichten von Gefängnißmauern, zwischen welche Menschen in ihrer Jugend versetzt worden, um sie nicht mehr zu verlassen. Der Gefangene gelangt bei Nacht in den Raum, ohne zu ahnen, daß es ein Kerker für den ganzen Weitergang seines Lebens sei. Ihn überläuft wohl ein fröstelnder Schauer beim Eintritt in die Dunkelheit, aber der Tag wird kommen, das finstere Gelaß aufzuhellen.

Und das Morgenlicht zieht für die Augen herauf, wird zur Tageshelle, doch es bleibt sonderbar bleich und kalt. Das Fenster liegt nach Norden, ringshin von hohem Steingemäuer umschattet, und kein Sonnenstrahl fällt hinein. Dem Blick wird nur fern drüben ein schmaler Strich einer grünen Landschaft sichtbar, über dem Goldlichter spielen und reden, daß dort die Sonne scheint. So kehrt es Tag um Tag, und dem Hinausschauenden dämmert die Erkenntniß auf, daß er in ein ödes Burgverließ gebracht worden. Aber es kann nicht anders geschehen, als daß die Thür desselben sich ihm bald wieder öffnen wird, und geduldig wartet er.

Vergeblich, denn Schnee und Laubgrün zeigen, daß draußen ein Jahr an ihm vorbei gewechselt. Und doch, da erfüllt ein Tag seine ungebrochene Hoffnung, die Wände um ihn sinken plötzlich ab, und er steht mitten in freudiger Sommerwelt. Seine Brust athmet warme, köstliche Luft und sein Herz klopft von schönem Glückgefühl des Lebens. Die

voraufgegangene Trübsal diente nur zur höchsten Steigerung dieser Vollempfindung.

Aber wie die Nacht, die dem Tag gefolgt, vorüber ist und der Morgen anbricht, liegt er wieder zwischen seinen frostigen Mauern. Hat er nur geträumt oder ist dies nur ein albdrückender Angsttraum? War es einzig eine Laune des über ihn bestimmenden Gewalthabers, die ihn flüchtig in die Sonne hinausgeführt? Oder that sie's, um ihn die Lieblichkeit des Lebens fühlen und mit hundertfacher Schwere die Herbigkeit seines einsamen Kerkers auf ihn niederdrücken zu lassen?

Das kann nicht sein, so grausam ist ein Mensch nicht, handelt die Güte der Vorsehung nicht gegen ein Geschöpf, das nichts verschuldet hat. Und die Hoffnung des wieder Gefangenen beginnt auf's Neue. Er sieht abermals Tag um Tag vorüberschwinden und hofft immer; doch umsonst. Langsam, gleichmäßig, wie fallende Tropfen, rinnen die Stunden, die Monate um ihn, sich immer gleich.

Da kommt ihm, wie vom Himmel herab, ein Trost, ein Ton des Lebens, ein Genosse seiner Einsamkeit. Ueber seinem Fenster ist ein Nest, und ein hülfloses nacktes Vöglein fällt draus herunter auf's Gesims; seine Hand faßt es und nimmt es zu sich herein. Und damit kommt ihm ein Abglanz dessen, wonach die Sehnsucht in ihm begehrt. Er ist nicht mehr allein, seine Gedanken, sein Gefühl haben einen lebenden Gegenstand, sich daran zu heften, gefunden.

Behutsam füttert er das schwache Ding mit seiner Gefangenenkost, schützt es vor Kälte, vor jeder Gefahr, jedem Ungemach. Er vergißt seine eigene Lage und ist glücklich, denn er kann Sorge und Liebe ausspenden und wird Liebe und Dankbarkeit dafür gewinnen. So hütet er den kleinen Gefährten, sieht freudigen Blicks, wie das Gefieder ihn zu decken beginnt, lehrt ihn die ungelenken Flügel zu gebrauchen, hascht ihn vorsichtig auf, wenn er zu fallen droht. Und unter seiner Wachsamkeit erstarken dem Vogel langsam die Schwingen, und eines Tages hebt er sich auf ihnen und fliegt zum Fenster hinaus. Erschreckt ruft und lockt der Zurückbleibende ihn, doch er hört nicht auf die bekannte Stimme; in Hoffnung und Angst wartet jener von Tag zu Tag, aber der Entflogene kommt nicht wieder. Täglich erscheint er draußen vor dem Blick, gleichgültig und fremd. Der Gefangene hat sein ganzes, liebebedürftiges Herz an ihn gehängt, doch der Vogel trägt kein solches in der Brust und weiß nichts von Liebe und Dank.

Nun sitzt der Verlassene wieder allein, und zum erstenmal befällt ihn die deutliche Erkenntniß, daß er hoffnungslos für sein ganzes Leben eingekerkert ist. Von Grauen übermannt, springt er auf und rüttelt an den Gittern seines Fensters; aber sie sind eisern, fest eingefugt und seine Kraft ist gering und erlahmt bald. Er muß sich fügen, zwischen den dunklen Mauern zu bleiben, und er thut es, weil er nichts Anderes kann.

Doch wie Tage und Jahre als Tropfen fallen, höhlen sie sich mählich in ihn ein. Manchmal hört er draußen von einer Kirche her Gesang, der das Erbarmen und die Güte Gottes lobpreist. Er ist frommgläubigen Gemüthes gewesen, das früher stets so mitgesungen und nie dabei gedacht hat, aber nun kommen ihm treibende Gedanken. Der, von dem ein Loblied jener Güte verlangt wird, muß sie an sich offenbart sehen; es klingt ihm wie Hohn, daß er für sie danken soll, nur Narren können es von ihm fordern. Er beginnt den Gott zu hassen, der ihn in solche Kerkereinsamkeit hineingestoßen; es ist nur ein kurzer Uebergang zum Zweifel an ihm, bis dahin, daß er überhaupt nicht mehr an sein Vorhandensein glaubt. Was statt dessen ist, weiß er nicht, seine Denkkraft reicht nicht dafür aus, doch es läßt ihn auch gleichgültig.

Und die Tropfen fallen weiter. In seiner Verlassenheit schließt er von seinem Leben Folgerungen auf jedes andere, und wie er nicht an den Himmel mehr glaubt, glaubt er auch nicht an die Erde. Nicht an Liebe, Dankbarkeit, Hoffnung, schöne und tröstliche Empfindungen, denn in ihm selbst löschen diese Gefühle hin, werden ihm in der Vorstellung zu Wahnesthorheiten der Menschen. Sein eigenes Begehren danach stumpft ab, er begreift es nicht mehr. Mit leiblichem Blick sieht er noch die Sonne drüben über der grünen Landschaft, aber er trägt kein Verlangen mehr nach ihr, nach einer Aenderung seines Zustandes überhaupt. Die frostigen Mauern und das bleiche,

kalte Nordlicht zwischen ihnen sind ihm zur Gewohnheit geworden; ihn friert nicht mehr, ihn hungert nur noch körperlich nach seiner täglichen Gefangenenkost, um ein Dasein weiter zu fristen, das nicht sein Aufhören, aber Schmerz vor demselben scheut. Theilnahmlos und dumpf sieht er die Tage kommen und gehen, blickt mit glanzlos stumpfen Augen in die Weite vor dem Fenster und auf die Dinge um sich her, auf die leere Nichtigkeit aller Hoffnungen und Regungen des Menschenlebens.

Dann hatte die Zeit begonnen, in welcher die Inselbewohner anfingen, sich der Namen Teda und Freda wirklich zu bedienen, weil sie die Trägerinnen derselben ab und zu sahen und hörten. Freda Roelufs allerdings nur selten, denn sie kam nicht häufig in's Dorf herüber, aber wenn dies geschah, erkannte bald jeder sie von Weitem. Welchem Volksthum ihre Eltern angehört, hatte nichts ergeben, nur blieb zweifellos, daß sie einem germanischen Stamme entsprungen sein mußten. Blond und helläugig, konnte Freda von ostfriesischer Abkunft scheinen, doch ihr Haar glänzte in einem tieferen Goldton und ihre Augen besaßen eine dunklere Veilchenbläue, als die meeresfarbigen der eingeborenen Kinder. Sie war immer frischwangig und frohsinnig; an grautrüben Tagen flog sie gleich einem verirrten Sonnenstrahl über den braunen

Boden daher, und ihre Stimme klang wie das helle, mannigfache Gezwitscher eines Braunkehlchens. Auf der Insel kannte man das letztere nicht, doch Walmot Tjemen hatte es auf den Wiesengründen ihrer Kinderheimath oft beobachtet und verglich ihre kleine Dattje mit dem zierlichen Vöglein. So munter, bewegungslustig und zutraulich auch war sie, und im fröhlichen Hüpfen achtsam auf alles Todte und Lebendige um sie her. Gefahren bot die Insel nicht, und wenn Walmot mit Roeluf Hemmen zum Fischfang in die See ging, legte sie die Kleine schon frühzeitig auf die Düne, ließ sie im weichen Sande auf eigene Hand lernen, ihre Glieder zu gebrauchen. Die Möven und Seeschwalben jagten her und hin, standen flügelschlagend hoch in der Luft über ihr und stießen ihren Rufschrei herab; die Wellen rollten ihr zu Füßen, und die weißen Sandkörner rieselten um sie, im Helmt summte der Wind und bewegte flimmernd die blaßgrünen Halme. Das waren die frühen Wiegenlieder Fredas. Groß um sich schauend lag sie dazwischen, nickte manchmal lachend den Vögeln und den Wellen, der Sonne und dem über sie gehenden Wind wie Gespielen mit dem Kopfe, doch danach heftete ihr Blick sich stets wieder auf den fernen, dunklen Punkt in der See hinaus, zu dem das Boot Walmots zusammengeschrumpft war. Ein stumm sehnsüchtiges Verlangen ging aus ihren Augen dort hinüber, bis es einmal hellfreudig in ihnen leuchtete, denn der kleine Punkt begann sich wieder zu vergrößern, wuchs an

und kam dem Ufer zu. Sie wartete zumeist noch, bis sich die Gesichter in dem Fahrzeug unterscheiden ließen; da kollerte sie sich ungeduldig vom weichen Abhang herunter und lief auf noch ungeschickten Beinchen mit dem glückseligen Ruf: „Moder — min lewe Moder!“ den Anlandenden entgegen. Ihre Stimme verrieth, es war ihr ein täglicher Kummer, das Boot in die Ferne hinausschwinden zu sehen, aber auch ein Glück, das seine Rückkehr ihr täglich erneute. Walmot hob sie auf die Arme und trug sie nach Hause; beide hatten lange auf diesen Augenblick geharrt, und für beide bildete er gleicherweise einen köstlichen Lohn der Trennung. In ihrem derben Fischfangsanzug glich Walmot so einem grobrindigen Baumstamm, aus dem eine zarte, lichte Blüthe hervorwuchs. Doch die Kleine schmiegte ihr Goldhaar und ihr weiches Gesichtchen fest an die rauh verwetterte Haut, wie an das Schönste, das ihre Vorstellung erdenken konnte.

Dann war Freda größer, und ihre Füße trugen sie sicher und leicht überallhin. Wie der Frühling gezogen kam, kannte sie in weitem Umkreis ihres Eilandes jedes Blümchen und jedes Strandvogelnest in den Dünen und machte täglich die Runde, um jegliches zu betrachten. Alles gehörte ihr, und ein emsiger Sammeleifer hatte sich ihrer bemächtigt. Sie trug vom Morgen bis zum Abend Muscheln und bunte oder absonderlich geformte Steine zusammen, allein sie pflückte nie eine der Blumen und nahm keines der gesprenkelten Eier

an sich. Es zog sie mit unwiderstehlichem Verlangen zu ihnen hin, doch die Hände zagten mit Scheu vor ihrer Berührung zurück. Sie fürchtete, ihnen weh zu thun; Walmot hatte einmal gesagt, auch die Blume lebe und freue sich, daß die Sonne auf sie scheine, und Freda bezwang ihren Kinderdrang nach Sträußen und Kränzchen, freute sich entsagend mit den bunten Kelchen, wenn die Sonne auf sie schien, und trauerte mit ihnen, wenn sie hinwelkten. Noch mehr aber nahm sie sich jedes Thieres, selbst des kleinsten Insectes an, das ihr in den Weg gerieth. Auch das hatte ein Wort Walmots bewirkt, daß alle froh seien, zu leben, wie Dattje, und daß es allen weh thue, wie Dattje, wenn ihnen etwas Uebles zustoße. Und die Kleine ging an keinem zappelnd auf den Rücken gefallenen Käferchen vorüber, ohne es auf die Beine zu wenden; eine liebreiche Theilnahme an allem Lebendigen drückte sich in ihrem Thun und zugleich eine kinderhaft ernste Ehrfurcht vor demselben in ihren Augen aus. Sie hatte sich lange darauf gefreut, einmal mit in die See hinaus zu dürfen, und an einem gefahrlos stillen Tage nahm Walmot sie zum erstenmal im Boot mit zum Fischfang. Das Netz ward ausgeworfen und eingezogen und die Beute in einen Kasten geleert; da hörte Walmot ein Platschen hinter sich, und wie sie den Kopf drehte, hielten Fredas kleine Hände mit Anstrengung die breiten Schollen gefaßt und hoben sie über den Kahnrand in's Wasser zurück. „Was macht Dattje denn?“ frug Walmot erstaunt in ihrer plattdeutschen

Mundart und das Mädchen antwortete ebenso: „Es thut ihnen weh im Kasten und da sind sie wieder froh“, und ihre Finger suchten einen neuen Fisch zu heben. „Aber dann hat Dattje heut' Mittag nichts zu essen, und sie hat doch Hunger, nicht wahr?“ Die Kleine sah die Sprecherin erschreckt an, ihr ging zum erstenmal die Erkenntniß des Zweckes und Zusammenhanges des Fischfanges mit ihrer Mittagsmahlzeit auf, und ihr traten ein paar Thränen in die Augen, denn sie freute sich sehr auf das Essen bei der Heimkunft. Aber nur einen Augenblick kämpfte sie mit sich, dann sagte sie kopfschüttelnd: „Ich bin nicht hungrig heut' und brauche nichts zu Mittag“, und sie warf rasch die Scholle, auf die sie Verzicht geleistet hatte und die sie dadurch aus dem Kasten losgekauft zu haben meinte, den andern nach in die See. Nun setzte Walmot ihr verständig auseinander, daß die Menschen auf der Insel nicht leben könnten, ohne die Fische zu tödten, und Freda hörte aufmerksam zu, begriff es auch und entgegnete nichts, sondern blickte mit stumm-traurigem Gesicht drein. Doch sie hatte bei'm erstenmal die Freude am Hinausrudern in's Wasser verloren und wollte niemals wieder mit zum Fischfang. Statt dessen lief sie jetzt, wenn die See zur Ebbezeit zurücktrat, stets unermüdlich auf dem weiten Wattengrund umher, suchte die hülflos auf dem Trocknen verbliebenen Fischchen, Taschenkrebse, Krabben, Seesterne und Muscheln zusammen und trug sie sorglich in die kleinen Rinnsalvertiefungen, in denen auch die Ebbe noch Wasser be-

ließ. Auf ihren hellen, bloßen Beinchen huschte sie, von fern gesehn, wie ein großer goldschopfiger Vogel über den grauen, feuchten Sand, bis die rückkehrende Flut ihre ersten Wellchen wieder heranzurollen begann. Spielend kamen sie, und spielend plätscherten die zierlichen Füße Fredas ein kurzes Weilchen noch gegen sie auf. Aber fast unversehen-plötzlich tauchte eine weißgekräuselte Schaummähne aus dem seichten Gerinnsel und schlug ihr weich, doch wie der tückische Tatzenschlag eines Raubthiers jäh-unheimlich über die Knie empor. Dann lief sie, der Warnung und des Gebots ihrer Mutter eingedenk, eilfertig dem nahen Ufer zu und, nun selbst einem gelenken Kätzchen gleich die Düne überkletternd, zum Hause hinab.

Unscheinbar stand dies mit seinem tief niederreichenden grauen Rieddach, den kleinen Glasscheiben der schmalen Fenster in der sandigen Leere. Kein Baum oder Busch, kein ärmlichstes Gartengewächs oder selbst Unkraut nur befanden sich umher; Wind und Boden ließen nicht den dürftigsten Pflanzenanbau aufkommen. Aber dennoch bildeten die niedrigen Räume drinnen hinter der engen Klinkthür für Freda eine glückvolle Heimat. Im Hintergrunde der lehmgestampften Diele flackerte das Herdfeuer, zur Linken stieß die Wohnstube dran, völlig schmucklos, nicht anders als in jedem Fischerhaus der Insel, doch von makellosester Sauberkeit der Wände und des sandbestreuten Fußbodens, der Tische und Stühle, jegliches Geräth's. Alles deutete in seiner Einfachheit auf sorg-

lichste Bedachtnahme für das Behagen des täglich wiederkehrenden Lebens in dem Bestreben, keinem unerfreulichen Anblick Zutritt zu lassen. Zur Sommerzeit freilich beherbergte das Häuschen seine Insassen kaum anders als die kurze Nacht hindurch, allein mit dem Herbstanbruch hob es sich wie eine Burg gegen die Feindschaft der wilden Wintergeister aus Luft, See und Finsterniß. Und nicht minder auch wider die schleichende Tücke eintönig tropfenden Stundenfalls. Walmots Hände lagen den Tag über nie beschäftigungslos im Schooß, und die Fingerchen Fredas lernten von ihnen den Trieb nach Thätigkeit. Sie versuchten schon früh, bei den häuslichen Geschäften mit zu nützen, Netze zu knoten und Holzlöffel zu schaben, an zerrissenen Kleidungsstücken mit der Nadel zu bessern, und die Arbeit ward ihr keine Last, sondern Bedürfniß und Wunsch. Das Schönste indeß, die Hauptfreude jedes Tages brachte der Abend. Dann saßen sie in der traulichen Stube bei der kleinen Lampe, oder — und das war dem Mädchen noch lieber — die letztere wurde sparsam ausgelöscht, wenn das Herdfeuer noch zum Räuchern der Fische braunte, und sie hockten auf der niedrigen Dielenbank neben den rothzüngelnden, spielenden, seltsam schattenwerfenden Flammen. Der Sturm umfauchte den winzigen Menschenbau auf der Meeressandscholle und stieß durch den Rauchfang herab, daß öfter ein Sprühlicht knisternder Funken vom Herd stob. Aber für Freda breiteten sich dann nicht schwarze Nacht und öde Düne draußen

um das Haus, sondern die Lippen Walmots hüllten es in Sonnenglanz und blühendes Leben ein. Ihr Mund schuf drumher, was die arme Insel nicht besaß, Wald und Wiese, wogende Kornfelder und Blumengärten; die Kleine kannte nichts von alledem in Wirklichkeit, doch sie lernte es mit den Augen der Mutter sehen, als ob sie selbst dazwischen laufe und spiele. An Büchern besaß das Haus nichts, allein Walmots Gedächtniß hielt aus ihrer Kinderzeit eine Fülle von Märchen, friesischen Sagen und Reimschwänken bewahrt, damit belebte sie die fremde Natur des Festlandes, zeichnete in die Vorstellung des Kindes Bilder des Menschenlebens, doch immer nur der Schönheit und Freudigkeit desselben hinein. Mit einfach getreulichen Schilderungen dessen, was sie jenseits des Oceans auf ihren Reisen gesehn, erweiterte sie das Verständniß Fredas zu einem Anschauen und Begreifen der großen, weiten Welt, auf der überall Menschen wohnten, kamen und gingen, zum Zweck sich eine Zeitlang ihres Lebens zu erfreuen und sich untereinander dabei behülflich zu sein. Roeluf Hemmen saß stets zuhörend daneben; er sprach nichts, man sah nur, daß sein Ohr genau auf jedes Wort Acht gab, besonders wenn Walmot von den Städten und Gegenden Amerikas erzählte, wo er einstmals mit ihr zusammen gewesen. Dann kam eine Helle in seine blöden Augen und wuchs höher noch an, wenn sie fragend den Kopf zu ihm drehte: „Weißt Du's noch, Roeluf, wie wir dort gingen?“ Sie nahm wahr, daß es jedesmal wie ein Lichtschein

in sein überdunkeltes Gehirn fiel, und sie fragte oftmals so; unmerklich, zugleich mit dem Kinde und wie in dem Kopf desselben, weckte sie in dem seinigen ein Anknüpfen, ein dämmerndes Bewußtwerden und Begreifen wieder auf. Doch schritt dies bei ihm nur unendlich langsam vor, während Freda Alles außerordentlich rasch und sicher aufnahm. Es war, als vollbringe sie dies nicht nur mit dem Verstand, sondern mehr noch mit dem Gemüth, ihrer Liebe für Walmot, dem steten Trachten, durch ihr Verstehen ihrer Mutter Freude zu machen. Denn so benannte sie jene, wußte es nicht anders, und Walmot hütete sich sorglich, je des Schiffbruches, der die Kleine so wundersam an den Inselstrand getragen, Erwähnung zu thun. Sie selbst mußte es sich auch erst im Gedächtniß zurückrufen, in ihrem Gefühl hielt sie sich wirklich für die Mutter „Dattjes“, wie sie in der Verstorbenen des gleichen Namens ihr eigenes Kind verloren zu haben glaubte. Freilich der Anblick Fredas hätte fremden Augen diese leibliche Abkunft sogleich unwarscheinlich gemacht. Ein leichterer Gliederbau und feinere Gesichtszüge sprachen, daß sie schwerlich von ostfriesischem Fischer- oder Bauernblut sei. Von den Armen Walmots Tjemen gehalten, glich sie einem Edelreis, auf einen kraftvollen Naturstamm gepfropft und von der Gesundheit seines Lebenssaftes zur Entwicklung der eignen Art aufgenährt.

Das Pfarrhaus auf der anderen Hälfte der Insel trug gleichfalls den Character aller Gebäude derselben, war indeß immerhin von erheblich stattlicherem Umfang und Aussehen. Vorn, nach ostfriesischem Brauch, mit einem kleinen Giebelvorbau ausgestattet, bot es im Innern eine Anzahl nicht großer und ziemlich niedriger, doch auch nicht beengend zu nennender Stuben, die im Winter behagliche Aufenthaltsräume zu gewähren vermocht hätten; den meisten Fischerhäusern gegenüber nahm es den Rang eines Bauerngehöfts zwischen ärmlichen Kathen ein. Allerdings war es muthmaßlich schon ebenso alt wie die unweit davon aufsteigende Kirche, die Stürme und Regenstürze von Jahrhunderten hatten viel an dem Rieddach gezaust und Menschenhand stets nur nothdürftig wieder daran gebessert. So stand das Ganze wohl von jeher ziemlich wetterscheckig da, besonders indeß seitdem Remmert Meynolts dort eingezogen. Stellenweise klafften die Mauern, von Nässe und Sonne geborsten, zu fingerbreiten Rissen auseinander, ohne daß ihnen Einhalt geschah. Der alte Verweser des Pfarramts hatte an der gegen West- und Nordwind geschützten Seite des Hauses einen kleinen Garten anzulegen versucht, freilich nur mit spärlichstem Erfolg, doch war der bepflanzte Bodenstreifen beim Einzug Remmerts noch von einem sauberen Holzstacket umhegt gewesen. Jetzt dagegen lag dies schon seit ein paar Jahren windgebrochen an der Erde, die Latten

vermorschten, und Flugsand hatte sich über den verbliebenen kärglichen Pflanzenwuchs geworfen, der, nachdem er sich noch einige Sommer durchzuringen versucht, hülflos erstickt worden. Dergestalt hob das Pastorat sich gleich allen übrigen Gebäuden der Insel kahl, als ein viereckiger Würfelkasten aus dem tellerflachen Grund; die Häuser des Dorfes lagen verstreut auf Steinwurfs- und Büchsenschußweite umher, zwischen allen streckte sich der nämliche, mit kaum zollhoher, magerer Grasnarbe bedeckte platte Boden hin. Da und dort stapelte sich übereinander geworfenes Schiffstrümmerholzwerk neben einem Hause auf, und Netze, zum Trocknen oder Ausbessern an Pfählen hängend, bildeten fast einen ständigen, mehr oder minder zerrissenen, Seesalzgeruch ausbreitenden, schwärzlichen Kranz in der Runde. Darum her schlang, hier in näherem, dort in weiterem Bogen der Dünenwall seinen weißen, vor der Flut schützenden und weltabschließenden Kreis.

In dieser Umgebung wuchs Teda Remmerts gleichmäßig in die Höh', wie drüben Freda Roelufs auf ihrer noch stiller abgelegenen Eilandsseite. Auch bei ihr gewahrte der erste Blick, daß sie kein Sproß aus einer Fischerhütte des Dorfes sei. Sie war ein Kind andrer Art und sogar von ungewöhnlicher Schönheit, doch ausschließlich ihrem Vater nachgeschlagen. Sein braunes Haar hatte sich auf ihrem Kopf noch mehr verdunkelt, so daß es aus einiger Ferne beinahe wie schwarz erschien; der Farbengegen-

satz des schmalen, sehr blassen, an den Dünensand erinnernden Gesichtes trug noch dazu bei, ihr einen auf der Insel fremdartigen Character zu geben. Unter den gleichfalls tiefdunklen Brauen standen die Augen Tedas wie zwei wundervolle helle Sterne, mehr leuchtend als glänzend, doch von einer eigenthümlichen Unbeweglichkeit und Gleichgültigkeit für die Dinge um sie her. Sie hatten sich seit frühesten Tagen wohl mit kurzer Neugier auf ihnen unbekannte Gegenstände gerichtet, aber ihr Interesse daran ging schnell vorüber, sobald sie begriffen, woraus jene beständen und wozu sie dienten. Ein Wissenstrieb steckte in ihr, indeß ohne Theilnahme; ihre Hände betrieben in mechanischer Nachahmung Spiele, die sie bei den Nachbarskindern sah, während sich ihre Gedanken mit Anderem beschäftigten und sie oft weit über ihr Alter hinausreichende, wunderliche Fragen thun ließen. Früh bildete sich ein Gefühl geistiger Ueberlegenheit ihren Spielgenossen gegenüber bei ihr aus, kein Hochmuth, doch ein Belehrungsdrang und ein Fordern, ihre Meinung als die richtige anerkannt zu hören. Daraus mochte entspringen, daß sie keinen Hang zum Alleinsein besaß, sie wollte unterweisen, bestimmen, einen Einfluß üben; im Allgemeinen that sie dies mit gleichmäßiger Ruhe, doch konnte Widerspruch sie heftig machen. So sah man sie selten einsam für sich in der Düne; weder der Sonnenglanz lockte sie dorthin, noch der Sturm, wenn er die Wellen haushoch aus Ufer warf. Der Wechsel in den Naturerscheinungen

übte keine Wirkung auf sie; sie fror in der Kälte nicht und die Hochsommerglut war ihr nicht zu heiß. Auch was der Strand an immer neu angeschwemmten Funden für Kinderaugen darbot, flößte ihr keine Besitzlust ein. Sie ging achtlos zwischen den glitzernden Steinen und Muscheln hindurch, Formen und Farben derselben machten ihr keinen Unterschieds-Eindruck. Dagegen sammelte sie nach der Anweisung ihrer Mutter eifrig Möwen- und Strandvögeleier für die Küche und suchte mit gleicher Emsigkeit nach den kleinen Blumenkelchen des Inselbodens, Kränze draus herzustellen und um ein Bild in der Wohnstube zu schlingen, das im Besitz des vormaligen Pfarrers gewesen und in der Wandecke unbeachtet hängen geblieben. Es war ein brauneingerahmter, aus irgend einer Kunstmappe herstammender Stahlstich der Sixtinischen Madonna, den Teda täglich mit Aufmerksamkeit betrachtete und so lange die günstige Jahreszeit anhielt, derartig schmückte; ihre Seite der Insel stand dadurch fast immer aller bunten Blüthen beraubt, bis der Nachwuchs neue, ebenso schnell wieder von ihr abgesuchte lieferte. Für sich selbst einen Zierrath daraus zu flechten, kam ihr nicht in den Sinn. Sie kannte keine Eitelkeit, sah niemals in den kleinen Spiegel der Stube. Wie sie größer geworden, schauten ihre Gespielen sie manchmal wegen ihrer abweichenden Erscheinung zwischen den Flachsköpfen mit genauer Betrachtung an, und zumeist drückte sich dann in den Blicken etwas Bewunderndes aus. Doch Teda verlangte nicht allein

keine Anerkennung ihrer Schönheit, sie wurde sogar unwillig darüber. Auf alles Aeußere legte sie keinerlei Werth, auch auf ihre Kleider nicht. Ungewöhnliches an geistiger Frühreife und an einem sich auf Höheres richtenden Zug lag in ihr, allerdings nur dann und wann durchschimmernd, noch erst leise Keimansätze für spätere Entwicklung. Denn im Großen und Ganzen ihres täglichen Treibens vereinigte sie sich zu gemeinsamem Thun mit den Andern, und nur genauere Beobachtung erkannte, daß sie sich nicht mit der vollen Kinderhingabe an Spiel und Ausgelassenheit, vielleicht auch nicht mit der rechten Kinderfreudigkeit daran betheiligte.

Doch haftete kein Blick zu solcher Prüfung auf ihr, am wenigsten der ihres Vaters. Er hatte keine gesellige Jugendlust gekannt, nie Verlangen danach gehegt und ließ seine Tochter in dieser Richtung die Wege gehen, welche sie wollte. Es hätte mit seiner Denkart in unvereinbarem Widerspruch gestanden, wenn für ihn ein Unterschied zwischen höherer und niedrigerer Bildungsstufe, zwischen seinem Kinde und denen der Dorfbewohner vorhanden gewesen wäre, der ihn bestimmen gekonnt, Teda von dem täglichen Verkehr mit den letzteren abzusondern. Alle waren vor ihm gleich, wie sie es vor Gott und der Zukunft ihres wirklichen Lebens waren; die Kindheit bildete für jede Seele die nämliche Durchgangsfrist des mählichen Erwachens zur Erkenntniß ihres unvergänglichen Berufs. Remmert Meynolts durfte und konnte deßhalb auch die Seele seiner Tochter nicht werthvoller sein, als die übrigen

der ihm vertrauten Gemeinde; daß sie ihm ihren Ursprung verdanke, sprach nur irdische Ausdrucksweise, und er erkannte es als eine der Versuchungen und Prüfungen im Erdendasein eines Pfarrers, ob dieser die selbstsüchtige Anwandlung überwinden könne, ein eignes Kind im Hinblick auf die ewige Fortdauer desselben wichtiger zu schätzen, an ihm in bevorzugender Weise seelsorgerische Arbeit zu üben. So überwachte er sich, Teda in dieser Richtung völlig allen übrigen Kindern gleich zu stellen, dagegen verwendete er besondere Sorgfalt auf die Ausbildung ihres Geistes, bestrebte sich eifrig, sie im weltlichen Unterricht zu einer höheren, der seinigen ähnlichen Stufe aufzuheben. Nicht damit sie etwa später unter städtischen Festlandsbewohnern durch Kenntnißreichthum einen Vorrang einzunehmen fähig werde, sondern weil sie, gleich ihm, ihr Leben einzig darauf hinrichten sollte, unter ihrer dereinstigen Umgebung für den Gedanken der Ewigkeit zu wirken, die irdischen Augen zur Aufnahme des Lichtstrahles derselben zu bereiten. Solcher Beruf erforderte eine Schulung des Geistes, seine Erfüllung auch durch das Wissen von menschlichen Dingen, um es für den hohen Zweck zu nutzen. Deßhalb ertheilte der Pastor seiner Tochter neben den Schulstunden, die sie mit den Dorfkindern zusammen verbrachte, schon von ihrem sechsten Jahre an noch täglichen Einzelunterricht in Allem, dessen eine höhere Bildung zur Vorstufe bedurfte. Er war ein ausgezeichneter Lehrer, der genau das ihrer Fassungskraft Entsprechende bemaß

und sie ohne Ueberanspannung ihres Kopfes vernunftgemäß Schritt um Schritt weiter förderte. Andrerseits brachte sie ihm Lerneifer und geistige Begabung entgegen; sie zog niemals die Spielfreiheit den festgesetzten Stunden vor und hatte stets die Aufgaben dafür pflichtgemäß ausgeführt. Aber in den Augen, mit denen das kleine Mädchen an dem Munde des Lehrers hing, lag ein sonderbar kalter Glanz; niemand hätte aus ihnen abnehmen können, daß Teda sich mit ihrem Vater zusammenbefinde. Ihr Gesicht drückte dabei keineswegs etwas von kindlicher Furcht vor der Strenge eines Lehrermeisters aus, sie hatte nie von seinen Lippen ein tadelndes, unzufriedenes, selbst nur ungeduldiges Wort gehört. Dieser kalte Blick entstammte anderem Ursprung, daß einzig durch ein geistiges Band ein Zusammenhang zwischen ihr und ihm gebildet ward. So wie er nur die ihm anvertraute körperlose Seele in ihr gewahrte, sah sie im Hause die Woche hindurch in ihm allein ihren Lehrer und am Sonntag auf der Kanzel den Prediger der Dorfgemeinde. Ein irdisches Verhältniß zwischen Tochter und Vater bestand nicht, Teda hätte nicht gewußt, worin sich ein solches ausdrücken solle, und trug kein Bedürfniß danach in sich. Sie war noch nicht einsichtsfähig, zu begreifen, daß sie vor seiner Sinnesrichtung keine Sonderbedeutung für ihr Dasein beanspruchen durfte, aber mit unbewußter Rückäußerung betrachtete ihr Inneres ihn einzig als die höchste Autorität auf allen Gebieten des Glaubens und Wissens.

Von einem „Inneren", soweit sich dies in kindlicher Theilnahme für etwas, in Beglückung oder Bekümmerniß durch Wechsel der Dinge kundgegeben hätte, trat überhaupt nichts bei ihr zu Tage. Allerdings wechselte im Pfarrhause nichts, Alles darin blieb so stetig gleich, wie am Himmel die graue Wolkendecke des achtmonatlichen Winters. Gewohnheitsmäßig und selbstverständlich nahm Teda täglich ihren Platz ein, doch es gab keinen Fleck irgendwo zwischen den Wänden, für den sie eine Vorliebe besaß, den sie als ihr Eigenthum, ihre Welt für sich ansah; mit dem Wort Heimathsgefühl hätte sie keinen Begriff verbunden Ihr fiel gleichgültig, wo sie sich im Hause aufhielt, und in der That fand sich auch an keiner Stelle etwas Behagen Verbreitendes oder Phantasie und Gemüth vor Anderem Anziehendes. Das Zimmer ihres Vaters betrat sie nur zum Zwecke des Unterrichts; sonst sah sie ihn allein am Mittag und Abend eine Viertelstunde lang während der Mahlzeiten, sie konnte nicht zurückdenken, daß er sich jemals länger in der Wohnstube aufgehalten habe, als die kurze Essenszeit erforderte. Der Tag ging ihm noch immer zu rasch in der Ausübung seines Lehr- und Seelsorgeramts vorüber, in seiner Predigtvorbereitung und bei der noch spätabendlichen Arbeit an seinen theologischen Schriften. Sommer und Winter machten keinen Unterschied für ihn aus, er bemerkte ihren Wechsel kaum, denn er lebte nicht in der Zeitlichkeit. Es kam nicht wieder vor, daß er von der

Schönheit eines Frühlingstages zur Betrachtung irdischer Dinge und zur Freude an ihnen überwältigt wurde; wenn das Gedächtniß ihn erinnerte, es sei ihm einmal so geschehen, wies er es kurz ab. Ein Widerstreit erwuchs in ihm daraus, Reue über Menschenschwäche, der er erlegen, und doch, daß es nach dem Willen Gottes geschehen, seinem ewigen Reiche eine Seele zuzuführen. Niedrige Erdenlust lag so in Remmerts Maynolts Vorstellung unvereinbar neben einer Bestimmung des Himmels; es war ein nächtliches Labyrinth, aus dem seine Gedanken keinen Ausweg fanden, dessen Erhellung sie dereinstiger höherer Einsicht anheim geben mußten. In diese Zukunft blickte er unausgesetzt hinüber, und Raum und Zeit der Gegenwart schwanden nichtig um ihn hin, wenn er denkend und schreibend auf seinem Zimmer saß. Niemals verließ er die Insel; auch die Welt des Festlandes lag abgesunken hinter ihm, sie war vor der Anschauung der Unendlichkeit nicht größer, enthielt nichts Anderes, als das kleine Eiland um seine Kirche, und kein Verlangen zog ihn dorthin. Er stand in keiner Verbindung mit ihr, als derjenigen, die seine Stellung auch als weltlicher Vorstand der abgeschiedenen Inselgemeinde mit sich brachte, dann und wann einen Erlaß der Obrigkeit aus Aurich zu verkündigen und die Ausführung desselben zu überwachen. Ab und zu, vielleicht zweimal im Jahre, traf mit solchem behördlichen Schreiben auch ein Brief von seinen Eltern oder Geschwistern aus Osterloh ein

und gab Nachricht über ihr Befinden. Die Gesundheit der Familie erhielt sich stets in bestem Stande, doch schimmerte in letzter Zeit manchmal zwischen den Zeilen etwas Beunruhigung über die materiellen Verhältnisse hindurch. Der landwirthschaftliche Ertrag war in Folge ungünstiger Witterung ein geringer und seine Verwerthung durch Unsicherheit der politischen Zustände obendrein ein schlechter gewesen. Der Vater schaffte rüstig wie immer, aber er alterte doch gemach und sah nicht ohne Besorgniß in eine mögliche kriegerische Zukunft auch für Ostfriesland. Der Pastor antwortete regelmäßig nach Ablauf einiger Zeit auf solche Mittheilungen aus seiner Kinderheimath, und seine Briefe sprachen stets Ehrerbietung vor den Eltern aus. Er wünschte ihnen als Sohn den reichsten Segen ihrer treulichen Arbeit, doch als Prediger tröstete er sie über die Enttäuschungen irdischer Hoffnung und wies auf die Bedeutungslosigkeit weltlichen Besitzthums vor den Zusicherungen im Jenseits hin. Er ehrte Vater und Mutter nach dem göttlichen Gebot, aber seine Worte verbargen nicht, daß er auch an ihnen nur als an unvergänglichen Seelen Antheil nahm und daß sein Elternhaus in der geistlichen Anschauung keine Sonderstellung vor anderen christlichen Häusern besitze. Der Wunsch, es einmal wieder zu sehen, mit den Eltern und Geschwistern leiblich wieder beisammen zu sein, war nie in den Briefen enthalten.

Noch weniger hielt Dina Swidders einen Mit-

theilungsaustausch mit ihrer Familie aufrecht, denn sie schrieb niemals mehr. In den ersten Jahren ihrer Ehe hatte sie es gethan, sogar fortschreitend immer häufiger, auch und besonders noch, nachdem Teda zur Welt gekommen. Aus ihrem täglichen Leben gab es nichts zu berichten, und das Abfassen eines Briefes bildete für ihren wenig geschulten Geist obendrein eine Arbeit. Doch diese war ihr allmählich zu einer Erquickung, einer Nothwendigkeit geworden, fast wie der Brust das Athemholen. Das letztere fiel ihr trotz der Vollgesundheit ihrer Lungen oft schwer und ward nur leichter, wenn sie saß und „nach Hause" schrieb. Darunter empfand ihr Gefühl nicht das Haus, in dem sie mit ihrem Manne lebte, sondern stets noch und mehr sogar als im Anfang das Haus ihrer Eltern und Geschwister. Aus der Feder, die sie über das Blatt führte, flossen ihr nicht allein die Buchstaben; vielmehr das, wovon diese redeten, Haus und Hof, Garten und Felder, Stuben und Menschen darin sahen ihr von dem Papier ins Gesicht. Sie hörte das heitere Lachen ihrer Schwestern, das Spaßen und Necken, all' die vielfältigen Kleinigkeiten des täglichen Lebens ihrer Kindheit um sie her. Sie waren ohne Bedeutung und Werth, und doch erschienen sie ihr wie ein verlorenes Glück, das nur die Feder ihr zurückgab. Aus dieser überkam es sie wohl mit dem verstärkten Anschwellen eines unsäglichen Heimwehs, aber zugleich auch mit der einzigen Beschwichtigung desselben. So hatte Dina Jahre lang

an jedem Tage zu diesem Hülfsmittel gegriffen, und wenn sich die seltene Gelegenheit zur Beförderung von Briefen ans Festland geboten, waren fast immer manche Dutzend Blätter zugleich von ihr abgeschickt worden. Die Schwestern erwiederten darauf und beneideten Dina um das Glück, einen Mann von so vornehmem Stande bekommen zu haben, immer an seiner Seite zu leben. Sie scherzten häufig, wenn sie die Schwester einmal wiedersähen, befürchteten sie, viel zu alltäglich und ungebildet für die Frau Pastorin geworden zu sein, doch lag unverkennbar ein halber Ernst unter der launigen Besorgniß verborgen. Bei ihnen gehe Alles in der alten, immer gleichmäßigen Weise weiter, Dina wisse ja zur Genüge, wie, und es könne sie nicht interessiren, davon zu hören. Die Schreiberinnen fanden offenbar nichts Erzählenswerthes darin.

Dann war der Tag gekommen, von dem an Dina Swidders sich nicht mehr einsam in der Wohnstube befunden; die kleine Teda lag neben ihr in einer roh aus Holz gefertigten Wiege und wuchs heran. Ohne Rath und Beihülfe älterer, erfahrener Frauen mußte die junge Mutter die Fürsorge für ihr Kind allein übernehmen, wie ihre Brust ihm Nahrung gab, bei ihrem weiblichen Naturinstinkt für alle Zufälle, Erfordernisse und Nöthe, die sich einstellten, Beistand suchen. Remmert fand nach Vollziehung der Taufe bis zu dem Zeitpunkt, in dem er mit dem Unterricht seiner Tochter beginnen konnte, keinen Gegenstand für

seine Thätigkeit an ihr, und Dina war mit allen Sorgen und Aengsten um die Kleine nur auf sich selbst angewiesen. Nicht am Tage allein, lange Winternächte oft saß sie schlaflos neben der schwer Zahnenden, in heftigem Fieber durch Krampfanfälle Erschreckenden, hielt die heißen Hände in den ihrigen, wachte, linderte und half bis zum trüb anbrechenden Morgen hin. Wenn die Furcht in ihr zu hoch stieg, faltete sie manchmal unwillkürlich die Finger zusammen, aber sie löste die Hände stets rasch wieder auseinander. Die Krankheit geschah ja nach dem Willen, dem Bemessen Gottes, was sollte und konnte ein Gebet dagegen bewirken? Was in seinem Rathschluß lag, vollzog er doch, ohne sich durch die Bitten, die kurzsichtigen Wünsche von Menschen zu einer Aenderung bestimmen zu lassen. Der junge Pastor kam eines Tages hinzu, wie die Kleine sich im heftigsten Schmerz wand und wimmerte, und Dina entflog die Frage, was das Kind doch verschuldet habe, daß Gott es derartig heimsuche. Doch Remmert erwiderte: „Forsche in Dir nach, denn er straft nicht das Kind, sondern Dich in ihm, um Deine Kraft zu prüfen und ihre Schwäche für seine Wege zu stärken.“ Sie dachte nach, wie ihr Mann die Stube verlassen, aber ihre Gedanken stießen wie auf eine Wand, durch die sie nicht weiter gelangten. Konnte Gott denn, um sie zu züchtigen, um einer Sünde willen, die in ihr war, ein schuldloses Geschöpf mit zwecklosen Qualen martern? Warum strafte er sie denn nicht selbst, wie es in seiner Macht lag, durch

Krankheit und Schmerz; warum ließ er ihr Kind für sie leiden? Sie begriff es nicht und hörte auf, darüber zu denken, doch ihre Finger falteten sich nicht mehr zum Gebet ineinander, die Beihülfe Gottes für die Kleine zu erflehen. Ohne daß sie es sich deutlich machte, selbst darum wußte, war ein Riß durch ihre fromme Gläubigkeit gegangen, wie ein Sprung durch eine Kirchenglocke, hatte in ihrer Brust einen mißtönig schetternden Klang erzeugt. Doch dafür klammerte sie sich mit einem heißen Verlangen an ihr neues Eigenthum, das sie auf der Erde besaß. Um diese Zeit, in den Nachtwachen an der Wiege Tedas, schrieb sie mehr denn je „nach Hause“, und in ihren einfachen Briefen zitterten Töne tief menschlicher, mütterlicher Empfindung. Sie klagten nicht, sprachen trotz Allem von innerlicher Beglückung, schöner Gegenwart und freudigem Blick in die Zukunft. Daß sie alle Mühsal, Sorge und Angst um das Kind allein trug, schlug mit einem Wunderstab aus ihrem von dürrer Versiegung bedrohten Innern einen neuen, frischen Quell der Lebenshoffnung hervor. Es war ihr Kind, und nur sie gewann ein menschliches Anrecht an ihm, auf seinen Dank und seine Liebe. Wie ein Gefangener, in sonnenlosem Kerker hinschmachtend, seinen eigenen Zustand vergißt, da ein unverhofftes Glück ihm einen Genossen in seine Einsamkeit gebracht, ein gebrechliches Stückchen Leben, das er behüten, nähren, kräftigen, sich zu liebreichem Trost seiner Verlassenheit auferziehen kann, so saß Dina Swidders,

schönes irdischen Lohnes ihrer mütterlichen Hingebung gewiß, am Bett ihres Kindes.

Darüber waren manche Jahre vergangen, und jetzt saß Teda, wenigstens im Winter um der Ofenwärme willen, den Tag hindurch in der Wohnstube am Tisch. Sie fertigte ihre Aufgaben an, oder las in Büchern, die sie von den Repositorien ihres Vaters geholt. Manche davon waren die nämlichen, mit welchen Dina sich ehmals über müssige Stunden wegzuhelfen versucht und die sie nicht verstanden hatte, doch das achtjährige Mädchen vertiefte sich Stunden lang ernsthaft in ihren Inhalt. Gewohntermaßen besorgte die Hausfrau methodisch die Geschäfte der Wirthschaft, dann kam sie auch in die warme Stube, setzte sich in einen alten Armsessel ans Fenster und ließ mechanisch die Nadeln eines Strickzeuges zwischen ihren Fingern klimpern. Meistens indeß nur kurze Zeit, die Hände lagen bald unthätig auf dem Schooß, und die Augen sahen durch die kleinen Scheiben in den dick wogenden Nebel oder über den winterbraunen Boden nach den zerstreuten niedrigen Häuschen und dem fahlen Dünenwall hinaus. Man gewahrte dem Blick an, er suchte nichts und es war ihm gleichgültig, worauf er traf. Im Zimmer tönte kein Laut, als das Ticken des Uhrpendels im alten Wandkasten; die beiden unweit voneinander Sitzenden sprachen nichts. Sie blickten sich auch nicht an, oder wenn es durch Zufall geschah, ohne Absicht und Ausdruck. In dem kalten Augenglanz Tedas lag keine Liebe zu ihrer Mutter, so wenig

wie zu ihrem Vater; man las in ihnen, sie hatten nie von Liebe gewußt.

Es ließ sich nicht sagen, daß Dina Swidders sich äußerlich mehr verändert habe, als acht Jahre es naturgemäß mit sich geführt. Nur ihr Gesicht war, nicht vorzeitig gealtert, doch mit dreißig Jahren unjugendlich leblos geworden; es hatte nie ein geistiges Gepräge besessen, aber an Stelle dieses Mangels sah etwas darüber Gewachsenes, Wirkliches, eine seelische Abstumpfung aus den leiblich gesunden Zügen an. Gleiches sprach sich in der Erscheinung Dinas aus; sie hatte sich früher mit Achtsamkeit stets sauber und nett gehalten, doch Haar und Kleidung bekundeten schon seit Langem nachlässige Gleichgültigkeit für den von ihrem Aussehen erregten Eindruck. Sie vollzog täglich ihre Obliegenheiten, kochte auf dem Herd, heizte den Ofen, weil sie nicht hungern und nicht frieren wollte. Am Sonntag ging sie in die Kirche, hörte die Predigt ihres Mannes, sang mit der Gemeinde und faltete die Finger zum Gebet. Sie glaubte an keinen Gott, aber sie wollte keine Ermahnungen Remmerts hören, sein Reden fiel ihr lästig. „Nach Hause“ dagegen schrieb sie nicht mehr; das Lachen der Schwestern klang ihr nicht mehr im Ohr, und sie fühlte kein Heimweh mehr. Sie hatte auch kein Verlangen nach Liebe mehr, weder nach der ihres Mannes noch der ihres Kindes. Ein Trieb, körperliches Unbehagen zu vermeiden, bestimmte ihr Thun und Lassen, und sie folgte ihm, wie das Thier es auch thut. So war es

ihre Lieblingsbeschäftigung, beschäftigungslos am Fenster zu sitzen und hinaus zu sehen. Vor ihren glanzlos stumpfen Augen lag die Weite, die Unendlichkeit als ein zukunftsleerer Wahn, und um sie her fiel ihr Blick auf die ebenso leere Nichtigkeit aller Regungen und Hoffnungen ihres Lebens, das sein Aufhören wünschte, doch den Schmerz vor demselben scheute. Es war ein seltsamer Gegensatz, wie drüben in der kleinen Hütte Walmots Tjemen Roeluf Hemmen allmählich aus seiner Geistestrübung zu menschlicher Empfindung und einem freudigen Lebensgefühl wieder heraufwachte, und wie hier im Pfarrhaus Dina Swidders langsam tiefer in die Nacht seelischer Verdumpfung und müden Lebensüberdrusses hinuntersank.

Teda Remmerts und Freda Roelufs standen im achten Jahre, als sie zum erstenmal zusammentrafen. Sie hatten sich wohl öfter von fern und auch einigemal in der Nähe gesehen, doch ohne aufeinander zu achten. Schon vor dem Beginn des jetzt abgelaufenen Winters war eine Mahnung des Pastors an Walmot Tjemen ergangen, ihre Tochter an dem täglichen Schulbesuch im Pfarrhause theilnehmen zu lassen, allein Walmot hatte geantwortet, der Winter mit seinen häufigen Ueberfluthungen der Verbindung zwischen den beiden Inselhälften mache das Hinüberkommen des Mädchens zu schwierig. Es war im Wesentlichen nur

ein Vorwand, in ihr selbst befand sich ein Zwiespalt. Sie erkannte die Nothwendigkeit besseren Unterrichts, als er ihr möglich fiel, für Freda, doch sie gönnte derselben auch noch ihre köstliche Freiheit, und es stritt wider ihr innerstes Gefühl, sie täglich für Stunden von sich und zum Pfarrhause hinüberwandern zu lassen. So war es noch bei dem Hergebrachten verblieben; ein gesetzlicher Schulzwang für Mädchen bestand in Ostfriesland nicht, und Remmert Meynolts besaß in dieser Richtung keine weiterreichende Befugniß, als seine vergebliche Aufforderung zu wiederholen.

Nun überfloß ein Maitag warm und leuchtend die stille Inselwelt, die See lag fast unbewegt und man konnte seit geraumer Zeit zum erstenmal wieder trocknen Fußes über die niedrige Landenge fortgelangen. Teda suchte nach Blumen zur Schmückung ihres Madonnenbildes; auf der östlichen Hälfte des Eilandes fand sich nichts mehr, aber von drüben schimmerte eine Stelle des Bodens ihr mit den kleinen, gelben, blauen und rothen, starkfarbigen Kelchsternen entgegen. Als sie zuerst allein umherzulaufen begonnen, war ihr um der Wassergefahr willen untersagt worden, auf die andre Seite hinüberzugehen, und wie sich Gewohnheit im Kinderleben forterhält, hatte sie bis heut' die Verbindung nie überschritten. Ein fremdes Gebiet lag dort für sie, ohne Anreiz, ihre Natur hegte kein Verlangen, es kennen zu lernen. Jetzt war ihre Vernunft genugsam herangereift, um den Anlaß des ehemaligen Verbotes zu erfassen und dieses gegenwärtig als nicht

mehr begründet zu erachten. So überkreuzte sie die Enge, sammelte von den Blumen in ihre Schürze und ging weiter am nördlichen Dünenhang entlang. Dann bückte sie sich einmal zum Pflücken nieder, doch hob plötzlich, die Hand anhaltend, den Kopf, denn dicht hinter ihr sagte eine Stimme: „Lat se doch lewen, dat deiht se ja weh“, und Teda gewahrte Freda Roelufs an einer Sandlehne sitzend und sie halb vorwurfsvoll und halb bittend mit den blauen Augen anblickend. „Du bist einfältig, meinst Du, daß die Blumen leben?“ antwortete die erstere und wollte in ihrem Vorhaben fortfahren. Aber Freda sprang jetzt auf, hielt ihr den Arm zurück und erwiederte, in ihrer plattdeutschen Mundart weitersprechend: „Ich freue mich immer, daß sie leben; wenn Du sie abpflückst, so sterben sie, wie ein Mensch, der im Wasser ertrinkt.“ Teda sah sie groß erstaunt an und fragte: „Was willst Du? Gehören sie denn Dir?“ und wie ihre Widersacherin, nur den Kopf schüttelnd, schwieg, fügte sie hinzu: „Dann gehören sie dem, der sie findet.“ Sie war von den Fischerkindern an keinen Widerspruch gegen ihr Thun gewöhnt, hatte jedenfalls eine körperliche Gewaltausübung nie von ihnen erfahren. Nah aneinandergerückt blickten sich so in der sonnenstillen Düne die blauen und die perlend hellen Augensterne der beiden Kinder ein paar Secunden lang zum erstenmal stumm und eigenthümlich entgegen. Es konnte nicht zweifelhaft sein, wer von ihnen die überlegenere Körperkraft besitze, und offenbar stieg in beiden zu-

gleich dieser nämliche Gedanke auf, hier das Gefühl der Stärke, dort das der Schwäche. Dann kam vom Munde Tedas, wie eine Antwort auf etwas Ungesagtes: „Meinst Du, weil Du mehr Kräfte hast? Ich habe mehr Verstand, als Du, das ist wichtiger.“ Fredas Gesicht überdeckte sich mit Röthe, daß ihr Gedanke von den Lippen vor ihr ausgesprochen worden; sie hatte ihre stärkere Kraft nicht zu gebrauchen beabsichtigt, nur das Vorhandensein derselben in sich empfunden. In der Zumuthung oder Annahme der Worte Tedas lag etwas, was sie erschreckte, als habe sie wirklich einen gewaltthätigen Vorsatz gehabt, sie zog jetzt rasch ihre Hand zurück und versetzte: „Wenn's Dich freut, sie zu pflücken, da nimm sie; sei nicht bös, ich hatte Unrecht“. Damit ging sie, den Kopf fortdrehend, um das Abrupfen ihrer kleinen Lieblinge nicht anzusehen; die Finger Tedas knipsten nun hurtig einige der kurzen Blumenstiele vom Boden, doch sichtlich mehr um die Berechtigung ihres Thuns zu beweisen, als aus Verlangen nach dem Besitz. Ihre Augen folgten dabei der langsam Fortgehenden nach, dann thaten es auch ihre Füße. Sie holte Freda ein, faßte sie leicht an der Schulter und sagte: „Du darfst hier bleiben, ich bin Dir nicht böse. Warum sprichst Du plattdeutsch mit mir? Kannst Du nicht anders?“

Die Befragte schüttelte den Kopf. „Ich spreche immer so mit der Mutter“

„Das thun nur die ungebildeten Leute. Da sollst Du hochdeutsch von mir lernen. Willst Du?“

Wie Freda keine Antwort gab, setzte Teda hinzu: „Deine Mutter thut nicht gut an Dir, daß sie Dich nicht zu uns in die Schule gehen läßt. Mein Vater hat's gesagt; da mußt Du einfältig bleiben.“

Doch nun hob Freda ihr mit einem furchtlosen Aufschlag die Augen voll entgegen und erwiederte bestimmt: „Was die Mutter thut, ist Alles gut. Ich will nichts von Dir lernen, wenn Du schlecht von ihr sprichst, und von Deinem Vater auch nicht.“

Ihre Miene redete lebhaft mit, daß sie nichts mit der Pastorentochter zu thun haben wolle, und sie drehte sich weiter ab. Die erstere machte eine Bewegung mit der Schulter und entgegnete: „Dann mußt Du dumm bleiben.“ In das letzte Wort klang von unsichtbaren Lippen hinter der Düne her ein lauter Ruf ihres Namens hinein, und sie rief, sich umblickend zur Antwort: „Hier!“ — „Wo?“ — „Hier!“ Der Kopf eines Knaben tauchte über den Sandhügel, und er kam heran. Verwundert hielt auch Freda ihm das Gesicht zugewandt und fragte, das Vorherige vergessend: „Wer ist das?“ und Teda rief, halb als Erwiederung, halb als Gruß für den Ankömmling: „Uwe!“

Freda kannte den letzteren nicht, hatte ihn noch nie gesehn, denn er befand sich erst seit einer Woche auf der Insel. Er war elf Jahre alt und hieß Uwe Folmars; sein Vater Folmar Uwen war ein Schulgenosse Remmerts gewesen, später zur See gegangen und vor einem Jahre als Capitän eines kleinen Schiffes im Hafen von Stockholm plötzlich gestorben,

eine Wittwe, einen Sohn und geringe Mittel hinterlassend. Kurze Zeit darauf folgte die kränkliche Frau ihm im Tode nach; ein Testament Folmars, das diesen baldigen Sterbefall vorausgesehn, richtete die Bitte an Remmert Meynolts, die Vormundschaft für den verwaisten Knaben zu übernehmen. Der Pastor sah eine von ihm geforderte Pflicht darin und erfüllte das Ansinnen des Jugendgenossen; Vermögen, Uwe auf der Festlandsschule fortzuerhalten und weiter zu fördern, war nicht mehr vorhanden, und Remmert betrachtete es abermals als ihm obliegende Pflicht, den Knaben nicht fremden Händen zur Erziehung anzuvertrauen, sondern ihn zu sich ins Haus zu nehmen. Er legte dadurch wiederum ein Zeugniß für seine Eigennutzlosigkeit und zu jedem materiellen Opfer bereite Menschenliebe ab, denn seine geringfügigen Einkünfte wurden durch den mittellosen neuen Hausbewohner noch mehr geschmälert. So war Uwe Folmars vor acht Tagen auf die Insel gekommen.

Augenblicklich hatte er in den Dünen nach Teda gesucht und kam jetzt auf sie zu. Er betrachtete überrascht Freda Roelufs, fragte, wer sie sei, und sagte: „Ihr seht sehr verschieden aus, als könntet Ihr gar nicht von derselben Art sein.“ Sein Blick that kund, daß er bei'm ersten Gewahren Freda trotz dem gemeinsamen blonden Haar und den blauen Augen von den übrigen Dorfkindern unterschied, als etwas feiner Geartetes erkannte. Sie blickte auch ihn mit Verwunderung an, denn sie sah zum erstenmal einen

Knaben, der anders war als die Fischerjungen. Ihre Augen verriethen im Anfang etwas Scheu vor seinem unbekannten Wesen, doch als sie erfahren, von woher und warum er auf die Insel gekommen sei, trat sie dicht an ihn hin und faßte mit einer plötzlichen Bewegung nach seiner Hand. Er fragte verwundert: „Was willst Du?“ und sie antwortete, ihn traurig ansehend: „Du thust mir so leid, daß Du keine Mutter und keinen Vater hast.“

Dann saßen die Drei zusammen im Sandgehälm; die beiden Mädchen hatten nach Kinderart ihre erste Begegnung mit dem zwischen ihnen drohenden Zwist rasch vergessen, jede fühlte, daß sie bei der andern etwas finde, was ihre übrigen Altersgenossen auf der Insel nicht besäßen, und eine Annäherung fand von beiden Seiten statt. Sie beredeten Wichtiges, das, was Teda zunächst als das Wichtigste bedünkte, daß Freda hochdeutsch sprechen lerne. In der Pastorentochter steckte ein lebhafter Drang, zu unterweisen, und sie war erfreut, Jemanden als Gegenstand für ihren Lehreifer gefunden zu haben. Auch Uwe stimmte zu, er sprach ebenfalls hochdeutsch und hielt für nothwendig, es zu können. Freda sah dies jetzt auch ein, dachte nicht mehr an ihre vorherige Weigerung, sondern war dankbar, daß die beiden sie lehren wollten. Sie richteten sich zusammen in einem kleinen Dünenthälchen eine Unterrichtsstube ein, benannten die Sandlehnen mit Namen, bestimmten ihre Plätze darin und die Zeit des täglichen Hierherkommens. Der Geselligkeits-

trieb hatte sich bei ihnen geltend gemacht, die Kinderlust, Spiel und vermeintlichen Ernst ineinander zu mischen. Ueber ihren eifrigen Verabredungen ging der Nachmittag dem Ende zu; wie sie sich trennten, war es, als ob sie sich schon lange gekannt und oft gemeinsam Dinge zusammen ausgeführt hätten. Freda brachte die beiden Andern an die Landenge und sah ihnen nach, bis sie drüben klein verschwanden. Sie hatte noch niemals Spielgefährten besessen, die Insel lag seit ein paar Stunden wie verändert um sie, ihr Gefühl war von einem neuen, fremden Lebensglück berührt. Der untergehenden Sonne entgegen lief sie nach Haus, im weichen Wind flog das Goldhaar lang und leuchtend um ihren bloßen Kopf. Walmot stand beschäftigt vor der Thür, als Freda auf sie zustürmte: „Moder, dörf ick nich ok inne Schol gahn!“ Sie erzählte, daß sie mit Teda und Uwe zusammen gewesen und hochdeutsch von ihnen lernen solle. In den Augen Walmots Tjemen lag ein Schreck, ihre Hände zogen das Mädchen an sich und hielten es, als ob sie es vor einer Gefahr beschützen müßten. Dann fragte sie: „Macht's Dattje denn glücklich, in die Schule zu gehn?“ Ein strahlender Blick des Kindes gab Antwort und zog wie an einer unsichtbaren Kette einen Seufzer aus Walmots Brust. Aber er war ein Laut, eine Regung der Selbstsucht, und sie sagte schnell: „Da bin ich auch froh, daß Dattje etwas lernen will, und gehe morgen mit zum Pastor Remmert. Aber dann kann Dattje ihr Haar nicht mehr so um den Kopf

fliegen lassen, ich will's ihr gleich in ein paar Zöpfe binden, wie's die Andern haben.“ Sie nahm die Kleine auf den Schooß und ließ ihr zwei Flechten auf den Nacken herunter fallen; als die neue Haartracht hergestellt war, sah Freda verändert darin aus. Von ihrem bisherigen Bilde war etwas verschwunden, ein erster Abschnitt ihrer Kindheit, ihres Lebens lag hinter ihr. Walmot Tjemen sah sie an und unterdrückte einen sich nochmals aus ihrer Brust heraufringenden Seufzer. Sie hatte hinfort ihr Kind nicht mehr für sich allein, doch es mußte zum Wohle Dattjes sein, und diese war glücklich.

Uwe Folmars glich äußerlich seinem verstorbenen Vater und besaß nach der Aussage von Jugendbekannten des letzteren auch im Wesen Manches von ihm. Man sah ihm den ostfriesischen Ursprung sofort an, wie ebenfalls sein kräftiger Wuchs demselben gleicherweise entsprach. In geistiger Hinsicht ließ sich kaum Anderes als ein lebhafter Knabensinn an ihm erkennen. Er trug noch keinerlei inneres Gepräge in sich, am Wenigsten dasjenige eignen Wollens und Denkens; durchaus unselbständig, harrte er eines Formers, dessen Einwirkung ihn gestalten werde, eine weiche Gemüthsart kam hinzu, ihn noch leichter lenksam zu machen. Ueber den Tod seiner Eltern hatte er bitterlich geweint, doch die Thränen auch bald wieder

getrocknet; sein Verständniß reichte noch nicht zu einem Begreifen des Sterbens aus. Jedenfalls hatte es zur Dämpfung seines Schmerzes über den Verlust beigetragen, daß er durch diesen aus der Stadt auf die Insel versetzt worden. Das Neue und Ungebundene des Umherstreifens hier reizte und beglückte ihn; die Natur flößte ihm keine eigentlich poetische Empfindungen ein, aber die Fremdartigkeit des öden Eilands im Meer wirkte auf seine Phantasie. Seine Augen, bisher an einen engeren Horizont gewöhnt, wurden von dem Blick in die endlose Weite gewissermaßen selbst mit erweitert.

Es war selbstverständlich, daß Remmert Meynolts bei der Aufnahme des Knaben in sein Haus die Absicht in's Auge gefaßt hielt, ihn für den geistlichen Beruf heranzubilden. Ihm erschien dies durch eine sichtbare Himmelsfügung geradezu als eine neue Lebensaufgabe vorgeschrieben, und seine gründliche Beherrschung der alten Sprachen setzten ihn in Stand, ihr voll nachzukommen. Er konnte Uwe den Besuch einer gelehrten Schule völlig ersparen; zwar hatte dieser noch keine Gymnasiumsvorbildung empfangen, so daß er voraussichtlich erst im Anfang seiner zwanziger Jahre zur Universität gelangte, allein der Pastor erachtete für den Uebertritt auf die letztere eine festere Characterreifung, als das gewöhnliche Alter der jungen Studenten sie mit sich brachte, von vornherein für einen Gewinn. Und ein solcher entsprang auch ihm selbst aus seiner neuen Lehrthätigkeit.

Er hatte nunmehr seit zehn Jahren mit gleicher Gewissenhaftigkeit den Unterricht der Dorfkinder im Lesen, Schreiben und Rechnen durchgeführt, doch ein inneres Verlangen nach weiterreichender und höherer Verwerthung seiner Kenntnisse war allmählich in ihm angewachsen, vielleicht unbewußt ein mitsprechender Grund für seine Uebernahme der Vormundschaft gewesen. Es zeigte sich binnen Kurzem, daß der Knabe seinem Lehrer regen Willen, gute Auffassung und Fleiß entgegenbrachte; an geistiger Fähigkeit für eine gelehrte Bildung und für seine Berufsbestimmung gebrach es ihm unverkennbar nicht.

Mit seiner Uebersiedelung ins Pfarrhaus keineswegs einverstanden dagegen war Dina Swidders. Sie hatte anfänglich geglaubt, daß sein Vater ihm eine gute Erbschaft hinterlassen habe und daß er ein Kostgeld für seinen Unterhalt entrichten werde. Doch statt dessen verursachte er lediglich eine Schmälerung der Einkünfte, Ausgaben und Mühe ohne Ersatz. So sah Dina in der Aufnahme Uwes nur ein Zeichen völliger Thorheit ihres Mannes. Sie hatte diesen einmal gefragt: „Was geht denn der fremde Junge uns an?“ und er Antwort gegeben: „Hüte Deine Zunge, Dina, daß sie nicht mit Kain redet: Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ Danach äußerte sie sich nicht mehr über die Anwesenheit des Knaben im Hause; es wäre zwecklos gewesen, da es nichts änderte, hätte ihr nur unnöthige Beschwerniß gemacht. Sie kochte so, daß er mitessen konnte, sonst kümmerte sie sich nicht um ihn.

Ihr eignes Kind ging sie nichts an, wie sollt' es der fremde Junge. Das Einzige, was sie vom Leben verlangte, war, nicht durch Ueberflüssiges belästigt zu sein, und es kam kein Wort mehr von ihrem Munde, das ihr nicht durch eine Nothwendigkeit abgefordert wurde.

Die besonderen Unterrichtsstunden Tedas bei ihrem Vater hatten aufgehört, sie nahm forthin an denen Uwes mit Theil und diente unfraglich durch ihren Lerneifer zu einem Ansporn für ihn; obwohl drei Jahre jünger als er, stand sie in der geistigen Entwickelung doch kaum hinter ihm zurück, war ihm in manchen Kenntnissen sogar voraus. So wetteiferten sie im Lernen miteinander, außerhalb des Schulraumes jedoch übte sie bald eine zweifellose Herrschaft über ihn. Ihr Wille war der stärkere, indeß rührte es nicht davon allein her. Er fügte sich ihr nicht, sondern er selbst wollte stets nur das, wonach ihr Sinn stand; mit Sicherheit war er allemal dort zu finden, wo sie sich aufhielt. Wenn er sie vergeblich im Hause gesucht und vor die Thür hinauslief, flog sein Blick unruhig in die Runde, bis er ihren dunklen Kopf irgendwo zwischen dem Dünenweiß entdeckte; dann eilte er zu ihr hinüber und wich nicht von ihrer Seite. Mit instinctivem Mädchengefühl empfand Teda bald, daß er unter ihrer Botmäßigkeit stand, daß sie Alles von ihm verlangen konnte. Sie mißbrauchte diese Gewalt nicht, aber dieselbe ward ihr rasch etwas Selbstverständliches, ein Recht, das ihr zukam und das sie zu fordern vermochte.

Freda besuchte jetzt allmorgenlich mit den andern Dorfkindern die Schule, an jedem Nachmittag aber kamen Teda und Uwe zu ihr in die Düne hinüber, um sie im Hochdeutschsprechen weiter zu fördern. Es war halb Unterricht, halb gemeinsame Vergnügung, sie lernte spielend, doch ihr aufmerksames Gesicht verrieth, daß es ihr ernst sei. Teda übernahm hauptsächlich das Lehramt, allein seltsamer Weise gelang der Schülerin nicht ihre Aussprache der fremden Worte, sondern sie brachte dieselben mit dem Tonfall Uwes hervor. Die tägliche Zusammenkunft der drei war so sicher, wie der Fluteintritt, der Zug des Kindes zum Kinde hatte sie befreundet und band sie aneinander. Zwischen den beiden Mädchen herrschte keine eigentliche Vertraulichkeit, doch es kam niemals zu einem Zwist; Freda erkannte bereitwillig einen geistigen Vorrang Tedas an und diese fühlte sich dadurch voll befriedigt. In Allen war ein Drang nach gemeinsamem Betreiben durch die Anknüpfung ihrer Bekanntschaft geweckt worden, den die Gewohnheit schnell zu unentbehrlichem Bedürfniß aufnährte. Die Insel bot allerdings wenig Abwechslung für die Beschäftigungen, allein der Kindersinn zeigte sich erfinderisch, und Uwe Folmars errang darin den Preis. Er besaß eine fruchtbare Phantasie, neue Belustigungen auszudenken und war geschickt, Vorkehrungen dafür aus Nichts herzustellen, aus Sand und Stein, Tang und Wasser, Halmen und Vogelfedern, dem schnell aufgezählten Material, das die kleine Meeresscholle

für die Spiellust darbot. An einem besonders sonnen-heißen Tage gab er die Anregung, aus dem Helmt Hüte für die Mädchen zu verfertigen, die stets mit bloßen Köpfen umherliefen, und sie saßen seitdem oft eifrig „auf Vorrath" flechtend zusammen. Ihre Kleidung ähnelte sich sehr, bestand im Sommer einzig aus grobem Linnenhemd, einem Mieder und kurz über die Knie fallendem Rock; Freda hatte auch bloße Beine und Füße, wie die übrigen Dorfkinder, während Teda allerdings Strümpfe und Schuhe, doch beides in stark schadhaftem Zustande trug, da sich Niemand um Risse und Löcher darin bekümmerte. Uwe nahm sich dagegen in einem noch vom Festland stammenden Anzug mit einer gewissen Vornehmheit aus, aber jeder Tag brachte nicht unbedenkliche Anfechtungen der Herrlichkeit, und eine Fürsorge für heile Kleider ließ sich bei ihm von Dina Swidders jedenfalls ebenso-wenig erwarten, wie bei ihrer Tochter.

Besonderes Verdienst erwarb sich das erfinderische Geschick Uwes, als im Verlauf der Monate ein Nord-weststurm eintrat, der eines Tages auch im Sommer die Landenge zwischen den Inselhälften mit Wasser überschwemmte. Freda war am Morgen nicht zur Schule gekommen und stand am Nachmittag wartend drüben auf ihrer Seite; ebenso mußten die beiden Andern diesseits anhalten, ein Hinübergelangen fiel zum erstenmal unmöglich. Sie konnten sich nur mit den Händen winken, aber dann verfiel der Kopf des Knaben auf Rath, er rief Freda zu, daß sie warten

solle, und begab sich eilig mit Teda davon. Geduldig setzte die erstere sich und harrte, was geschehen werde, mehrere Stunden lang. Da tauchten ihre beiden jenseitigen Genossen wieder auf, mit Anstrengung etwas an dickem Tauwerk über den Boden nach sich ziehend. Uwe hatte aus alten Schiffsplankentrümmern ein kleines Floß zusammengenagelt und -gebunden, es ward in's Wasser niedergelassen und mit Hülfe zweier langer Stangen beförderten er und Teda stolz das sonderliche Fahrzeug und sich selbst darauf an's andere Ufer. Es setzte nasse Füße, doch der Jubel war groß, besonders von Seiten Fredas beim Empfang. Glück lachte aus ihren blauen Augen, wie sie Uwe dafür dankte, daß er sich soviel Mühe gemacht, um zu ihr herüberkommen zu können; Teda indeß meinte einfallend, es brauche nicht Dank deswegen, sie hätten es beide gethan, weil es lustig sei und das Wasser ihnen nichts befehlen solle. Nach ihren Worten schien's, als ob der Einfall von ihr gekommen, sie glaubte es selbst, weil sie etwas mit bei der Herstellung geholfen, und der Knabe machte kein Anrecht auf seine Erfindung geltend. Unter emsiger Thätigkeit verlief die Zeit, das Floß war in der Eile nur roh und nothdürftigst angefertigt, es gab viel daran zu bessern und zu festigen. Als die beiden Pfarrhauskinder den Rückweg einschlugen und vom Ufer abstoßen wollten, sagte Freda, sich besinnend: „Aber wenn Euer Schiff drüben ist, wie komme ich da morgen zur Schule hinüber?“ Der Gedanke war

keinem vorher eingefallen, Uwe wußte keine Antwort, Teda drängte, sie könnten jetzt nicht darüber berathen, sondern müßten nach Hause. Die Stangen stießen das Boot ab; wie der Knabe den Kopf noch einmal umdrehte, standen in den Augen Fredas, die verstummt zurückgeblieben war, ein paar Thränen, und er rief mit plötzlicher Rathfindung: „Ich komme und hole Dich herüber.“ Drüben zogen die zwei das Floß auf's Land und wanderten dem Pfarrhause zu; nach einer Weile sagte Teda: „Das kannst Du nicht.“ — „Was nicht?“ — „Freda herüberholen.“ — „Warum nicht?“ — „Du kommst dann selbst zu spät zur Schule.“ — „Ich stehe früher auf.“

Teda schwieg und ging ein Dutzend Schritte; dann fragte sie: „Willst Du's denn jeden Tag?“ — „So lang das Wasser hoch ist.“ — „Aber am Montag, Mittwoch und Freitag kannst Du's doch nicht, dann haben wir vorher schon beim Vater Stunde.“

Sie blickte Uwe wie mit einem Frohlocken über ihr weiterreichendes Denken an. Er hatte in der That dies Hinderniß nicht in Erwägung gezogen und sie fügte hinterdrein: „Es thut auch nichts, daß Freda beim hohen Wasser zu Hause bleibt, sie lernt doch nichts in der Schule.“

Die abendliche Wohnstube war durch die mürrisch-wortkarge Anwesenheit Dinas für die Kinder gewohnheitsmäßig trist und öde, doch heut' noch mehr als sonst, denn auch Teda sprach fast nichts, sondern ging gleich nach dem dürftigen Essen zu Bett. Uwe that

bald darauf das Nämliche, allein er konnte in seiner engen Kammer nicht, wie sonst immer, hurtig einschlafen. Gedanken liefen ihm im Kopf herum; er wußte nicht, weshalb, aber Teda war verdrossen darüber, daß er Freda täglich über das Wasser holen wollte. Sie hatte auch Recht, es ging oftmals nicht, und er konnte dies Freda morgen sagen. Damit brauchte er nicht weiter an die Sache zu denken, doch wenn er den Kopf herumlegte, standen ihm die beiden hellen Thränen in ihren Augen vor dem Gesicht und ließen ihn doch noch nicht einschlafen. Er war weichmüthig, es that ihm weh, daß sie geweint hatte und, wenn er seine Zusage nicht halte, vielleicht noch mehr weinen werde, denn sie besaß einen großen Antrieb, in die Schule zu gehen, darin täuschte Teda sich, nur hatte sie nicht so schnelle Fassungsgabe, wie diese. Nachdenklich lag der Knabe, dann verließ er plötzlich das Bett wieder, zog rasch seine Kleider an und huschte aus seinem Fenster in's Freie hinaus. Draußen war Mondnacht, die ein zwitternd helles Licht über die Insel hinlegte.

Als Freda am andern Morgen zur überschwemmten Landenge kam, lag das Floß bereits angelandet mit einer Fuhrstange daneben vor ihren Füßen, doch Uwe Folmars mußte noch über die Düne zum Strand hinüber gelaufen sein, denn es ließ sich nichts von ihm gewahren. Sie rief seinen Namen, allein vergeblich; wie sie zuletzt den Sandhügel hinanstieg, war er nirgendwo in der Runde zu sehen. Sie

konnte sich das Räthsel nur so lösen, daß er sein Zeug drüben gelassen haben müsse, um zurückwaten oder schwimmen zu können, aber warum er dies gethan, wollte ihr nicht begreiflich werden. Vielleicht war's schon später, als sie gemeint, und so „stakte" sie sich nun eilig über den etwa zweihundert Schritt breiten Wasserarm. Da empfing sie zu ihrer höchsten Ueberraschung an der anderen Seite auf den Sand gezogen ein ebensolches Floß, wie das, mit dem sie ankam, und erklärte das Fehlen Uwes am Ufer drüben. Offenbar hatte er das neue mit dem alten hinübergebracht und war danach auf dem letzteren wieder zurückgefahren. Aber woher hatte er es? Er mußte es in der Nacht oder der ersten Morgenfrühe angefertigt haben.

Freda zog das Fahrzeug sorglich neben dem andern an's Land; unverkennbar sollte dies Floß ihr gehören, damit sie allmorgenlich zur Schule kommen könne, und sie sah mit freudestrahlendem Blick darauf nieder; vor ihrer Phantasie wuchs es zu einem herrlichen Schiff auf, mit dem sie über das Weltmeer fortzusegeln im Stande sei. Dann lief sie hastig dem Pfarrhaus zu, sie war überglücklich und ihr Gesicht rothleuchtend, als sie in der Schulstube eintraf. Doch sie konnte Uwe nicht danken, denn der Unterricht hatte schon begonnen; bei ihrem Eintritt drehte Teda den Kopf, augenscheinlich über ihr Kommen verwundert und noch mehr, wie ihr musternder Blick wahrnahm, daß Fredas Kleider völlig trocken seien. Die letztere

versuchte ein paarmal, Uwe freudig zuzunicken, indeß dieser hielt wie mit einer Art Scheu das Gesicht von ihr abgewendet und verließ beim Schluß der Schulstunden rasch mit Teda die Stube, um sich zu dem besonderen Unterricht der beiden in das Zimmer des Pastors zu begeben. Es schien, als ob er keinen Dank für seine nächtliche Arbeit wolle, und Freda mußte, ohne ihm denselben aussprechen zu können, nach ihrer Inselhälfte heimkehren.

Dafür fuhr sie am Nachmittag zur üblichen Zeit stolz auf ihrem Floß den Beiden entgegen, die mit dem ihrigen von jenseits kamen. Der Blick Tedas richtete sich ungläubig erstaunt auf das neue Fahrzeug, ein leichtes Zucken des Mißmuths ging dabei durch ihre langen, dunklen Wimpern. Aber dies verschwand sogleich wieder und sie fragte, wie sie nun mit Freda zusammentrafen, ohne ein Zeichen der Ueberraschung mehr: „Ist das Floß gut geworden? Ich habe Uwe gebeten, Dir auch eines zu machen, damit Du beim hohen Wasser nicht aus der Schule fortzubleiben brauchst." Der Knabe nickte, ohne etwas zu sagen, mit dem Kopf, die beiden Flöße liefen nebeneinander an's Land. Freda wollte Uwe jetzt ihren Dank sagen, doch sie konnte ihn nicht herausbringen, wußte nicht, warum sie eigentlich am Morgen so glücklich gewesen sei, und außerdem wollte er offenbar auch gar keinen Dank dafür. Sie vergaß, ihr Floß sicher aus dem Wasser heraufzuziehen, Teda mußte sie erst daran erinnern, und sie that es gleichgültig, ihr war das

„herrliche Schiff“ plötzlich vor den Augen zu einigen aneinander befestigten ärmlichen Plankenresten zusammengeschrumpft. Die Drei wandten sich ihrem gewohnten Dünenplatz zu, aber es wollte heute mit Spiel und Lehrernst nicht recht gehen, die angefangene Unterhaltung verstummte immer wieder, wie der Schatten einer Wolke lag es über den Kindergesichtern. In Wirklichkeit zog auch eine solche dunkel-schwer langsam von Westen herauf, dann flog sie windgepeitscht vor die Sonne, stand mit jäher Schnelligkeit über den Köpfen und warf großperlende Tropfen herunter. Der Sturm schnaubte hinter ihr drein, über der See schoß eine strömende, blitzschnell vorrückende Regenwand nieder. Die Sitzenden waren aufgesprungen, Freda rief: „Nach Haus könnt Ihr nicht mehr, kommt mit zu uns, bis er vorbei ist!“ Ohne Frage bot dies die einzige Möglichkeit, der völligen Durchnässung zu entgehen, sie liefen so schnell, als die Füße sie trugen, und kamen noch gerade vor dem schweren Niedersturz bei dem Hause Walmots an. Dann saßen sie, von dieser hereingeholt, in der sauberen Stube, draußen prasselte es herunter, der sichere Raum machte den Eindruck einer rundum von Wasser umflossenen Schiffscajüte. Teda und Uwe blickten anfänglich etwas ungewiß auf „Frouwe Utsee“, mit der sie zum erstenmal redeten und in deren Kopf es nach der Aussage der Inselleute nicht richtig war; auch die schweigsame Anwesenheit Roelufs Hemmen, der an einem hölzernen Eßgeräth schnitzte, besaß für sie etwas Unheimliches,

ihnen die Zunge Bindendes. Aber ihre Scheu schwand rasch dahin, denn aus dem Munde Walmots Tjemen kam nichts Unkluges, sondern nur Fröhliches, Freundliches und Vernünftiges, und in dem dunkel-trüb von außen einfallenden Licht erschienen ihre Augen wie ein paar die Stube erhellende Stückchen blauen Himmels. Sie dankte den beiden vom Unwetter Hereinverschlagenen herzlich, daß sie täglich zu Dattje herüberkämen, denn ein Kind müsse nicht immer allein sein oder bei den Alten sitzen, sondern Spielgefährten haben; Teda hörte darin eine Anerkennung, ihr Umgang sei für Freda lehrreich und werthvoll, und zweifelte nicht mehr an dem richtigen Verstande Walmots. Diese aber bewies sich in noch anderer Richtung völlig der bisherigen Vorstellung von ihr entgegengesetzt. Sie sah die Risse und Löcher in den Kleidern der beiden Pfarrhauskinder, holte Nadel und Faden und besserte geschickt die Schäden vollständig bis auf den letzten aus. Dabei that sie, als ob sie dieselben erst heut' entstanden halte und lachte: „Das fällt beim lustigen Spiel wohl 'mal vor, wenn Euch wieder ein Unglück damit zustößt, kommt nur zu mir." Ein heitrer Klang kam unausgesetzt von ihren Lippen und ging durch die Stube, wie das Pfarrhaus ihn niemals vernahm; der Regen schüttete draußen noch immer fort, und es saß sich behaglich in dem schützenden Raum. Auch Teda war gesprächig geworden und sagte: „Es ist, wie's in der Arche Noah gewesen." — „Davon weiß wohl Keiner etwas mehr", meinte Walmot, „aber es

schwimmen noch heutzutag viele Archen auf dem Wasser, von denen Manch einer, der drin gewesen, allerhand erzählen kann.“ Sie fing an, mitzutheilen, was sie selbst zu Schiff erlebt und gesehn; manchmal hielt sie plötzlich inne, als ob sie nicht weiter wisse, und sah, wie nach Beihülfe verlangend, Roeluf Hemmen an, der von seiner Arbeit ablassend, aufmerksam mit zuhörte. Und Freda war schon seit längerer Zeit daran gewöhnt, daß der Vater dann, was er in früheren Jahren nie gethan, den Mund öffnend aushalf und eine Zeitlang zusammenhängend weiter erzählte, bis er einmal in's Stottern und Stocken gerieth. Da fiel Walmot schnell ein: „Du weißt's eben besser als ich, Roeluf, aber nun kann ich's auch wieder,“ und sie fuhr statt seiner fort. Für Teda und Uwe war Alles neu und wundersam; in dem letzteren wurde dazu das Gedächtniß an seinen Vater aufgeweckt, den er zwar nur wenig gesehn, doch ihm kam jetzt die Erinnerung, daß er als kleiner Knabe zuweilen dabei gewesen, wenn jener der Mutter von einer Seefahrt erzählt gehabt. Darüber mußte er wieder an seine Eltern gedenken und fing plötzlich einmal zu schluchzen an, weil es wie zum erstenmal mit einem Verständniß über ihn gerieth, daß er sie für immer verloren habe. Walmot Tjemen frug, warum ihm Thränen in den Augen ständen, und erfuhr jetzt erst, daß er ein Waisenkind sei; sie streichelte ihm mitleidig über's Gesicht und in ihren eigenen Augen spiegelte seine Bekümmerniß sich wieder. Aber sie suchte ihn zu trösten, er finde

andre Menschen auf der Welt, die ihn lieb hätten und die er lieb habe; es sei wohl ein großes Leid, daß er keine Eltern mehr besitze, doch in seinem Gedächtniß lebten sie noch so lange fort, wie er selber, und wenn er Sehnsucht danach fühle, von ihnen zu sprechen und sie dadurch wieder lebendig zu machen, so möge er dies hier bei ihr thun, wann er kommen wolle. Es gelang Walmot, die Thränen des Knaben zu beschwichtigen, wie es ihr unbewußt gelungen war, die Mißstimmung, welche im Beginn des Nachmittags zwischen den Kindern gelegen, völlig zur Vergessenheit zu bringen. Der Regen hatte aufgehört, allein sie dachten nicht an den Heimweg; erst der Hunger mahnte sie, indeß Walmot lud sie auch dann noch an der eignen Abendkost zu Gast. Es gab nichts Anderes und Besseres als im Pfarrhaus, aber es schmeckte anders und besser bei der fröhlichen Unterhaltung; als es zuletzt doch zum Gehen kommen mußte, brachte Uwe eine Frage, die er schon länger verhalten, hervor: „Heißt Freda denn Dattje?“ Walmot wollte nicht weitere Erklärung dafür geben, sondern antwortete: „Im Kirchenbuch steht sie anders, ich heiße sie nur so, weil ich sie so lieb habe, wie sonst Keiner sie haben kann.“ Nun verabschiedeten die Beiden sich und wanderten der Landenge zu; als sie etwa hundert Schritte gegangen waren, drehte Uwe den Kopf nach dem Hause zurück und sagte: „Dort ist's schöner als bei uns im Haus“. Teda nickte: „Ja, man kann vergnügter sein und darum schmeckte es auch besser; aber

warum weintest Du?" — „Weil ich keine Mutter und keinen Vater mehr habe." Nun fiel das Mädchen ein: „Du solltest Dich freuen, daß sie im Himmel sind, denn man lebt nur, um dahin zu kommen." Der Knabe dachte einige Augenblicke nach, dann fragte er: „Würdest Du denn nicht weinen, wenn Deine Eltern stürben?" Auch Teda brauchte jetzt etwas Zeit zum Nachdenken, bis sie antwortete: „Sie sind wie alle andern Menschen auch, und man soll Gott dafür dankbar sein, wenn er die Menschen zu sich nimmt. Aber ich würde ihn bitten, daß er es noch nicht thäte, denn sonst hätte ich kein Haus und nichts zu essen. Wonach siehst Du?" Uwe hatte nochmals das Gesicht zurückgewendet und erwiederte: „Ich glaube, so ist meine Mutter auch gewesen." Doch nun griff Teda nach seiner Hand: „Komm, es wird sonst dunkel, bis wir nach Haus kommen. Meinst Du, wir wollen's sagen, daß wir bei Walmot Tjemen gewesen sind? Vielleicht dürfen wir's dann nicht mehr." — „Die Wahrheit muß man ja immer sagen." — „Aber wenn niemand uns fragt; wer nicht spricht, der lügt auch nicht." Das Mädchen besann sich noch kurz und setzte hinzu: „Am besten ist's, wir sagen es der Mutter doch und daß wir zu essen bekommen haben, dann dürfen wir gewiß wieder hingehn." Auch Uwe erschien die letzte Annahme richtig bedacht, sie hatten ihr Floß erreicht und steuerten auf demselben zu ihrer Inselseite hinüber. Dem Knaben war etwas Unruhe zurückgekehrt, als sie an's Wasser gelangten, aber Teda

sagte: „Es war recht, daß Du auch ein Floß für Freda gemacht hast, wir können jetzt mit den beiden gegeneinander fahren, wie die Schiffe, wovon Walmot Tjemen erzählt hat, und sehen, welches untergeht.“

Die sommerliche Ueberschwemmung der Niederung zwischen den beiden Inseltheilen hielt nicht lange an, eigentlich zum Bedauern der Kinder lagen die Flöße bald unbrauchbar, des Winters für ihre Benutzung harrend, auf dem Trocknen, und Teda und Uwe wanderten wieder zu Fuß über die Landenge nach dem Zusammenkunftsplatz mit Freda hinüber. Vom Himmel her brach dagegen im Lauf des Nachmittags das Wasser manchmal herunter, doch ohne dadurch Bedauern hervorzurufen, denn selbst wenn der Regen nur ungewiß drohte, verließen die Drei oft bereitwillig ihren Spielplatz und suchten im Hause Walmots unnöthiger Weise Zuflucht. Es war immer gleich behaglich in der freundlichen Stube und allmal der nämliche Gegensatz zu der des Pfarrhauses. Dina Swidders hatte auch nicht das Geringste wider das Hiersein der Kinder einzuwenden, ihr fiel es nur bequemer, wenn diese am Abend nichts zu essen verlangten und mit heilen Kleidern zurückkamen, und Remmert Meynolts bekümmerte sich außer den Unterrichtsstunden nicht um das Bleiben und Treiben der Beiden.

Nicht die Eßlust und die Ausbesserung der Kleider-

schäden aber waren es, die sie hauptsächlich in die kleine jenseitige Wohnung hineinzogen, sondern die Art und die Erzählungen Walmots Tjemen. Von solchen Dingen bekamen sie zu Hause niemals etwas zu hören, und die Kinderphantasie hatte angefangen, danach zu verlangen. Walmot förderte jedesmal neue Märchen und Sagen, fröhliche und ernsthafte Geschichten zu Tage, trotzdem indeß blieb ihr Vorrath stets unerschöpft. Ihr war in ihrer Kindheit eine Uebersetzung der „Surprising adventures of Robinson Crusoe of York“ von Daniel Defoe in die Hände gerathen, ihr Gedächtniß hatte viel aus dem wundersamen Buche bewahrt und, wo es sie im Stich ließ, ersetzte sie mit eigner lebendiger Erfindungsgabe das Fehlende. Die Kinder hörten nichts lieber, ihre Vorstellungen gingen ganz in den Abenteuern des einsamen Inselbewohners auf. Walmot fand dabei stets irgendeine Anknüpfung an die Zuhörer selbst, keine hausbackene Moral und nichts beabsichtigt Herangezogenes, doch etwas, das sich von selbst einzustellen schien und die einfach-natürlichen Gefühle des Menschen als seine besten und schönsten Lebensbegleiter für sich und Andere kennzeichnete. Jeder brauche nur immer sich selbst zu fragen, ob etwas gut, recht und liebenswerth sei, da erfahre er es am sichersten, denn es stehe in ihm geschrieben, so daß er es deutlich erkennen könne, wenn er nur wolle. Gewiß müsse man, wie Robinson Crusoe, in allen Lagen sich selbst möglichst zu helfen verstehen, aber wenn man nicht wie er allein auf einer Insel

lebe, dürfe man nicht zuerst an sich selbst denken, sondern ob man Andern durch sein Wollen und Thun Freude und Nutzen verschaffe oder ihnen Leid und Unrecht zufüge. Es waren keine versteckten Strafpredigten, nur glücklich angebrachte Hinweise auf die guten Früchte, die immer aus der Nachsicht, Verträglichkeit und gegenseitiger Liebe erwüchsen; Walmots Augen faßten bei dem täglichen gemeinsamen Treiben der Kinder nicht selten auf, daß solcher Vorhalt von Beispielen besser als wirkliche Mahnungen Mißvergnüglichkeiten vorbeugten, und sie war ebenso klug als liebevoll mit ihrer schlichten Vernunft bedacht, jede selbstveranlaßte Trübung einer Stunde von ihnen fernzuhalten. Und die Wirkung dieses Bestrebens trat sichtlich zu Tage; Uneinigkeit oder Mißlaune verringerten sich immer mehr zwischen ihnen. Die Naturen Tedas und Fredas zeigten sich wohl in ihren Grundanlagen zu verschiedenartig, als daß ein letzter Ausgleich derselben möglich gefallen wäre, doch beide bemühten sich eifrig, jede Entzweiung zu vermeiden und ihr Freundschaftsverhältniß fester zu gestalten. Eigentlich konnte von einer derartigen Bemühung nur bei Teda die Rede sein, denn Freda kam ihr aus eignem innersten Antrieb stets mit Nachgiebigkeit entgegen, kannte keine Selbstsucht eignen Begehrens, sobald dies dem Wunsch eines Andern zuwiderlief. Uwe strengte sich an, ihr darin gleichzukommen, erreichte es indeß nicht allemal ihr, sondern nur Teda gegenüber. Dieser ordnete er sein Wollen und Thun,

wie von den ersten Wochen an, völlig unter; er behandelte beide gleich Geschwistern, doch Teda wie eine Lieblingsschwester und fast, als wenn er der jüngere sei. Unverkennbar aber ging auch in ihm die stille Aussaat Walmots Tjemen auf; die zwei getrennten Inselhälften enthielten auch zwei voneinander abgetrennte Schulen. Die eine führte wirklich diesen Namen und bildete am Morgen den Geist der Kinder durch Remmert Meynolts zum Begreifen seiner Verneinung des irdischen Lebens heran; die andere hielt ihre Lehrstunden am Nachmittag ohne eine Ahnung der Drei, daß sie in einer Schule seien, die ihr Gemüth zum Erfassen des Werthes, der Schönheit und Freudigkeit der vergänglichen Erdentage leite. Die Lehrerin selbst hätte es auch schwerlich gewußt, daß sie als eine solche wirke.

Die Spielgenossen hatten sich seit Wochen in der Düne einen Bezirk abgegrenzt, der die Robinsoninsel für sie darstellte und in dem sie auf Entdeckungen wundersamer Dinge ausgingen. Aber schließlich fiel es selbst der Kinderphantasie zu schwer, sich das Altbekannte, hundertmal Gesehene der einförmigen Sandhügel und Thälchen zu etwas fremdartig Neuem heraufzuzaubern; vergeblich sehnten sie sich nach einem noch nie von ihnen betretenen Fleck Erde, den ihre Einbildung zu einer menschenlosen Wildniß gestalten könne. Da lag Alles eines Nachmittags einmal unter wolkenlosem Augusthimmel; wie es kaum je geschah, bewegte kein leisester Lufthauch die Halme der Strand=

gräser, noch weiter als sonst war in der Ebbe das Wasser zurückgetreten, scheinbar unendlich dehnte die Wattenfläche sich aus. Die Kinder liefen auf ihr umher, immer weiter vorwärts, dann tauchte durch das flimmernde Strahlennetz der Sonne etwas vor ihnen empor, schwand wieder und schimmerte neu herauf. Eines der kleinen unbewohnten Eilande des ostfriesischen Archipels war's, und Uwe rief plötzlich: „Das ist die Robinsoninsel — ich glaube, wir können trocken bis zu ihr hin, die Ebbe ist heut', wie noch nie!“ Nun sahen's und erkannten's seine beiden Gefährtinnen auch, es war die Robinsoninsel; sie stießen Rufe aus, wie die Seeschwalben über ihnen, und stürmten drauf zu. Ihr Ziel lag noch fern, doch der weiße Dünensand der winzigen Scholle begann zu glimmern und kam näher, winkte ihnen nach einer halben Stunde dicht entgegen. Und in der That mit einer fremden, geheimnißreichen Welt. Zwar bestand diese aus nichts Anderem als ihre Heimatinsel, nur aus Sand und Helmt, aber darüber wogte und blitzte in der Sonne ein seltsames Leben. Eine ungeheure Schaar von Lachmöven hatte sich das verlassene, ungestörte Eiland zum Brutplatz ausgewählt, die Weibchen saßen reglos auf ihren Sandnestern, während Hunderte von Männchen mit der blitzend weißgefiederten Brust schreiend und kreischend drüber hin und her jagten. Das laute Getümmel in der Oede wirkte mächtig auf die Phantasie, Uwe Folmars stieß aus: „Von den Möveneiern können wir leben, wie Robinson!“ Unver-

sehens aber nahm auf einmal der trockne Wattenboden ein Ende, ein mit Wasser gefülltes Rinnsal zog sich wie ein Gürtel um die Insel her, und die vorwärts Laufenden hielten betroffen an. Was war zu thun? In allen Blicken stand, hinüber mußten sie um jeden Preis. Prüfend sah der Knabe kurz vorauf und rief: „Es ist nicht tief und ohne Gefahr; Ihr kommt durch, wir halten die Kleider mit den Händen über uns.“ Eilfertig zog er die seinigen aus, die beiden Mädchen hatten es leichter; die Augen begehrlich auf die Insel vorgerichtet haltend, rissen sie sich hurtig ihre wenigen Kleidungsstücke über die Köpfe, hoben sie hoch in die Luft und platschten kühn in's Wasser hinein. Sie dachten an keine Gefahr, Uwe hatte gesagt, es sei nicht tief, und war's doch, so konnte er schwimmen und half ihnen hinüber. Doch seine Vorhersage bestätigte sich, die Rinne erstreckte sich ziemlich breit hin, aber seicht muldenförmig, selbst Teda und Freda tauchten nicht weiter als bis an die Oberarme ein. Triumphirend erreichten alle mit dem trocken bewahrten Zeug das Ufer, warfen es auf den Sand und wollten es wieder anziehen. Doch sie schraken fast zusammen, im selben Augenblick stob der ganze Schwarm der brütenden Mövenweibchen zugleich wie ein einziger Vogel mit wildem Gekreisch in die Luft. Ein betäubendes Geflatter, Durcheinandergewimmel von Zehntausenden war's, wie ein plötzliches Schneegestöber den Himmel deckend und die Sonne dunkelnd. Rundum, wohin der Blick fiel, lagen die Nester verlassen, in

den kleinen Sandhöhlungen die dunkel gesprenkelten Eier auf einer dürftigsten Auspolsterung von wenigen dürren Halmen. Aus der Luft stiebte es von kleinen und größeren Federn herunter.

Die Kinder standen ein Wimperzucken lang verdutzt, dann stießen sie Jubelgeschrei aus. Sie vergaßen Alles und ihre Kleider mit, oder Uwe rief auch: „Laßt sie liegen, wir müssen nachher doch wieder durch. Kommt schnell, daß wir Robinsons Höhle finden!“ So stürmten sie jauchzend über die Düne in's Innere des öden Eilandes. Es war zum erstenmal, daß sie dergestalt herumliefen, aber in der heißen Sonne empfanden sie's viel köstlicher und leichter, als in den Kleidern, und sagten sich, daß sie dumm gewesen, es nicht schon früher ebenso zu machen, wie die Fischerskinder es täglich im Sommer thaten, wenn die Flut mit den ersten Wellen heranrollte. Außer den Nestern fanden sie nichts, als was sie überall jeden Tag um sich hatten, doch die Phantasie konnte es hier wundersam ausmalen und bevölkern, und ein herrliches Tollen im weichen, warmen Sande war's. Fern ostwärts lag wie ein dunkler Strich ihre Heimathinsel mit dem stumpfen Kirchthurm drüber; über ihnen ging unablässig das Flattern und Kreischen der aufgescheuchten Vögel fort. Freda kam dies zuletzt zum Bewußtsein, und sie sagte: „Sie haben Angst vor uns, und ihre Eier werden kalt; laßt uns weg, daß sie wieder herunter kommen.“ Teda meinte, die Möven seien dumm, daß sie sich fürchteten, und dafür

geschehe es ihnen recht; allein Freda lief vorauf über den Sandwall an den nördlichen Strand des Eilandes, wohin sie noch nicht gekommen. Dann rief sie freudig zurück; hier war etwas noch nicht Gesehenes, Seltsames. Die beiden Andern folgten nun nach und sahen es auch. Riesige Eisschollen der Vorzeit hatten einstmals einige mächtige Felssteine dahergetragen und zerschmelzend im weichen Grunde hinterlassen. Halb in diesen eingesunken, lagen sie schwarzfarbig da, das Wasser des auch hier am Ufer umlaufenden seichten Rinnsals gluckte kaum hörbar leis an ihnen auf. Uwe sagte frohlockend, einer Sagenerzählung Walmots gedenk: „Die hat die Meerfrau für uns hingelegt, es sind grad' drei, für jeden von uns einer. Welchen willst Du, Teda?" Die Befragte deutete auf den ihr zunächst liegenden Felsblock und der Knabe fuhr fort: „So wollen wir drauf klettern, dann sitzt jeder auf einem Thron." Der Vorschlag kam Allen recht, sie waren doch vom langen Umherjagen ermüdet; durch den niedrigen Wasserstreif plätschernd nahm jeder von einem der Steine Besitz, Uwe den in der Mitte zwischen den beiden Mädchen. Ein eigenthümliches Bild war's, wie die drei Kinder, umrahmt vom einsamen Dünengestade und der uferlosen See auf dem schwärzlichen Gestein dasaßen, als seien die kleinen, zierlichen Gestalten aus der Meertiefe heraufgekommen, um sich zu sonnen Die rosig-hellen Körper erschienen gleich, doch die Köpfe, wenigstens der beiden Mädchen, hatten ihre Verschiedenheit noch

erhöht. Durch den Glanz umher verdunkelte sich das Haar Tedas noch mehr und stach mit den festgeflochten herunterfallenden Zöpfen fast schwarz vom Nacken und Rücken ab; auch das Leuchten ihrer Augensterne erschien durch das Licht noch verstärkt, sie blickten hell, beinahe grell wie die einer Silbermöve unbewegt in die Weite vor ihnen hinaus. Die Flechten Fredas dagegen hatten sich beim Umherspringen aufgelöst und ließen ihr das Haar über den Nacken und die Schultern niedergleiten, als ob die Sonnenstrahlen sich um sie gelegt hätten. Zwischen ihren Lidern hervor kam das Himmelsblau zurück, so weich, warm und glanzfreudig, wie das des Augusttages über ihr, und sie schaute auf das hüpfende Gewimmel winziger Fischchen hinunter, die sich furchtlos um ihre kleinen, in's Wasser herabhängenden Füße hin und her schnellten. Uwe Folmars zwischen beiden glich an Haar und Augen weit mehr Freda als Teda, doch die letztere nahm unverkennbar in weit höherem Maße als jene seine Aufmerksamkeit und seine Gedanken in Anspruch. Er hielt das Gesicht ihr zugewendet, seine Augen wichen nicht von ihren schönen, marmorhaft blassen Antlitzzügen ab, und in seinem Blick stand die Frage, was sie denken möge.

Hinter den Kindern war das ängstliche Luftgewimmel der Möven zur Ruhe gekommen, sie hatten sich wieder auf ihre Nester niedergelassen, nur ab und zu jagte ein weißbrüstiger Vogel noch über die Köpfe der Sitzenden hin und stieß einen Schrei auf sie

herunter. Leise fing von der See her der Wind zu summen an, die Drei hatten viel geredet und gerufen, gönnten ihren Zungen eine Weile Ruhe, wie ihren Füßen und saßen schweigend. Dann fragte Uwe einmal: „Wonach siehst Du, Teda?“ Sie deutete auf die noch eben weiß am Horizont schimmernden Segel eines Schiffes und antwortete: „Das fährt in den Himmel hinein.“ Freda fiel von ihrem Sitz her ein: „Nein, es sieht nur so aus, es bleibt auf der Erde.“ Das wußte Teda auch, aber sie stellte sich vor, das Schiff segle in den Himmel. „Möchtest Du dann mit drauf sein?“ frug der Knabe. — „Ja, denn es ginge mir gut im Himmel.“ — „Warum?“ — „Der Vater sagt's, weil ich gläubig bin.“ Freda rief dazwischen: „Ich will nicht mit fahren, hier ist's viel schöner in der Sonne und mit dem Wasser und Sand und den Vögeln. Was willst Du, Uwe?“ Der Befragte blickte unschlüssig drein, eh' er Antwort gab: „Ich möchte auch auf dem Schiff sein und mit ihm noch auf der Erde bleiben.“ Die Mädchen lachten von den Seiten her zugleich: „Du willst Beides haben!“

Es war Kindergerede im singenden Wind, sie schwatzten weiter, und ihre Phantasie zog sie umher, bis sie in's Paradies gekommen waren; hier sei es so, wie in ihm, hatte ein Mund gesagt. Doch Teda schüttelte den Kopf: „Nein, wir sind zu viele, im Paradies waren nur zwei.“ Freda meinte fröhlich: „Da muß einer von uns fort, wir wollen Halme

ziehn, wer." — „Ja, wir beiden, wer Eva ist," erwiderte Teda. — „Warum Uwe nicht auch?" — „Du bist einfältig, der ist ja natürlich Adam." Sie waren von ihren Steinen heruntergesprungen und an's Ufer gelaufen, um Helmtblätter abzupflücken; nun lachte der Knabe: „Und dann machen die Beiden, welche übrig bleiben, sich Kleider aus Federn, wie Adam und Eva, eh' sie aus dem Paradies vertrieben wurden." Er sah Teda dabei mit einem Blick an, der den Wunsch aussprach, sie möchte Eva werden; sie erwiederte jedoch nichts, das Blut war ihr vom Niederbücken, wie es schien, roth in's Gesicht geflossen und, sich plötzlich abdrehend, ging sie weiter an der Düne entlang. Als die beiden Andern um ein paar Augenblicke später nach ihr umschauten, war sie nirgends zu sehen; sie riefen, aber es kam keine Antwort, nur jenseits des Sandwalles stoben die Möven wieder zu wildkreischendem Schneegestöber tausendfältig in die Luft. Freda sagte verwundert: „Hat einer von uns Teda etwas gethan und will sie nicht mitspielen?" Doch eine Freudigkeit in ihren Augen kam ihr auch auf die Lippen und ließ sie hinterdrein fügen: „Dann sind wir Adam und Eva!" Uwe drehte unruhig den Kopf: „Nein, komm, wir müssen sie suchen!" Er lief voran und die Kleine folgte ihm, allein auch auf der Innenfläche des Eilandes ließ sich nichts von der Verschwundenen gewahren. Erst als sie die jenseitige Düne überstiegen, entdeckten sie Teda; sie hielt ihre Kleider hoch über sich in den Händen und durch-

watete wieder die Wasserrinne vor der Insel zum Einschlagen des Rückwegs. Die beiden Andern thaten jetzt das Nämliche; wie sie auf's Trockene hinüber gelangten, stand Teda schon bekleidet. Der Knabe fragte: „Warum bist Du weggelaufen? Haben wir Dir etwas gethan?“ Sie schüttelte den Kopf: „Zieht Euch schnell an, es muß Zeit sein, sonst kommt die Flut wieder.“ Ihr Gesicht gab kund, daß sie über nichts erzürnt sei, doch zugleich auch, daß sie mit der Befürchtung vor der Flut nicht den wahren Grund ihres sonderbaren Verschwindens angegeben habe. Langsam ging sie vorauf, während die Andern ebenfalls ihre Kleider anlegten.

Die von ihr sichtlich nur vorgeschützte Gefahr war aber in Wirklichkeit vorhanden. Sie glaubten sich nur kurz auf dem kleinen Möveneiland aufgehalten zu haben, und hatten Stunden dort zugebracht; die Sonne stand schräg im Westen, ihre Heimathinsel lag als ein dünner grauer Strich vor ihnen. Wenn die Entfernung auch täuschte, geringer sein mochte, als sie erschien, so war sie doch beträchtlich, und der Wind, der Kündiger der Flutrückkehr, begann stärker zu blasen. Uwe drehte einmal den Kopf, da kam es weit hinten leicht aufgerippt über die Wattenfläche heran, und er rief: „Wir müssen laufen!“ Die Mädchen folgten seinem Geheiß, es ging hurtig vorwärts, und das vertraute Dünenufer rückte tröstlich näher. Aber auch andere bekannte Vorboten der schwellenden See rückten ihnen noch eiliger nach und

überholten sie, Silber-, Herings- und Mantelmöven, die rothfüßige und die weißbärtige Seeschwalbe, die seltene Raubseeschwalbe mit korallenfarbigem Schnabel, Stoßtaucher und Sturmvögel. Sie jagten wild-kreischend landzu, Lachmöven blieben äugend und flügelschlagend mit ihrem schrill-mißtönigen: „Kerreckeck-Kriäh!" über den Köpfen der Kinder stehen, vor ihnen rannten und trippelten, pfiffen, piepten und schrieen Regenpfeifer, Kiebitz, Steinwälzer und Austern-fischer. Kleine und ungefährliche Geschöpfe waren's, doch alle in einer begehrlich wimmelnden Erregung, wie die wildbrüllenden Raubthiere einer Menagerie, wenn die Fütterung herannaht. Der Naturtrieb schwellte das Blut in ihnen, ihre große Fürsorgerin kam, den heiß verlangten Abendimbiß für sie zu bringen.

Immer athemloser liefen die Kinder, das sichere Ufer lag höchstens noch tausend Schritt von ihnen entfernt. Doch ein erstes leises Wellchen glitt ihnen spielend unter den Füßen durch, die Stelzvögel hoben sich auf, flogen ein Stück vorwärts und ließen sich wieder nieder. Die kleinen Menschengeschöpfe indeß hatten keine Flügel und mußten langsamer trotz ihrer Hast folgen; wie ein lustiges Spiel mit den hurtig sich heranschwingenden Wellen sah es aus, aber diese waren Junge eines großen, lechzenden Raubthiers. Sie haschten mit ihren weichen Fangtatzen nach den Knien, den Hüften ihrer Beute und jede reckte sich um etwas höher als die vorhergehende auf. Uwe hatte

die Hände der beiden Mädchen gefaßt und riß sie mit sich; ihre Kleider sogen sich schwer voll Wasser und hielten sie zurück, er rief Teda zu: „Wirf Dein Zeug weg, daß Du besser laufen kannst!“ Aber sie hörte nicht drauf, sondern kämpfte sich vorwärts, während Freda den Rath befolgte. Eine Minute lang hielt sie ihre abgerissenen Kleider vor sich in den Armen, dann indeß wurden sie ihr auch so zu schwer, und sie ließ das Zeug fahren. Ohne sich um sie zu bekümmern, schleppte der Knabe mit aller Kraft Teda mit sich, sie war die schwächere und behindertere. Dann flog sein Kopf einmal herum und suchte mechanisch nach Freda, doch er sah nichts von ihr. Ein Wellenstoß hatte sie im Rücken getroffen und vornüber zu Boden geworfen, so daß sie im Wasser verschwunden lag. Und plötzlich ließ Uwe Folmars Teda los und schrie angstvoll: „Dattje, Dattje, wo bist Du!“ Ein Schimmer ihres blonden Haares kam ihm entgegen, seine Hände tauchten danach, er hob die Kleine, die sich vergeblich emporzurichten suchte, auf und in seinen Armen über das Wasser. Nun drehte er die Augen eilig wieder nach Teda. Da war Hülfe in der Noth gekommen, sie ragte noch höher mit dem Kopf über den Wellen als Freda. Roeluf Hemmen trug sie auf seinen Armen, er hatte am Strande nach eßbaren Muscheln gesucht, von Weitem die drohende Gefahr, in der die Kinder sich befanden, wahrgenommen und war ihnen gegen die Flut auf zur Hülfe gelaufen. Grad' recht-zeitig kam er noch; obgleich das Ufer kaum steinwurf-

fern mehr lag, wären jene ohne seinen Beistand schwerlich in der Dreizahl bis hinüber gelangt. Nun erhöhte die sichere Geborgenheit Tedas Uwes Kraft und Muth, die tödtliche Angst, von der er ein paar Herzschläge lang angepackt gewesen, verwandelte sich ihm in ausgelassene Lustigkeit. Freda, die ihre Arme um seinen Hals geklammert hielt, weitertragend, ließ er sich unbekümmert von den Wellen vorwärts treiben, lachte laut, wenn eine ihm halb über den Kopf wegschlug. Auch das Mädchen hatte alle Furcht verloren und lachte ebenfalls; glücklich kamen sie an den heimatlichen, noch von der letzten Abendsonne beglänzten Uferrand, wo Roeluf Hemmen seine Last bereits abgesetzt hatte und, nachdem er auch die beiden Andern in Sicherheit nachfolgend gesehn, gleichmüthig weiter am Strand entlang geschritten war. Die letzteren sprangen auf Teda zu, und Uwe rief: „Das war ein Spaß, aber beinah' hätt's schlimm gehen können!" — „Ja, ich wär' ertrunken, wenn Roeluf nicht gekommen wäre." Teda antwortete es mit einem Ton, aus dem Mißmuth und ein Vorwurf deutlich aufklangen; der Knabe stotterte betroffen: „Ich konnt' Euch nicht beide — und Dattje — Freda ging unter —." Teda fiel gereizt ein: „Warum nennst Du sie denn Dattje?" und sich gegen die letztere drehend, fügte sie nach: „Schämst Du Dich nicht, so dazustehn? Mach' doch, daß Du nach Haus läufst und Kleider bekommst!" Die Angeredete sah sie verwundert an und sagte: „Mit dem Zeug wär' ich garnicht an's Land ge-

kommen, wir sind ja auch vorher so herumgelaufen.“ — „Nein, ich nicht,“ verneinte Teda heftig gegen die Thatsächlichkeit, sie schien selbst daran zu glauben. Freda begriff die wunderliche Ableugnung nicht und fragte: „Hast Du's vergessen, wie wir im Paradies waren?“ Doch Teda stritt nochmals fast zornig dagegen, so daß es der ersteren unwillkürlich auf die Lippen kam: „Meine Mutter sagt, daß man nicht die Unwahrheit sprechen darf, warum thust Du's?“ Zitternd vor Aufregung aber stieß Teda aus: „Du thust es, Du hast ja gar keine Mutter!“ Das begriff Freda wiederum nicht und antwortete: „Warum soll ich sie nicht haben, sie ist ja zu Haus.“ Allein Teda erwiederte jetzt hastig: „Weil Walmot garnicht Deine Mutter ist und Roeluf nicht Dein Vater und Du von der See bei uns angespült bist und keine Eltern gehabt hast. Wenn Du's wissen willst, ob ich die Unwahrheit sage, frag' nur meinen Vater!“

Sie hatte es vor Kurzem durch eine zufällige Aeußerung des letzteren erfahren und in ihrem Kopf die Muthmaßung dran geknüpft, daß Freda selbst nichts davon wisse und es auch nicht wissen solle, da weder sie, noch Walmot jemals drüber gesprochen. Ungläubig, nur verdutzt sah die Kleine der Sprecherin in's Gesicht, doch aus den Augensternen derselben funkelte ihr etwas triumphirend Siegreiches entgegen, daß Fredas Wimpern sich plötzlich mit quellenden Thränen anfüllten. Sie konnte kein Wort hervorbringen, sondern lief, bitterlich aufschluchzend, die Düne

hinan, zum Haus entlang und in die Stube hinein mit dem Ruf: „Mutter, ist es wahr, Mutter?“ Walmot Tjemen fragte, halb lachend, verwundert: „Was treibt Dattje denn, wo hast Du Deine Kleider?“ aber das Kind klammerte sich ihr fest um den Hals und erzählte unter Weinen, was Teda gesagt. Ueber die Züge Walmots ging ein Kummer, sie schwieg kurz, dann antwortete sie: „Ich hab's Dattje nie gesagt, weil's ja ganz gleichgültig ist; denn sie ist drum ja doch mein Kind und ich bin ihre Mutter, weil wir uns lieb haben. Ist's nicht so? Und wollt' Dattje, ich hätt' sie weniger lieb und wär' wirklich ihre Mutter? Mir ist's um nichts weiter in der Welt, als daß sie mich lieb hat, dann bin ich glücklich.“ Es war unmöglich, mit tröstlicheren Worten und liebreicherem Ton ein Leidwesen zu beschwichtigen, als Walmot es that. Und ein unbegriffenes Wort war's doch auch nur für die Kleine, der Schreck nur hatte sie überwältigt, daß sie keine Mutter habe, wie Uwe Folmars. Aber die Mutter hielt sie ja auf dem Schooß und küßte ihr die Thränen von den Augen; wenn Teda denn auch die Wahrheit gesprochen, so konnte doch kein Unglück darin liegen. Das Schluchzen Fredas hörte auf, sie ward wieder fröhlich und erzählte, was Walmot über dem Herzleid ihres Kindes ganz vergessen, weshalb sie so nackt und bloß nach Haus gekommen. Nun hatte sie nur noch Unruhe um ihre Kleider, ob das Wasser sie auch wohl an's Land bringen werde; Walmot erschrack heftig über die Gefahr, in der Freda

geschwebt, Worte des Tadels, des Vorwurfs über die Unvorsichtigkeit derselben drängten sich ihr zu den Lippen herauf, doch sie schloß mit gewaltsamer Beherrschung den Mund und drückte ihr Kind stumm an die Brust. Ohne ihr Wissen hatte sie es verloren gehabt und wiedergewonnen; so erfüllte ein Gefühl sie ganz mit seliger Dankbarkeit, und es war nicht der Augenblick, ihr selbst und Freda dies köstliche Glück durch einen fremden Ton zu trüben. Sie lachte und beruhigte die Kleine über das Verbleiben der Kleider, holte ihr andre aus dem Wandschrank und half ihr beim Anziehn, die Ermahnungen und Vorstellungen des Schrecklichen, was zu geschehen vermocht, späterer Stunde überlassend.

Dann trat Walmot vor die Thür hinaus, draußen nahm ihre Miene einen ernsten Ausdruck an. Sie sah umher; im leis beginnenden Dämmerlicht standen etwa hundert Schritt vom Hause die beiden andern Kinder noch in ihren nassen Kleidern und hielten die Gesichter herübergerichtet, Teda mit einem unverkennbar scheuen Blick. Walmot ging auf sie zu und fragte: „Warum hast Du Dattje gesagt, ich sei nicht ihre Mutter?“

Das Mädchen stotterte, den Augen der Fragenden ausweichend: „Ich weiß nicht — es kam so.“ Doch der Ernst in den Zügen Walmots Tjemen verstärkte sich noch mehr, hier wollte sie strafen, und Teda am Arm fassend, fuhr sie fort: „Wußtest Du nicht, daß Du Dattje damit traurig machen würdest?“

Die Miene der Gescholtenen verrieth deutlich, daß

sie es gewußt hatte, und ihre Lippen wagten nicht, es abzuläugnen. Sie stand einen Augenblick stumm und todtenblaß; Walmot wiederholte, Antwort fordernd: „Warum that'st Du's?“ Da flog es dem Kinde wie mit einem Angstschrei vom Mund: „Ich konnt's nicht anders!“ und sie warf sich plötzlich auf den Boden nieder und grub mit krampfhaften Zuckungen ihr Gesicht in den Sand.

Mehr als Ueberraschendes, etwas Erschreckendes lag darin. Es war ein leidenschaftlicher Ausbruch des noch nicht achtjährigen Mädchens, der wie ein Hülferuf klang und wie ein Ringen gegen Etwas in ihrem eigenen Innern erschien. Uwe hatte Teda noch nie so gesehn, er bückte sich ängstlich rasch nieder, um sie aufzurichten, doch auch Walmot half ihm, von dem jähen Hinsturz derselben erschreckt, und fragte besorgt: „Was hast Du, Kind? Sei ruhig! Ich wollte Dich nicht schelten. Komm mit mir, Dattje ist schon wieder fröhlich.“

Sie nahm die Hand Tedas, die jetzt willenlos mit ihr ging, brachte sie in die Stube und sagte freundlich: „Da ist sie, Dattje, sie hat's nicht bös gemeint, es kam ihr nur so heraus. Ich hätt's Dir auch selbst heut' erzählt, wie Du zu mir gekommen bist; nun habt Euch wieder lieb, und wir wollen Uwes und Tedas Kleider am Herd trocknen, damit sie sich nicht erkälten und es keinen Schreck bei ihnen zu Haus giebt.“

Sie zog die Kinder aus, wickelte sie in Decken

ein und setzte sich mit ihnen um das flackernde Feuer. Jedes Wort von ihr ging darauf hinaus, den Mißton, der zwischen jene gerathen, vergessen zu machen; Uwe mußte auf ihre Fragen ausführlich von der Nachmittagswanderung nach der Möveninsel berichten. Teda saß und schauerte anfänglich manchmal trotz der heißen Luft des Raums leicht zusammen, dann sagte Freda sorglich: „Friert's Dich?" und zog ihr die Decke wärmend am Hals in die Höh'. Es war ein kleines zartes Kinderhändchen, mit dem sie dies that, aber dennoch glich es genau der grobverwetterten Hand Walmots Tjemen.

Unsagbar still und von Jahr zu Jahr vergessener lag die kleine Insel fernab von der Welt. Sommer und Winter wechselten in immer gleicher Wiederkehr über ihr, und das wild bewegte Meer kündigte ihr getreulich den Beginn des letzteren an. Doch von der wilder bewegten Zeit drang kaum ein verhallender Ton zu ihr hinüber. Das Directorium in Frankreich trat vom Schauplatz seiner blutigen Geschichte ab, um nur noch unermeßlichere Fluten von Blut über ganz Europa verströmen zu lassen. Die Schlachten von Marengo und Hohenlinden wurden geschlagen, kurzer Friede folgte dem Krieg, langer Krieg dem Frieden. Der General Buonaparte setzte sich eine neue französische Kaiserkrone auf's Haupt, und Franz der Zweite

legte die tausendjährige Kaiserkrone des deutschen Reiches von seiner Stirn. Auf Austerlitz folgten Auerstädt und Jena; das deutsche Reich selbst lag zerbrochen, Paris war die einzige Hauptstadt des Welttheils. Wie Pilze ließ die Erde neue Königreiche heraufwuchern aus der Hand des alleinigen Herrn, Napoleons, Kaisers der Franzosen „von Gottes Gnaden". Er nannte sich so und mußte dies mit Recht thun für jeden, der von dem Vorhandensein Gottes überzeugt war. Ohne die Zulassung, ohne den Willen desselben hätte der corsische Emporkömmling nicht die Herrschaft über halb Europa erlangt; es konnte in der Weltenlenkung Gottes nach seinem Rath nicht anders beschlossen gestanden haben.

Siegesgeschrei und Kanonendonner, Todesröcheln und Blutströme überschütteten die Welt, doch die Insel sah und hörte nichts, als das immer Gleiche seit ihrem Beginn, See und Sand, Wind und Sonne. Drüben auf dem ostfriesischen Festland mochten die preußischen Behörden mit banger Vorahnung einem immer drohender auch auf sie heranrückenden Verhängniß entgegenblicken und darüber völliger denn je die winzigen Sandschollen draußen im Meer aus dem Gedächtniß verlieren. Die Vergessenen selbst spürten auch davon nichts, und der Weltuntergang ging sie nicht mit an. Sie besaßen keine Macht und Größe, keine Schätze an fruchtbarem Boden oder Reichthümern, um einen Eroberer zu ihrem Besitz anzureizen, und kein Buch, kein Zeitungsblatt meldete ihnen, was

irgendwo jenseits der Umwölbung ihres Horizontes geschah. Wie eine Krähe über abendliche Landschaft fortwandert, langhin, bis sie an ihren heimatlichen Wald gekommen, sich am Eingang desselben auf einen Ast niederläßt und ein paar kurze Rufe schnarrt, eh' sie durch's Laub weiterflatternd, in ihr Nest hineintaucht, so zog dann und wann einmal das kreuzende Segel oder der langsame Ruderschlag eines Bootes viele Stunden lang vom Dollart her der Insel zu, und der heimkehrende Fischer brachte seinen Dorfgenossen wortkarge Kunde von dem in Emden, Leer oder Norden ihm am Ohr Vorübergegangenen mit, was sich draußen in der unbekannten deutschen Südwelt zugetragen habe. Gleich einigen dürren Brocken fielen die Nachrichten ihm gleichgültig vom Mund, gleichgültig nahmen die Hörer sie auf, und er schlingerte in seine Hütte hinein, um nach der Anstrengung des Tags behaglich die Glieder zu strecken. Welchen Zusammenhang hatten sie mit den Vorgängen da drüben? Als Ton und Schall, wie vom Mond her, kam es zu ihnen; wie morgen der Wind wehen werde, war wichtiger. Ihr Pastor ging ihnen mit seinem Beispiel voran, aus seinen Predigten ließ sich nichts entnehmen, daß alle deutsche Erde mit den Ländern um sie her in einem ungeheuren Brande zum Himmel lodere, wie die Welt ihn noch nicht gesehn. Wenn einmal ein Wort Remmerts Meynolts darauf hinwies, so geschah es höchstens dadurch, daß er es den apokalyptischen Reitern verglich, die über die Seele der Glaubenssicheren nicht Macht

besäßen. Obrigkeitliche Aufträge zur Anordnung in weltlichen Dingen ergingen nicht mehr an ihn, keine Behörde kümmerte sich noch um die Insel. Er begrub die wenigen Todten derselben auf dem kleinen, unfriedigten Platz um die Kirche, segnete die wenigen Ehebündnisse ein und taufte die wenigen, neu zur Welt kommenden Kinder, ertheilte den täglichen Dorfschulunterricht und den höheren, zur Universität vorbereitenden für Uwe Folmars, erfüllte mit stäter Unermüdlichkeit sein seelsorgerisches Amt und arbeitete an seinen geistlichen Schriftwerken. Kein menschlicher Tageslauf konnte mühvoller, pflichtgetreuer und selbstsuchtsloser vergehen, und jeder blieb dem andern gleich. In jedem Hause, in jeder Lebensführung der Dorfgemeinde war es so; wie immer gleichmäßig fallende Tropfen gingen die Stunden, die Tage, die Monde, die Jahre.

Unter diesem Tropfenfall wuchsen Freda Roelufs, Teda Remmerts und Uwe Folmars in die Höh'. Wechsellose Einförmigkeit umgab auch sie, doch sie empfanden es nicht, verlangten nichts Anderes, denn ihnen brachte dennoch jeder Tag Neues, das sie in sich selbst fanden und gemeinsam zum Beflügeln seiner Stunden verwertheten. Sie waren und blieben auf ihren Verkehr angewiesen, da sie nach Anderem suchten als die Fischerkinder, und lange Gewohnheit hatte ein unzertrennbares Band um sie geschlungen. So nahmen sie es im täglichen Beisammensein selbst kaum gewahr, daß sie größer wurden; von diesem Maß der Augen

abgesehn, konnten sie unverändert stehn zu bleiben glauben, da sie gleichmäßig nur die in ihnen liegenden körperlichen und geistigen Keime weiter entwickelten. Auch Freda durfte auf ihre vor Jahren ausgesprochene Bitte an dem höheren Unterricht der beiden Pfarrhauskinder theilnehmen, stand indeß an Begabung für denselben Teda unfraglich nach und beschränkte ihr Lernen auch nur auf die Gegenstände, für die sie ein ausreichendes Verständniß in sich trug. Sie wohnte den Geschichts- und Geographiestunden mit bei, dann verließ sie die Stube, während Teda auch blieb, wenn die Belehrung Uwes im Lateinischen und Griechischen anhub. Ihre Anwesenheit dabei war nicht die einer Mitschülerin, aber sie hörte zu, und es zeigte sich nachher nicht selten, daß sie etwas aufgefaßt und behalten hatte, was dem Knaben entgangen war, so daß sie, ihrer Neigung von früher gemäß, ihm gegenüber als Lehrmeisterin auftreten konnte. Ueberhaupt brachten die Jahre ihn stets mehr unter ihre Botmäßigkeit; wo es sich um Aufwand leiblicher Kraft und Gewandtheit für sie handelte, erschien er als ihr sorglicher älterer, in Fragen geistiger Unterordnung und Nachgiebigkeit als ihr jüngerer Bruder. Sie war in das Alter gelangt, um die Glaubenslehren ihres Vaters, seine nur auf die Ewigkeit verwendete Geistesrichtung begreifen zu können, und sie bewies sich im vollsten Maße als sein Kind, erfüllte durch ihren Religionseifer alle von ihm auf sie gesetzten Hoffnungen. Doch in seltsamem Widerspruch war sie auch das

Kind Tinas Swidders. Wenn sie sich in den Vorstellungen des künftigen Lebens bewegte, betrachtete sie alles Irdische als bedeutungslos, aber erregte zu andrer Stunde etwas vom letzteren einen Besitztrieb oder Wunsch in ihr, so dachte sie allein an sich selbst und nahm ein Recht darauf in Anspruch. Sie verlangte Gefälligkeiten und Dienstleistungen, ohne eine Pflicht für sich daraus abzuleiten, solche Andern zu erzeigen; auch geringfügigen Schmerz oder Ungemach irgendwelcher Art geduldig zu ertragen, war sie unfähig und maß, wenn sie es selbst verschuldet, schnell verdrossen, nicht sich, sondern Unbetheiligten die Urheberschaft zu. Mit diesen beiden in ihr ausgebildeten Gemüthsrichtungen stand jedoch noch ein Drittes vielleicht im stärksten und unerklärtesten Gegensatz, eine nicht oft, indeß dann und wann zum jähen Ausbruch kommende, ihr fremd stehende Leidenschaftlichkeit ihres Wesens. Woher diese ihr als Lebensmitgift zugefallen, lag jedenfalls von einem Geheimnißschleier ihres Ursprungs überdeckt. Sie erschien mehr körperlicher als seelischer Natur, wie eine ungestüm-plötzliche Empörung, ein Gegendruck des physischen Blutes wider eine ihm aufgezwungene Unterjochung. Teda rang dagegen an, doch manchmal half ihr Wollen nicht; es kam als ein Naturwille und überwältigte sie. Vielleicht hing es mit dem bei ihr frühzeitig eintretenden Vorschritt der körperlichen Entwicklung zusammen, welche die gleichaltrige und nicht kleinere Freda im dreizehnten Jahr neben ihr als ein Kind erscheinen

ließ. Auch darin trat sich Widersprechendes an ihr hervor; die dunkelüberhaarten, immer gleich blaß verharrenden Züge mit den sternartigen Augen boten ganz den idealen Ausdruck einer alles Erdenhafte verleugnenden Gedankenrichtung, während die zugleich fein und kraftvoll entwickelte Gestalt des Mädchens auf die volle irdische Zugehörigkeit zu ihrem Geschlechte hinwies. Teda Remmerts war von fesselnder und eigenartiger Schönheit und verhieß, diese noch mehr zu erhöhen. Wenn man der Vorstellung ein treffendes Bild von ihr entwerfen wollte, so glich es dem Kopf eines jungen Erzengels, dem die Gestalt einer noch ebenso jugendlichen Venus angefügt worden. In der äußeren Erscheinung waren beide zu einem ungewöhnlich reizvollen Gemälde vereinigt, doch innerlich stritten sie widereinander.

Dagegen machte Freda Roelufs, wie gesagt, noch völlig den Eindruck eines großgewachsenen Kindes, der noch durch die Achtlosigkeit auf die Art ihrer Bekleidung vermehrt wurde. Sie trug wie früher und wie die Fischermädchen es thaten, allein ihr Mieder und ihren kurz über die Knie fallenden Rock, während Teda, die bei Walmot Tjemen nähen gelernt hatte, jetzt selbständig Sorgfalt auf ihren Anzug und besonders auf die Schicklichkeit desselben verwandte. Sie lag oftmals mit Freda in Streit darüber, daß diese in Sommertagen noch immer gern zur alten Kindergewöhnung zurückfiel, auf den Dünen ohne Strümpfe und Schuhe umherzuspringen; überhaupt fand Teda

an der Tracht und dem Behaben ihrer täglichen Genossin in Bezug auf Wohlgesittung Manches auszusetzen und verfolgte eine Aufgabe darin, jetzt diesem Mangel bei jener abzuhelfen, wie ehemals demjenigen der hochdeutschen Sprache. Freda nahm solche Zurechtweisungen nie als kränkende Anmaßung, sondern stets als dankenswerthe Bemühungen und Theilnahme für sie auf. So unbeirrbar sie in ihren innersten Empfindungen war und bei diesen verharrte, zeigte ihr Denken sich jeder Belehrung zugänglich, kannte sie weder Eitelkeit noch Selbstüberhebung. Wo ihr Verständniß sie in den Vorhaltungen Tedas etwas als berechtigt erkennen ließ, leistete sie willig Folge, doch bedurfte es derselben in Wirklichkeit kaum je, denn sie fand das in höherem Sinne Sittige, Einnehmende und Liebenswürdige mädchenhaften Betragens immer unfehlbar aus sich selbst. Was der einfachen Natur ihres Wesens zuwider lief, lehnte sie freundlich ab, ohne daß es Mißstimmung erregen konnte; ihre fröhliche Verträglichkeit erhielt hauptsächlich die alte Vereinigung der drei Kinder von Jahr zu Jahr in unverändertem Stande fort. Ihr Aeußeres dagegen hatte sich nicht eben vortheilhaft verändert. Aus den langaufgeschossenen mageren und eckigen Gliedmaßen war die frühere Anmuth des Ebenmaßes und der Bewegung verschwunden. Es nahm sich fast komisch aus, wenn sie lief, mehr an einen hochbeinigen Stelzvogel erinnernd, als an den goldenen Sonnenstrahl, der einstmals mit ihr über den braunen Inselboden

hingeflogen. Ihr Haar hatte wohl noch die nämliche schöne Farbe bewahrt, doch das zierliche, rundliche Gesicht drunter war in die Länge gezogen, nicht das alte geblieben und kein neues geworden, und nur ab und zu einmal konnten die tiefblauen Augen den verwandelten Rahmen um sie her einen Moment gleichsam mit einem Licht überhellen, daß man in dem eigentlich unschönen Antlitz doch noch die alten Kinderzüge gewahrte.

Auch den sonntäglichen Gottesdienst besuchte Freda regelmäßig, sie sollte zur Osterzeit zugleich mit Teda und Uwe confirmirt werden. Der zu diesem Behuf vorangehende, besondere Unterricht offenbarte ab und zu durch eine Antwort von ihr das Verhältniß, in welchem sie innerlich zu den von Remmert Meynolts vorgetragenen Religionslehren stand. Wie die beiden Andern wußte sie gleichfalls die dogmatischen Glaubenssätze auswendig und sprach dieselben auf Befragen fehlerlos her, aber als etwas Erlerntes, mit ihr selbst in keinem wirklichen Zusammenhalt Befindliches. Dagegen bei den Geboten des Christenthums, welche sich auf das irdische Leben erstreckten, Rechtschaffenheit, Nächstenliebe, die Pflichten des Menschen gegen den Menschen forderten, kam nicht nur der Mund Fredas, sondern ihr ganzes Gemüth freudig den Aufgaben der Lehrstunde nach. Es war öfter, als ob sie des Katechismus dazu garnicht bedürfe, die Erwiederungen ungelernt allein in ihrem eigenen Gefühl zu suchen brauche, um jedesmal das

Richtige und das Rechte zu finden. Darin übertraf sie Teda nicht nur weit, bildete vielmehr völligsten Gegensatz zu der letzteren, die ihren Eifer ausschließlich auf genaue Einprägung und Erfassung der Glaubensvorschriften verwandte und allem Sonstigen keinerlei Gewicht beimaß.

Uwe Folmars glich ihr in diesem dogmatischen Eifer, wurde hauptsächlich und mehr durch ihr Vorbild, als durch den Vortrag des Pastors mit seiner Geistesanschauung der nämlichen Richtung zugewendet, doch bekundete er zuweilen halb unerwartet, daß seine Gedanken sich zugleich dabei in einem logisch unvereinbaren Widerspruch auf der Erde befanden und sich von dieser gewissermaßen nicht ablösen konnten. Nur dem Aeußern nach war er kein Knabe mehr, sondern trat in den Beginn des Jünglingsalters; innerlich besaß er etwas unselbständig und ungewiß haltlos Schwankes, glich einem kiellosen Nachen, der bei jedem Wellengeschaukel bald auf die eine, bald auf die andere Seite überneigt. Sein theologischer Beruf erschien ihm als der höchste menschliche Lebenszweck und er war dafür begeistert, aber nicht minder wurde er durch ein unlösliches Band an Walmot Tjemen festgeknüpft gehalten, und es verging nie ein Tag, an dem er nicht Zeit fand, wenigstens zu einem Gruß in ihrem Hause vorzukehren. Er nannte sie seit langem nach dem ostfriesischen Kinderbrauch älteren Frauen gegenüber „Mutter Walmot“, allein der Ton, in welchem er das erste der beiden Anredungsworte

sprach, drückte mehr als das allgemein übliche dieser Benennung aus. Und hierin allein zeigte er sich nicht, wie sonst in Allem, fügsam oder willenlos gegen Teda. Diese erkannte den oftmaligen Nutzen, welchen ihnen die Anwesenheit bei Walmot Tjemen einbrachte, durchaus an, doch die Erzählungen derselben interessirten sie nicht mehr, und was Walmot sonst spreche, habe keine Bedeutung, sei nur das Gerede einer Fischersfrau ohne wirkliche Kenntnisse und Bildung. Das unnöthige tägliche Hinübergehen Uwes zu ihr fand Teda deshalb für ihn zeitvergeudend und seinem höheren geistigen Bestreben nicht angemessen. Mit Worten äußerte er nichts dagegen, sein Thun indeß leistete ihr hierin schweigenden Widerstand, ließ ihn seine Anhänglichkeit an „Mutter Walmot“ trotz ihrem Mangel an gelehrter Bildung getreulich fortbewahren. Mit Freda stand Uwe Folmars in gleichmäßigem, von der langen Gewohnheit überliefertem, freundschaftlichem Verhältniß. Nicht ganz im alten, in der ersten Zeit gewesenen, sie empfand es, er hatte sie früher lieber gehabt und war nicht unfreundlich oder theilnahmlos, doch gleichgültiger gegen sie geworden. Er trug von seinen Wissenschaften und klassischen Sprachen her Dinge im Kopf, die sie nicht kannte, über die sie nicht, wie Teda, mit ihm reden konnte. Es that ihr manchmal weh, aber es fiel wohl nicht anders möglich; die Zeit des Kinderspiels im Sand und Wasser war vorüber, und bei den Unterhaltungen, welche an die Stelle getreten, führte naturgemäß Teda

als die kenntnißreichere zumeist das Gespräch mit Uwe.

Die gemeinsame Confirmation der Drei fand im Jahre 1806 statt, Ostern fiel spät in den April und ein ungewöhnlich vorzeitiger linder Frühlingstag überbreitete die Insel. Alle Dorfbewohner waren bei der Einsegnung in der Kirche anwesend, auch Walmot Tjemen begleitete ihre Dattje und brachte zugleich zum erstenmal Roeluf Hemmen mit sich zum Gottesdienst. Sie stellte ihn gewissermaßen der Gemeinde als neues Mitglied vor und konnte dies, denn außer einer ihm verbliebenen Schweigsamkeit, die indeß zwischen der Wortkargheit der übrigen Fischer kaum auffiel, erinnerte nichts mehr an den blödsinnigen, geistig und leiblich gleich verlotterten Zustand seiner Ankunft auf der Insel. Gesund-kräftig, mit freiem Blick und sauber gekleidet erschien er bei der Feier, man sah, er hatte gelernt, wieder selbst auf sich zu halten und ein fröhliches Menschenbewußtsein in sich zurückgewonnen. Freda schaute mit freudigem Blick in den Tag hinein, sie stand mit einem neuen, einfachen, doch netten Kleide von Walmot für die Confirmation ausgerüstet, der die letztere allerdings eine andere Bedeutung, als die Uebrigen beimaß. Es war ihr nicht in den Sinn gekommen, ihr Kind von dem herkömmlichen Brauch abzuhalten und zum Gegenstand des Geredes im Dorf werden zu lassen; ebensowenig hatte sie Freda durch eigenes Reden über das Glaubensbekenntniß, das diese ablegen sollte, irre gemacht. Beide verstanden sich ohne

Worte, und Walmot sagte nur: „Es kommt bei Deinem Gelöbniß drauf an, daß Dattje etwas heilig in sich hält nicht ob's dasselbe sei, was die Andern sich bei den Worten denken. Gelobe Dir selbst, daß Du immer Dem getreu bleiben und nach Dem im Leben handeln willst, was Du heut' in Dir als gut, recht und menschlich fühlst. Dann sprichst Du keine Lüge, wenn Du auf die Frage des Pastors mit Ja antwortest, denn Du gelobst, an Deinem Heiligen zu halten, und alles Andre ist nur Menschenwort dafür, das dieser so und jener so redet. Wer seinem Herzen und seinem Gewissen die Treue verspricht, der steht vor Gott mit seinem Munde, wie verschieden immer die Menschen sich ihn denken mögen. Gehört und gesehen hat ihn noch keiner und wird's keiner auf der Erde. Vielleicht weiß Deine verstorbene Schwester Dattje von ihm; darauf müssen wir warten. Aber was wir sollen und nicht sollen, so lang wir lebendig sind, das ist uns deutlich gesagt."

In der Kleidung ebenso verschieden von Freda wie in der äußeren Erscheinung, stand Teda vor dem Altar der kleinen Kirche. Ihr Vater hatte ihrem eigenen Wunsche, die feierliche Bedeutung des Tages auch durch eine angemessene festliche Tracht zum Ausdruck zu bringen, beigepflichtet und in der Stadt Norden eine solche für sie anfertigen lassen. Es war ihr allein auf die Farbe angekommen und sie trug ein in Stoff und Zuschnitt nur höchst einfaches weißes Kleid, aber die Insel hatte muthmaßlich noch niemals Aehn-

liches gesehn, und Teda Remmert nahm sich darin nach dem Getuschel der Frauen und Mädchen völlig wie eine „Braut des Himmels“ aus. Die Bezeichnung besaß in Wirklichkeit Zutreffendes für die religiös-poetische Vorstellung von einer solchen. Das farblos strahlende Kleid benahm ihrer Gestalt in einer gewissen Weise das Körperhafte, erhöhte dieselbe nur und warf ein verklärendes Licht über die feingeschnittenen Züge des Kopfes herauf. Mehr denn je glich Teda einer engelhaft-überirdischen Erscheinung, um so wirkungsvoller, als sie selbst unverkennbar von jeder eitlen Regung frei, so wenig Werth auf ihre leibliche Schönheit legte, wie ihr Vater. Doch Uwe Folmars hatte bei ihrem ersten Erblicken in der Festtracht staunend mit den Wimpern gezuckt und wortlos kundgethan, daß seine Phantasie sich Teda in dem weißen Kleide so nicht vorzustellen vermocht habe.

Remmert Meynolts war an den Schläfen leicht ergraut, sonst hatten die anderthalb Jahrzehnte seines Lebens auf der Insel ihn unverändert belassen. Während der Ansprache, die er an die Confirmanden richtete, leuchteten seine Augen von einem übersinnlichen Glanz; da er zu geistig weiter vorgeschrittenen Hörern als sonst redete, konnte er seinen Worten einen höheren Aufflug verleihen und legte auf der schmucklos ärmlichen Dorfkanzel geistvolle und unübertreffliche rednerische Begabung an den Tag. Doch bildete diese mit ihrem Wirkungsbestreben nur die äußere Form für den Zweck ihres Inhalts, die Sorge und Liebe,

mit der er für die ewige Zukunft der von ihm in den Bund Gottes aufgenommenen drei jungen Seelen bedacht war. Das gestaltete auch ihm die Stunde zu einer hohen Feier, und mit dem zuversichtlich begeisterten Emporschwung der Gedanken kam zugleich eine tiefe Bewegung von seinen Lippen. Den Funfzigen nahe gerückt, sah er schön und noch jung aus; sein Körper, seine Gesichtszüge, vor Allem seine Augen erschienen von der seelischen Kraft seiner Glaubensüberzeugung wie von einem den Jahren trotzenden Lebenssafte durchströmt.

Dina Swidders befand sich selbstverständlich gleichfalls in der Kirche, doch nicht in festlichem Anzug, sondern so, wie sie allmorgenlich ihre Hauswirthschaft besorgte. Auch diese Kleider, verfleckt und zerlöchert, hingen ihr unordentlich um den Leib; sie war zu spät aufgestanden, hatte auch ihr Frühstück im Hause nicht mehr zu Ende verzehren können, sondern eine Brodschnitte in der Tasche mitgenommen uud saß, während der Predigt ihres Mannes daran kauend und dies hinter dem vorgehaltenen Gesangbuch verbergend, auf einer halbdunklen Hinterbank des Raumes. Sie ging stets den Tag über in diesem verwahrlosten Aufzug umher, allein Remmerts Augen sahen nichts von ihrer äußeren Erscheinung, und ebenso sah ihr Blick nichts mehr von der Jugenblichkeit und durchgeistigten Mannesschönheit, die ihm noch immer erhalten geblieben. Nichts als fühllose Gleichgültigkeit gegen Alles, was nicht ihr leibliches Wohlbefinden anging, sprach aus

ihren Augen, und in ihren welkenden Gesichtszügen lag kein Ausdruck als stumpfe Leere.

Es entsprach den beiden im Pfarrhaus nebeneinander herlaufenden Gemüthsrichtungen, daß sie darin zusammentrafen, nach der Confirmation Alles unverändert wie sonst seinen alltäglichen Verlauf nehmen zu lassen. Für Remmert war mit der kirchlichen Handlung die Feier und Weihe des Tages beendet, und Dina hatte keinen Augenblick daran gedacht, ihre Bequemlichkeit durch irgendwelche Veranstaltung zu einem festlicheren häuslichen Empfang der Rückkehrenden zu beeinträchtigen. Walmot erwartete, Freda würde eingeladen werden, sich mit ihren beiden Genossen an den Mittagstisch zu setzen, aber niemand bekümmerte sich weiter um das Verbleiben der Drei, und diese standen, von einem ähnlichen Gefühl angefaßt — denn sie wußten aus früherer Erfahrung, daß auch in den dürftigsten Familien der Confirmationstag durch etwas Außergewöhnliches begangen wurde — ziemlich wortlos und über ihr Thun unschlüssig umher. Doch hielt es nur kurz an, Walmot Tjemen befreite sie aus dem peinlichen Zustande rasch durch die fröhlich-unbefangene Frage, ob Uwe und Teda heut' ausnahmsweise einmal mit Dattje bei ihr zu Mittag essen wollten, und begab sich, als die Eingeladenen erfreut bejahten, hurtig nach ihrer Wohnung voraus, um den Tisch so gut als möglich ein wenig über das Alltägliche hinaus zu rüsten. Für sie selbst enthielt der Tag nichts Besonderes, aber sie fühlte mit den Kindern, deren er-

höhte Stimmung sich durch die Theilnahmlosigkeit an ihnen in Niedergeschlagenheit umzuwandeln drohte. Ein instinctiver Zug Tedas, ihr Haus wenigstens in etwas zu vertreten, ließ sie Freda auffordern, mit ihr und Uwe in die Wohnstube zu kommen. Alles drin sah vernachlässigt aus und lag wüst umher, wie Tina Swidders es verlassen, die sich bei der Heimkunft aus der Kirche auf ihr Bett gelegt, den Schlaf, um den sie zu kurz gekommen zu sein glaubte, nachzuholen; der Gegensatz des sonnenfreudigen Tages draußen zu dem dumpfen, ungelüfteten Raum verstärkte den tristen Eindruck beim Hereintritt, legte sich Freda wie eine körperliche Athmungsbeschwerniß auf die Brust. Sie wußten eigentlich alle nicht, was sie hier drinnen wollten und sollten, und standen wortlos wie zuvor herum, bis Teda das kleine Madonnenbild von der Wand nahm und es zeigte. Freda hatte davon gehört, doch es noch nie gesehn und schüttelte den Kopf, sie habe es sich anders gedacht. Es ließ sie offenbar gleichgültig, die Pfarrerstochter fragte: „Siehst Du denn nicht, daß es so ist, wie wir eben in der Kirche gehört, daß alle Menschen sein sollen, und nicht an die Erde, sondern nur an den Himmel denkt?“ Freda antwortete: „Wenn es einen Menschen vorstellt, kann ich's nicht begreifen“. — „Nein, es ist die Mutter unsres Heilands und kein Mensch.“ — „Dein Vater sagt aber, nach unserm Glauben wäre sie nur eine Mutter wie andere.“ — „Das ist sie auch, weil sie beides ist; wir sollen nicht zu ihr beten, wie die

Katholiken es thun, aber die Demuth bewundern, mit der sie ihren Sohn anblickt, der ihr und unser Erlöser ist." Freda wußte nichts zu erwiedern, sie betrachtete verstummt das Bild, dann sagte sie: „Meine Mutter hat mich nie so angesehn, ihre Augen sind mir lieber und schöner". Um die Lippen Tedas ging ein leicht geringschätzender Zug: „Du hast eben nicht aus Büchern gelernt, was künstlerische Schönheit ist, daß sie so bei Menschen nicht vorkommt. Uwe versteht es auch. Thust Du's nicht?" Sie sah ihn fragend an und er antwortete, den Bick voll auf sie richtend: „Nach Dir könnte ein Künstler auch ein Madonnenbild malen; Mutter Walmot hat nur schöne Augen und von anderer Art. Du begreifst natürlich auch besser, was schön ist, als Freda". Die Augen Tedas leuchteten ihm mit einem Glanz der Befriedigung in's Gesicht, sie hängte den Stahlstich an die Wand zurück; Freda empfand, daß sie etwas sagen gewollt und kein richtiges Wort dafür gewußt. Sie fühlte sich an Bildung und Verständniß den beiden nachstehen und zugleich ihre Brust noch mehr von der Luft im Zimmer verengt, so daß sie leise sagte: „Wollen wir nicht hinausgehen, es ist draußen so schön." Ihr kam bei dem letzten Wort, das sei doch etwas Schönes, was sie begreifen könne, und eigentlich besser, wenigstens anders als Teda. Daraus floß ihr, wie sie vor's Haus gelangten, etwas heimlich Tröstliches, nahm die Bedrückung von ihr und gab ihr Frohsinn zurück. Uwe sagte draußen: „Ich bin hungrig", und Teda

fiel ein: „Ich auch“; Freda meinte, die Mutter werde wohl mit dem Mittagessen fertig sein und sie könnten hinüber gehn. So machten sie sich auf den Weg, unsichtbar sangen aus der blauen Luft herunter die Lerchen über ihnen. Es war lieblichster Frühling, der Freda mit köstlichem Gefühl erfüllte und ihr ein Schalkwort auf die Lippen drängte, daß sie ihre Begleiterin fragte: „Denkst Du auch nur an den Himmel, wenn Du Hunger hast und zum Essen gehst?“ Darüber mußte Teda lachen: „Wir sollen ja bitten: Unser täglich Brot gieb uns heute! und wenn Deine Mutter noch etwas dazu hat, was gut schmeckt, so habe ich gar nichts dagegen und am Confirmationstag gehört es sich doch eigentlich. Meine Mutter ist nur zu bequem, um sich Mühe darum zu machen.“

Viel Außergewöhnliches hatte auch die Vorrathskammer Walmots nicht aufzubieten vermocht, aber doch etwas bei den Mahlzeiten im Dorf und im Pfarrhaus Unbekanntes. Auf dem sauber gedeckten Tische stand eine Flasche dunklen Weins, die sie sich einmal mit noch zwei anderen für Krankheitsfälle aus Emden beschafft hatte. Er stammte von einem Strandgut her und war muthmaßlich spanischen Ursprungs, süß und feurig; das ungewohnte Getränk schmeckte Allen herrlich, warf einen verklärenden Schein über die einfache Zukost. Der Wein ward aus winzigen, grobgegossenen Gläsern getrunken, so daß er beim Einschenken immer wieder neu aufduftete; die beste Würze für Alles aber gab die Heiterkeit

Walmots Tjemen, ihre Freude, daß es den Kindern fröhlich zu Muthe war. Ihr galt gleich, ob der Tag eine wirkliche höhere Bedeutung habe, als andere, die Drei betrachteten ihn als einen Festtag ihres Lebens und deshalb besaß er auch für Walmot die Wichtigkeit eines solchen. Sie bot in ihrem Trachten eine ungemeine Aehnlichkeit mit demjenigen Remmerts, bei ihnen beiden entsprang es aus der gleichen Wurzel eines selbstsuchtlosen Gemüths. Nur galt dem Pastor die Seele seines eigenen Kindes nicht höher, als die der anderen, während Walmot ihre Dattje doch zuerst und weit vor Allen liebte. Aber so viel es in ihren Kräften stand, suchte sie auch Uwe und Teda einen Ersatz für das herzustellen, was sie im täglichen Leben zu Hause entbehren mußten, war immer für die Beiden mitbedacht, als ob eine Pflicht dieselben ihrer Sorge anvertraut habe. Freilich bestand in der Zielerstrebung und Bedeutung des uneigensüchtigen Trachtens ein gewaltiger Unterschied zwischen Remmert Meynolts und Walmot Tjemen. Der erstere sicherte den seiner Obhut Uebergebenen die unvergängliche Herrlichkeit jenseits der kurzen Erdenzeit; die letztere suchte nur, ihnen in dem Wechsel der irdischen Tagesläufe die kleinen Freuden und Leiden ihres Daseins zu mehren und zu mildern.

Roeluf Hemmen trank nicht von dem Weine mit, er hatte sich das Gelöbniß gethan, niemals in seinem Leben mehr ein berauschendes Getränk zu genießen. Aber er füllte Wasser in sein Gläschen und

stieß damit gleichfalls auf das Wohl der Confirmirten an; eine Erinnerung an seine einstmalige wüst-trunkene Lebensführung mochte ihm daraus kommen, denn es legte sich etwas sichtlich Bedrückendes über seine Züge und er vermied es scheu, das Glas Walmots mit dem seinigen zu berühren. Doch, wie sie es wahrnahm, lachte sie schnell: „Vergißt mich wohl, Roeluf, Mann und Frau müssen doch auch zusammen anstoßen, wenn sie auch alt geworden sind.“ Es war zum erstenmal seit ihrer Jugend, daß ihr das Wort, sie sei seine Frau, vom Munde kam und sie fügte hurtig drein: „Es paßt freilich nur auf mich, daß wir alt geworden sind, denn Du sahst heut' in der Kirche wie der Jüngste unter den Leuten aus, daß ich stolz auf Dich war; denk' aber, Du stößt darum doch mit Deiner Alten an.“ Sie nickte ihm mit den Augen fröhlich-herzlich in's Gesicht, und er that nun nach ihrem Geheiß. Das Glas zitterte ihm dabei zwischen den Fingern hin und her, daß die Tropfen draus dicht herunterfielen, doch mit der andern Hand griff er, auch zum erstenmal seit seiner Ankunft auf der Insel, nach der auf dem Tische liegenden hartverarbeiteten Hand seiner Frau und hielt sie ohne Wort in der seinigen umfaßt.

Dann war die vergnügliche Festtafel vorüber; Walmot litt nicht, daß Dattje ihr heut' bei der Säuberung des gebrauchten Eßgeräthes half, und die drei jungen Hauptpersonen des Tages standen draußen in der Mittagssonne auf der Düne. Die Gläser

waren winzig gewesen, aber dafür häufig von ihnen geleert worden; der ungewohnte kräftige Wein hatte ihre Gesichter, auch dasjenige Tedas gefärbt und ihre Geister lebendig in Erregung versetzt. Sie trugen für den Nachmittag Verlangen nach Anderem, als dem alltäglich Hergebrachten; Fluthöhe, doch beinahe so still wie die Fläche eines unbewegten Landsees, umgab die Insel, das Boot Walmots lag unweit von dem Standort der ihr Vorhaben Ueberlegenden am Ufer. Uwe kam in den Sinn: „Soll ich Euch etwas rudern?" und die Mädchen stimmten bereitwillig zu. Unter Lachen und Lustigkeit glitt das kleine Fahrzeug über das ruhige, sonnenspiegelnde Wasser westwärts dahin, selbst hier zwischen Himmel und See war es köstlicher Frühling. Das Lerchengetriller folgte ihnen noch ein Weilchen nach, dann klang nur ab und zu ein Mövenruf, kein Schatten lag in der Luft und kein Hauch einer Mißstimmung zwischen den Fahrenden. Die Jugend in ihnen glich heut' ganz dem Frühling um sie her, war freudig und auch den Andern mit sich zu erfreuen bemüht; auch Teda hätte nach ihrem Reden und Trachten als ein Kind Walmots Tjemen bedünken können.

Freda saß voraufblickend und fragte nach einiger Zeit einmal: „Was ist das?" Uwe drehte auf der Ruderbank den Kopf und sah, wohin ihre Hand wies, dann antwortete er lachend: „Kennst Du's nicht mehr? Es kann nichts Andres sein." — „Was?" — „Die Insel, drauf wir einmal nach Robinson gesucht, von

der wir nachher in die Flut kamen.“ Die plötzlich aufgeweckte Erinnerung steigerte die Unternehmungslust der beiden Mädchen; sie waren nie wieder zu dem kleinen Eiland hinübergekommen und riefen gleichzeitig: „Fahr' uns zu ihr hin!“ Der Aufgeforderte schlug kräftiger die Ruder ein und der weißflimmernde Strand kam rasch näher. Das Boot trug heut' über die tiefere Rinne vor ihm bis an den trockenen Dünensand.

Sonst aber war Alles unverändert. Die Lachmövenweibchen saßen brütend auf ihren Nestern und stoben plötzlich zu vielen Tausenden schreiend und kreischend wie ein Schneeflockentreiben in die Luft, weiße Federn flatterten unter ihnen wie kleinere Flöckchen zur Erde. In den Angelandeten wachte lebhaft das Gedächtniß auf und machte seine Rechte an die Phantasie und Empfindung geltend. Sie waren nicht mehr so thöricht, nach der Höhle Robinson Crusoes zu suchen, doch jeder Fleck der Insel besaß einen Reiz der schon fernen Erinnerung. Ueberall streiften sie umher; da lagen auf der Nordseite auch noch die drei alten, schwärzlichen Granitblöcke, sonderbar und einsam, nur etwas höher jetzt vom Flutwasser umgeben, als damals. Teda sagte: „Es ist schad', daß wir nicht wieder hinauf können,“ doch Freda antwortete: „Warum nicht? Wir wissen ja, es ist nicht tief und wir sind größer.“ Mit plötzlich dunkelüberflogenem Gesicht fiel die erstere ein: „Willst Du denn Dein Kleid verderben? Ich nehm' mein's in Acht.“

Halblachend versetzte Freda: „Ja, glaubst Du, ich wollte mit meinen —?“ Aber Uwe unterbrach sie: „Wir können's doch, ich hole das Boot herum,“ und er sprang eilfertig über die Düne davon. Die beiden Zurückbleibenden standen wartend nebeneinander, Freda richtete mehrmals eine Frage an ihre Gefährtin, allein ohne Erwiederung zu erhalten, so daß sie endlich sagte: „Warum bist Du denn so stumm geworden?“ Nun entgegnete Teda: „Du redest manchmal so Thörichtes, als ob —.“ Sie sprach nicht aus. „Als ob was?“ — „Als ob wir heut' nicht confirmirt, sondern noch Kinder wären.“ — „Haben wir denn damit auf einmal aufgehört, Kinder zu sein?“ versetzte Freda verwundert. „Aber was hab' ich denn Thörichtes gesagt?“ Da Teda keine Antwort gab, zerbrach sie sich einige Augenblicke vergeblich den Kopf drüber, doch ihre frohlaunige Stimmung ließ sie schnell vom Nachdenken abstehen, und kleine feine Rosenmuscheln aus dem Sand auflesend, bückte sie ihre lange magere Gestalt hierhin und dorthin am Dünenrand. Ueberraschend schnell kam Uwe Folmars mit dem Fahrzeug herumgerudert; wie er anlandete, rief er lachend: „Von Weitem glaubte ich, Freda wäre ein Reiher oder großer Strandvogel, der nach Muscheln in den Sand herunterpickte.“ Sie sagte vergnüglich: „Das that ich auch, willst Du sie?“ und hielt ihm ihre halb mit den rosigen Schalen gefüllte Hand hin. Er nahm sie und antwortete, den zierlichen Fund vorsichtig in die Tasche steckend: „Die mußt Du zu Haus

aneinander reihen und Teda in's Haar flechten, darin werden sie prächtig stehen. Nun steigt in's Boot, daß ich Euch zu Euren Thronsitzen bringe."

Der Kahn glitt leicht hin und her, dann saßen sie grad' wie vor sechs oder sieben Jahren auf den Steinen. Ebenso lagen See und Sand um sie her und die Sonnenstrahlen über ihnen, nur waren es keine kleine nacktrosige Gestalten, sondern groß heraufgewachsene, bekleidete junge Menschengeschöpfe im ersten Beginn des männlichen und des jungfräulichen Alters. So war der Anblick, den sie heut boten, weniger einem Märchenbilde gleich, doch — freilich nur was einen der Sitze betraf — nicht minder eigenartig fesselnd und ungewöhnlich. Das weiße Kleid Tedas hob sich mit einem Glanzlicht von dem schwarzen Untergrunde, die Phantasie konnte schneehelle Fittige draus bilden und über ihnen das von Künstlerschöpfung entworfene Antlitz eines Engels gewahren, der sich vom Flug durch die Lüfte zur Rast und zum Nachsinnen hier in der einsamen Stille niedergelassen habe. Stumm hafteten die Augen Uwes auf ihr, dann drehte er den Kopf einmal zu Freda hinüber. Doch kaum secundenlang, sein Blick wandte sich gleich in die vorherige Richtung zurück. Es war, als fühle Teda diesen, da auch sie ihm jetzt die Augen entgegenwendete und fragte: „Woran denkst Du?" Er antwortete halb stockend: „An Jore Pawels." — „Warum an die?" — „Weil ich hörte, daß sie in der Kirche sagte, Du sähest wie eine Braut des Himmels aus." Uwe hatte

es rascher entgegnet, um Tedas Lippen ging ein leichtes Lächeln und sie versetzte: „Jore Pawels hat blöde Augen, denen thut's das weiße Kleid Wenn's eine Andre angehabt, hätt' sie's auch gesagt" Von Uwe Folmars' Mund flog's: „Nein, sonst niemand!" Beide schwiegen nun, doch blieb das Gesicht Tedas in der Haltung, die es angenommen. Sie drehte es nicht mehr zurück, um in die Weite zu blicken, sondern ihre Augen verharrten mit ihrem sternartigen Geleucht in seiner Richtung.

Freda hatte dem kurzen Gespräch zugehört, gesehn, daß Uwe den Blick flüchtig einmal nach ihr umgewendet gehalten, und ihr klang plötzlich etwas im Ohr auf, was er am Vormittag im Pfarrhaus gesagt: „Du begreifst natürlich auch besser, was schön ist, als Freda." Sie hatte als die Meinung der Worte aufgefaßt, weil jene klüger und höher gebildet sei, als sie; aber jählings verstand sie's in diesem Augenblick, der Sinn war gewesen, weil Teda selbst schön sei. Und zugleich kam ihr zum erstenmal die wundersame Schönheit derselben voll zur Erkenntniß. Was sie seit langen Jahren täglich ohne Achtsamkeit gesehn, trat gleichsam als etwas Neues, Fremdes vor sie hin, und ihr Blick mußte bewundernd daran hängen. Wie eine Braut des Himmels sei sie, sagte Uwe, und nicht das weiße Kleid thue es; auf die Frage Tedas antwortete er, nein, eine Andere würde nicht so sein. Wen konnte er mit dieser gemeint haben? Es kam Freda wieder, daß er kurz vorher den Kopf nach ihr gewendet hatte,

als ob seine Augen etwas zu vergleichen suchten. Und in ihrem Ohr blieb der Klang: „Wie eine Braut des Himmels,“ doch sonderbar, wie wenn er die letzten beiden Worte nur zugefügt, weil Jore Pawels sie gesprochen. In den Märchen und Erzählungen Walmots trugen auch andere, irdische Bräute stets ein weißes Kleid, und so, wie sie augenblicklich daran gedenken mußte, hatte zweifellos auch Uwe sich dessen erinnert. Er hatte gemeint, Teda sei so schön wie eine Braut, und auch aus den Augen, mit denen sie ihn anschaute, sprach etwas, als habe sie seine Worte so verstanden.

Unwillkürlich wich der Blick Fredas von dem Antlitz der Kindheitsgespielin ab und richtete sich mit dem niedergesenkten Kopf vor sich hinunter. Da lag unbewegt die stille Wasserfläche zu ihren Füßen, und klar wie aus einem Spiegel kam draus ihr eignes Bild herauf, sah ihr mit jedem Zug entgegen. Ein in die Länge gezogenes mageres, fast spitzknochiges Gesicht, an diejenigen der langaufgeschossenen flachsköpfigen Fischertöchter erinnernd, kinderhaft einfältig, ohne deutliche Ausprägung der Züge und ohne Merkmale eines geistigen Lebens in ihnen. Wie das Gewöhnliche, Unschöne, Anmuthlose aller weiblichen Gesichter, außer demjenigen Tedas, die Freda auf der Insel kannte, erschien es; sie sah stumm vielleicht eine Minute lang drauf nieder, dann begann das Bild sich zu trüben und zu zergehen, denn kleine Wellenringe dehnten sich drüber hin. In ihrem Gezitter wurde

das Gesicht zu einem völligen, abschreckenden Zerrbild, doch gleich darauf losch der Spiegel gänzlich aus. Aus den Augen Fredas waren noch ein paar große Thränen auf ihn herunter gefallen, kleine Fischchen, die eine Beute in ihnen vermutheten, schossen heran. Hastig drehte sie den Kopf von dem Sitz ihrer beiden Gefährten ab, allein diese hatten nichts von den fallenden Tropfen ihrer Wimpern bemerkt. Sie redeten gleichfalls nicht mehr miteinander, nur ab und zu trafen sich ihre Augen, gingen sich vorbei und kehrten zu einem schweigsamen Blickaustausch zurück. Sie besaßen noch etwas von Kinderaugen, doch ein Glanz und ein Vorausempfinden kommender Tage zog aus ihnen Lichtfäden herüber und hinüber. Scheuer und ungewisser zwischen den Lidern Uwe Folmars hervor; aus denen Tedas sprach deutlicheres Bewußtsein, Erkennen und Wollen; trotz ihren zurückstehenden Jahren war sie die ältere der beiden.

So saßen die Drei auf dem Gestein der alten Kindererinnerung, bis einmal die Stimme Uwes durch die weite Stille klang: „Es wird wohl Zeit, daß wir nach Haus fahren, sonst kommt die Ebbe und setzt unser Boot auf's Trockne, wie damals die Flut uns ins Wasser getaucht.“ Er holte mit dem Fahrzeug die Mädchen von ihren Sitzen und schlug die Ruder zum Heimweg ein. Sowohl er, wie Teda, waren noch übermüthig lustiger jetzt als nach dem mittäglichen Weingenuß; sie schöpfte oftmals Wasser in der hohlen Hand und warf es in glänzendem Sprühregen nach

seinem Gesicht. Es war, als müßte eine Ausgelassenheit des Blutes in ihr sich Luft machen, ein stürmischer Drang, der jedenfalls nicht übersinnlichen, vielleicht kaum seelischen, sondern fast wie leiblichen Ursprungs erschien und sich zu seltsamem Widerspruch mit ihren auf die ewige Fortdauer des Lebens gerichteten Gedanken vermischte. Freda dagegen hatte die Fröhlichkeit von der Herfahrt verloren und saß, wider ihre Gewohnheit abgekehrten Gesichtes, stumm über die Weite der See hinausblickend, bis Uwe einmal, bei einer zufälligen Drehung ihrer ansichtig werdend, verwundert fragte: „Warum hast Du denn geweint?“ Sie schüttelte den Kopf und sagte: „Ich habe nicht geweint.“ Aber er versetzte, und etwas Unruhiges lag in dem Blick, mit dem er sie ansah: „Doch, Deine Augen sind noch naß“. Nun entgegnete sie rasch: „Mir sind wohl von den Tropfen hineingeflogen, mit denen Teda Dich gespritzt hat -- sieh so --“ und sie tauchte hurtig die Hand in's Wasser und benetzte sich die Wimpern, daß es mit feuchten Perlen daran hing. Zugleich gab sie sich jetzt auch Mühe, an dem Spaßen und Necken der beiden Andern theilzunehmen; das Boot flog schneller, die Gefahr, von der Uwe geredet, drohte in der That. Wenn sie diesmal auch nicht das Leben in Frage stellte, so handelte es sich doch darum, mit dem Kahn bis an's Ufer zu kommen, ehe dieser auf den Wattensand festgerieth, denn die Ebbewellen begannen stark sich von der Insel zurückzuwälzen. Uwe Folmars sagte lachend: „Es wäre

merkwürdig, wenn wir heut' da sitzen blieben, wo uns damals das Boot grade noth gethan hätte; hier etwa muß es gewesen sein." Freda schaute zum heraufschimmernden Grund unter sich nieder, in der Erinnerung hörte sie das Brausen des Wassers, das ihr den Kopf überschwollen hatte, und sie sagte: „Ich dachte, daß ich ertrinken müßte, und seh' es noch, wie Deine Hand mich in die Höh zog, daß ich wieder Athem holen konnte." Uwe antwortete: „Ja, ich sehe es auch noch, wie Roeluf plötzlich Teda auf dem Arm hielt und ich wußte, daß sie gerettet wäre. Da hatte ich wieder Muth, Dich auch mit an's Land zu bringen." Seine Erwiederung war an Freda gerichtet, doch seine Augen blickten dabei in Tedas Gesicht; kräftig peitschte er die Ruder ein, allein ganz gelangte das Fahrzeug doch nicht mehr bis auf den trockenen Strand. Ein Dutzend Schritte vorher stieß es auf den Grund, der noch vom eben erst zurückgewichenen Wasser durchweicht war, und Uwe sagte, zu Teda gewandt: „Du sinkst mit Deinen neuen Schuhen zu tief ein und verdirbst sie; darf ich Dich hinübertragen?" Sie versetzte halb lachend und als zweifle sie daran: „Wenn Du's kannst;" er bewies es, indem er sie stark und leicht auf den Arm hob und an's Ufer brachte. Einen Augenblick schien's, als wolle Freda warten, daß er sie auch hole, allein dann trat sie mit plötzlicher Bewegung über den Bootrand und folgte durch den weichen Schlamm nach. Der Apriltag ging noch zeitig zu Ende, und das Abendroth fing schon an, die Dünen

zu färben; in der unveränderlichen Natur der Insel gemahnte Alles an jenen Tag, an dem die drei Kinder noch eben glücklich aus der Flut gerettet worden, nur trug Uwe Folmars heut' den dunkelumnickten Kopf Tedas statt des goldhellen Fredas auf den Armen an's Land. Als die letztere dicht hinter ihm eintraf, sagte er, ein wenig verlegen: „Warum hast Du nicht gewartet, ich hätte Dich natürlich auch geholt." Sie erwiederte: „Meinen Schuhen thut's nichts und ich wäre Dir wohl auch zu schwer geworden, Teda ist gewiß leichter." — „Das ist sie wohl, ich glaube, daß ich sie bis nach Haus tragen könnte, ohne es zu merken."

Gewaltsam drängte sich Freda die Erinnerung in die Vorstellung von dem, was einstmals ebenso gewesen, und das Gefühl, daß Manches heut' anders war. Vor Allem Tedas Wesen; sie hatte damals Freda mit erzürnt blitzenden Augen angesehn und ihr weh thun wollen, jetzt war sie sanft blickend, freudig und freundlich wie kaum zuvor. Es sei Zeit, meinte sie, daß Uwe und sie nach Haus kämen, und ein herrlicher Tag gewesen, für den sie Walmot und Freda auf's Schönste danke. Der Wunsch, fortzugelangen, stand ihr im Gesicht, sie gab der letzteren zum Abschied die Hand, die Freda einen Augenblick stumm und reglos in der ihrigen hielt. Aber dann schlang sie Teda plötzlich die Arme um den Hals, küßte sie zum erstenmal, seitdem sie sich kannten und sagte: „Ja, es war ein schöner Tag, denn ich seh's, daß er

Dich froh gemacht". Auch Uwe reichte sie die Hand: „Hab' Dank, daß Du mich noch einmal nach der Möveninsel gefahren; ich hatt's immer im Sinn, nun bin ich wieder dort gewesen und brauch's nicht mehr." Die beiden Pfarrhausangehörigen schlugen ihren Heimweg ein, Zwitterlicht begann über die Insel zu fallen und hüllte die zusammen Davonwandernden, wie Freda ihnen nachschaute, bald in ein ungewisses graues Gespinnst. Nur das weiße Kleid Tedas warf noch ein Weilchen, wie das einer Braut, seinen Schimmer durch die Dämmerung.

Nun wandte die Zurückgebliebene sich, doch sie ging nicht nach Haus, sondern etwas seitwärts und setzte sich noch in die Düne. Nach einiger Zeit kam Walmot, die das Mädchen von Weitem gesehn und vergeblich auf seine Heimkehr gewartet. Sie ließ sich auch in dem noch sonnenwarmen Sand nieder und fragte: „War's schön auf der See?" Freda antwortete leise: „Ja", und ebenso noch einigemal, bis Walmot sagte: „Warum ist Dattje denn so still?" „Ich bin ja nicht still." Die Lippen der Erwiedernden suchten es mit einem lachenden Ton zu begleiten, doch er kam gezwungen hervor, und Walmot Tjemen frug: „Hat Dir jemand was angethan?" — „Nein." — Aber die Befragte legte jetzt den Kopf an die Brust der Mutter, ohne weiter zu sprechen; im hereingebrochenen Dunkel fühlte die letztere nur nach einem Weilchen, daß es ihr wie ein Thautropfen, nur nicht kühl, sondern warm auf die Hand fiel. „Warum

weint Dattje, wenn niemand ihr ein Leid's angethan?" Doch diese verbarg, ohne Antwort zu geben, ihren Kopf fester an der Brust, und Walmot fragte nicht mehr. Sie schwieg indeß auch nicht, sprach vielmehr von gleichgültigen Dingen, dann vom Morgen in der Kirche und der Confirmationsrede des Pastors. Auch von dem weißen Kleide Tedas und daß sie Jore Pawels sagen gehört, dieselbe sehe drin aus wie eine Braut des Himmels. Die Sprecherin fühlte bei den letzten Worten ein ganz leises Zucken des an sie gedrückten Gesichtes und fuhr fort: „Ich hätt' wohl Dattje auch ein solches Kleid machen lassen soll'n, aber sie hat's ja nicht so auf dem Himmel stehn. Oder hätt' sie's doch gern gehabt?" Das Mädchen verneinte, nicht sichtbar, nur fühlbar, mit dem Kopf, und Walmot meinte, „ob Teda ihr nicht auch drin gefallen habe?" — „Ja, sehr." — „Und warum hätte Dattje denn keines gemocht?" — „Für mich hätt's nicht gepaßt." — „Warum sollt's nicht?" — „Weil ich so häßlich bin" Nun lachte Walmot heiter: „Davon hat Dattje heut' Mittag noch nichts gewußt, und es müßten dumme Augen sein, die ihr das sagten." Freda fiel mit einer ängstlichen Schnelligkeit ein: „Nur meine eigenen — sie haben's im Wasser heut' gesehn." — „Da sind sie eben dumm, denn meine sind klug, und für sie ist Dattje das Liebste, was sie kennen, und bleibt's, ob sie's für Tedas Augen sein mag oder nicht." — „Nein, Tedas Augen haben's nicht gesagt, daß ich häßlich wäre — gewiß nicht — das thät'

ihr Unrecht an." — „Dann hat's Dattje wohl geträumt, und ich glaub' schier, wir Beide schliefen ein, wenn wir noch länger in der Nacht hier sitzen blieben," versetzte Walmot fröhlichen Ton's, hob Freda mit sich in die Höh' und führte sie, den Arm um ihren Hals gelegt haltend, dem Hause zu. Beim Licht der angezündeten Lampe trieb sie allerhand Spaß und erzählte alte kleine Geschichtchen aus der ersten Kinderzeit des Mädchens, daß Roeluf auf ihr Fragen aus seinem Gedächtniß heraufholen und schildern mußte, wie Dattje mit den winzigen Füßen gleich einem kleinen Sonnenstrahl umhergelaufen sei, so daß nichts Niedlicheres auf der Insel zu sehen gewesen. Und dann meinte Walmot, für den Confirmationstag gehöre wohl eine hübsche Ueberraschung, sie ging an ihre Truhe, holte einen mit Goldstücken gefüllten Geldbeutel hervor, den Freda zum erstenmal sah, und offenbarte dieser, das sei ihr Erbtheil und Eigenthum, ihre Aussteuer, wenn einmal ein tüchtiger, guter Mann sie lieb haben und heirathen werde. Staunend sah das Mädchen auf die glänzenden Münzen, die im Verein mit der Erzählung, woher sie gekommen seien, doch die Kinderphantasie seltsam erregten und auf sich ablenkten; unbemerkt haftete einmal kurz der Blick Walmots auf ihrem Gesicht. Er that kund, daß die Mutteraugen in der jungen Brust ihres Kindes ohne Wissen desselben ein verhehltes, sich seiner kaum selbst noch bewußtes, schmerzliches Geheimniß gelesen hatten, und aus der flüchtig abgewendeten Brust Walmots

Tjemen rang sich unhörbar ein kummervoll seufzender Athemzug. Aber dann griff sie rasch in die blinkenden Goldstücke hinein, daß sie ihr durch die Finger klirrten und lachte: „Wie reich Dattje ist! Nicht wahr, das hätte sie nicht gedacht!“

Mit sonnig stiller Frühlingsschönheit hatte das Jahr 1806 begonnen, aber sein herbstlich zum Ausgang neigender Ablauf brachte so wildes Sturm- und Donnergetöse, wenn auch nicht über der Nordsee, doch über das Königreich, dem Ostfriesland angehörte, daß dann und wann das gewaltige Erbeben der deutschen Erde Wellen seiner Lufterschütterung selbst bis zu den weltabgeschiedenen Inseln hinüberwarf. Eine neue Kriegserklärung des Kaisers Napoleon an Preußen bezweckte das letzte Hemmniß seiner Herrschaft im ehemaligen deutschen Reiche fortzuräumen, und gleich anbrausender Sturmflut durchbrachen die französischen Heere die morsch gewordenen Schutzwehren des Staates Friedrichs des Großen, überschwemmten das rasch in die Gewalt der Eroberer fallende Land. Bei Jena und Auerstädt ward im October die preußische Waffenmacht vernichtet; den Rest derselben, der sich im äußersten Osten mit einem russischen Hülfscorps vereinigte, verfolgte der Feind dorthin, während die, welche Freunde sein sollten, die Befehlshaber der Streitkräfte des Rheinbundes mit

deutschen Truppen die Festungen Preußens belagerten. Feig und hoffnungslos ergaben die letzteren sich fast sämmtlich in kürzester Frist; wenige Herbstwochen hatten ausgereicht, das stolze Bauwerk, welches der große König geschaffen und sieben Jahre lang gegen ganz Europa behauptet, bis in seine Grundvesten zu zertrümmern.

Ostfriesland selbst ward von den Kriegsvorgängen nicht berührt, mit seinen Marschen, Mooren und Haiden lag es still seitab. Doch zweifellos war, daß es von dem Geschick des preußischen Staates in Mitleidenschaft gezogen werde, und in begreiflicher Spannung und Erregung erwartete selbst das bedächtig-ruhige Temperament seiner Bewohner die unendlich langsam von den Entscheidungspunkten zu ihm heranschleichenden Nachrichten. Noch langsamer aber kamen diese zu den Inseln herüber, auf denen sie zumeist auch ohne Ungeduld erharrt wurden. Hier pochte kein politischer Pulsschlag durch die Gemüther, die an ihre Zusammenhangslosigkeit mit der übrigen Welt, ihr Alleinstehen und Vergessensein gewöhnt waren. Was etwa auf dem Festland geschehen konnte und mochte, es berührte sie nicht, änderte jedenfalls nichts an ihren Verhältnissen und ihrer Lebensführung. Wer Sieger in den Schlachten blieb, mußte doch die Fische in der See belassen, wie von jeher, und Wind und Welle, Flut und Ebbe gelangten nicht unter seine Macht.

Am Gleichgültigsten und Unempfindlichsten aber den großen Ereignissen auf dem deutschen Festlande

gegenüber waren die Bewohner der Insel, denen Remmert Meynolts sonntäglich von der Kanzel das Evangelium verkündete und auslegte. Ihre Weltunkenntniß und die geistige Gemächlichkeit ihrer Natur wurden durch die Predigten ihres Pastors nicht zur Theilnahme angespornt, unterstützten ihn, seine Geringschätzung alles irdischen Vorgehens auf die Gemüther seiner Gemeinde zu übertragen. Sie vernahmen seine Worte, daß es für ihr ewiges Leben völlig gleich, wie Sandrieseln im Winde sei, was hienieden um sie her geschehen; sie gewahrten, daß seine Miene sich um nichts änderte, welche Botschaft immer von der fremden Welt drüben eingetroffen sein mochte, und sie sahen, aus der Kirche nach Hause wandernd und von der Düne hinausschauend, daß auch auf der Insel Alles um sie her immer gleich verblieb. Die Weltgeschichte war auch nur rieselnder Sand, den der Wind hierhin und dorthin trieb, und bedeutungslos-ohnmächtig, wie Remmert sprach, fiel er an dem alten Quadergestein des Gotteshauses zu Boden.

Die einzige Ausnahme von dieser Einschränkung des Blickes und Interesses auf den kleinen Umkreis der Insel machte das Haus Walmots Tjemen. Es entsprang als selbstbegreiflicher Ausfluß ihrer Natur, daß sie den Krieg beklagte und mit leidvoller Antheilnahme von den unsäglichen, über Menschen gebrachten Schrecknissen, Schmerzen und Verlusten hörte. Aber daß diese Menschen Deutsche waren, erhöhte noch weit mehr das Mitleiden Walmots. In ihrem Innern

lebte ein nicht nur ostfriesisches, sondern sich über das gesammte deutsche Volk erstreckendes Stammesgefühl; woher dies ihr geworden, mochte sie selbst kaum wissen, doch fragte auch nicht danach. Vielleicht hatte ihre Jugendumfahrt in fremden Ländern den Keim dazu groß genährt, es war da und klopfte in ihrem Herzen, seitdem die Eroberung, Unterwerfung und Mißhandlung deutscher Lande durch französische Heere begonnen. Walmot besaß wenig Einsicht in das politische Trachten und Wollen der Staaten und der Lenker derselben, doch desto mehr Liebe zu den Menschen, welche dadurch in grausamster Weise ihres Lebensglückes beraubt wurden. Ihr erwuchs daraus eine starke Vaterlandsliebe, und diese erzeugte in ihr etwas sonst ihrer Natur völlig Fremdes, einen ebenso starken Haß. Sie haßte die Urheber des Krieges, den Kaiser Napoleon und die Franzosen, doch mehr als diese noch die deutschen Rheinbundfürsten, die bereitwillig gemeinsame Sache mit den Feinden Deutschlands gegen dies letztere machten. Das instinctive Gefühl sagte ihr, sie thäten es, um ihre Kronen und Throne nicht einzubüßen, und Walmot wäre keinen Augenblick unschlüssig gewesen, ihr Leben für die Wohlfahrt des deutschen Volkes auf's Spiel zu setzen. Was jene thaten, war für sie niedrigste Selbstsucht, unmenschliche Lieblosigkeit und Untreue, von Angehörigen einer großen Familie an Brüdern und Schwestern ausgeübt. Ihr kam nicht in den Sinn, daß sie selbst und ihre kleine Heimatsinsel dadurch in

Mitgefährdung gerathen könnten, allein der Begriff und die Empfindung des verblutenden Vaterlandes gingen immer mächtiger in ihrem Herzen auf, und dieses blutete und zuckte mit jenem bei den Trauerbotschaften, die von den Schlachtfeldern und überlieferten Festungen bis in die stille Dünenwelt herübergelangten.

Häufiger aber als sonst irgendwohin auf der Insel kamen solche Nachrichten in das Haus Walmots. Nach der unheilvollen Schlacht bei Jena hatte sie es nicht mehr ertragen, in bangender Ungewißheit über den Weiterverlauf des Krieges zu leben, und auf ihre Bitte segelte oder ruderte Roeluf Hemmen wenigstens einmal in der Woche nach Emden oder Norden, um das Fischfangserträgniß dort zu verkaufen. Dann kam er mit dem, was man dort von den Weltereignissen wußte, zurück; es war für ihn, zumal während der stürmischen Wintermonate, eine beschwerdevolle und nicht selten bedrohliche Fahrt, doch Mühsal und Gefahr schrumpften ihm offenbar zu einem Nichts zusammen, wenn er mit ihnen einem Wunsch Walmots nachkommen, ihr eine Beruhigung einbringen konnte. Ein Blick aus ihren Augen, ihre ihm bei der Rückkunft dankbar entgegengestreckte Hand bildeten ihm reichsten Lohn für lange Stunden des Umhertreibens in triefenden Kleidern zwischen wüster Wasserwildniß und windgepeitschtem Nebel. Er selbst hatte anfänglich die von ihm eingeholten Nachrichten nur gleichgültig wieder gesprochen, doch seltsam war's, wie auch in ihm allgemach Verständniß und Theilnahme daran auflebten. Sie ent=

stammten zuerst sonderbarer Quelle, daraus, daß er sah, welche Wirkung seine Berichte bei Walmot hervorriefen. Wenn ihm Freudigkeit aus ihrem Blick antwortete, so hatte er gute Botschaft gebracht, und Roeluf sann unterwegs darüber, ob sie durch seine Mittheilungen beglückt sein werde oder nicht. So gelangte er allmählich zu einer eigenen Erkenntniß und Beurtheilung der Vorgänge. Auch ihn machte froh, wenn er ihr etwas melden konnte, was sie erfreuen würde, und er fühlte sich von der Vorstellung des Gegentheils bedrückt; ohne es zu wissen, ward Roeluf Hemmen gleichfalls von einer lebendig in ihm anwachsenden Vaterlandsliebe erfüllt. Ein seltsames, weit schon vorgealtertes Paar war's, das in dem engen Häuschen Tag um Tag sein stilles Zusammenleben führte. Von den Empfindungen und Banden, die in der Jugend Mann und Weib aneinanderschließen, konnte bei ihnen nicht die Rede sein; sie lagen, von jähem Durchbruch zerrissen, seit mehr als dreißig Jahren wie in der Meerestiefe versunken. Aber dennoch war aus völlig anderen Wurzeln, aus denen tief erbarmenden Mitleids und herzschwellenden Dankgefühls im Gange der Zeit eine neue, von dem Unterschied ihres Geschlechtes unabhängige, menschliche Liebe zwischen ihnen heraufgewachsen und sprach wortlos manchmal aus den verwittert faltigen Gesichtszügen hervor, daß sie eine höhere als die leicht von Stürmen getrübte der Jugend, unwandelbar und selbstsuchtslos die reinste und edelste des Menschenherzens sei.

Dergestalt war man in der kleinen Wohnstube Walmots Tjemen verhältnißmäßig am Besten auf der Insel von den Geschehnissen in den altpreußischen Landen unterrichtet, doch leider konnte Roeluf nur selten eine erfreuliche Nachricht mit sich heimbringen, oder wenn er es einmal vermochte, stellte sich zumeist beim nächstenmal heraus, daß sie nur von einem trügerischen Gerücht veranlaßt worden. Der Winterverlauf trug noch die Kunde von Eilau herüber und daß der dortige Kampf ein unentschiedener geblieben, aber wie der Frühling wieder in den Sommer überging, hatte die mörderische Schlacht bei Friedland die letzte Widerstandskraft des verbündeten preußisch-russischen Heeres gebrochen und keinen Zweifel gelassen, daß das Königreich Preußen vollständig vernichtet und zur Eingehung demüthigendster Friedensbedingungen gezwungen sei. Das wandelte den frohsinnigen Lebenston auf den Lippen Walmots oftmals in zuvor unbekannter Weise manche Stunde lang zu ernster, schwersinniger Stimmung um. Ihre Gedanken waren drüben bei dem Unglück und Verderben der deutschen Stammesgenossen, und wenn die Tagesarbeit gethan, wandten auch ihre Worte sich dem Gegenstande ihres beständigen Mitgefühls zu. Sie erzählte am Abend keine Märchen und Sagen, keine Schwänke und Geschichten mehr, sondern redete von dem, was die neuesten Nachrichten gebracht, verband es mit den früheren und suchte, so weit als es ihr möglich fiel, sich selbst und ihren Zuhörern ein Bild des Geschehenen,

ihrer Hoffnungen und Befürchtungen zu gestalten. Ihre Kindheit war noch in die Zeiten des siebenjährigen Krieges gefallen, aus welchem ihr Gedächtniß eine Menge damals auf allen Zungen im Umlauf gewesener Darstellungen des von ihm verursachten Elends bewahrt hielt. So erschuf ihre lebendige Empfindung aus jenen eine deutliche Anschauung der Schrecknisse, Verheerungen und Jammerfolgen des gegenwärtigen Krieges; zugleich indeß lebte in ihr gleicherweise noch die Erinnerung an die bewundernde und begeisterte Ehrfurcht, mit der man unablässig von dem großen, seinen zahllosen Feinden gegenüber nie verzagenden Preußenkönig gesprochen. Man war stolz in Ostfriesland gewesen, erst kurz vorher ihm mit unterthan geworden zu sein, und als ein bittrer Kummer nagte es auch an Walmot, daß alles Große, Starke und Gute, was er zum Besten seines Staates geschaffen, heut' unter seinem Nachfolger in Stücke zerbrach. Es bestand gewiß nach vielen Richtungen ein gewaltiger Unterschied zwischen Walmot Tjemen und dem König Friedrich dem Zweiten, aber in Einem boten sie dennoch eine vollkommenste Gleichartigkeit, in dem eigensuchtslosen Bestreben, das in erster Reihe nicht für sich, sondern für das Wohl Anderer bedacht war. Ein dunkles Verwandtschaftsgefühl dieser innersten Menschennatur mochte Walmot, welche die Rheinbundfürsten haßte und verachtete, mit solchem Verständniß des Werthes Friedrichs an seinem Gedächtniß hängen lassen.

In dieser veränderten Art bewegten sich nun die Abendgespräche in der Stube und um den Herd, oder, als es Sommer geworden, am Strand und auf der Düne, und wie bei Roelufs Hemmen voll wieder geweckter Antheilnahme am Leben, übten sie auch auf Freda eine sich immer mehr verstärkende Wirkung. Das Mädchen erschien im Allgemeinen stiller und in sich zurückgezogener als früher, befand sich gern irgendwo am Ufer verborgen allein in der Einsamkeit und las in einigen Büchern, die durch glücklichen Zufall in ihre Hände gekommen. Als Roeluf an einem schönen Maitag nach Emden zu segeln im Begriff gestanden, hatte sie gebeten, daß sie mitfahren dürfe. Walmot erschrak und war ängstlich, sie so weit auf die See hinauszulassen, doch Roeluf Hemmen sagte kurz, in die Augen seiner Frau blickend: „Sie ist bei mir; wenn ich selber lebe, bring' ich sie Dir zurück," und Walmot Tjemen wußte, sie könne auf sein Wort bauen, und machte sich Vorwürfe, daß ihre Furchtsamkeit sie bereden gewollt, Dattje eine große Freude zu versagen. So gelangte Freda zum erstenmal in die Stadt, wo sie staunend auf die fremden Wunder derselben sah. Heiterer, als sie den Winter hindurch gewesen, kehrte sie zurück, daß Walmot, deren Blick bis dahin manchmal mit heimlicher Bekümmerniß auf ihr verweilt, selbst darauf drang, sie solle hinfort bei sommerlich sicherem Wetter Roeluf jedesmal begleiten. Unterwegs lernte sie von ihm, mit den Segeln umzugehen und zu steuern, so daß sie bald völlig im

Stande war, auch im Winde selbständig das Boot zu regieren; dann bot der Aufenthalt in Emden ihr immer eine neue Welt der Anschauung und Belehrung, aus der ihrem von der Natur gut befähigten Kopfe neue Begriffe vom Leben der Menschheit erwuchsen. Was sie jedoch am meisten anzog, waren einige von einem Trödler zum Verkauf auf seinem Tische mit ausgestellte Bücher; sie kam mehrmals daran vorüber, warf einen Blick hinein und ward immer mehr von einem Verlangen nach ihnen gefaßt. Zuletzt bat sie die Mutter, sich dieselben von ihren Goldstücken kaufen zu dürfen; das wollte Walmot nicht, ließ sie aber heimlich durch Roeluf mitbringen und überraschte Freda damit am andern Morgen neben ihrem Bett. Seitdem bildeten die Bücher ihre beständigen Begleiter; sie hatte in der Schule Remmerts von dem Namen des Verfassers nie gehört und verstand Vieles nicht von dem, was sie enthielten. Auch nicht in demjenigen, das ihr Lieblingsbuch geworden und „Gedichte von Friedrich Schiller" hieß. Aber sie ward unwiderstehlich davon angezogen, und wo ihr die Kenntniß zum Begreifen mangelte, half ihr oftmals ein Gefühl, das plötzlich und unerklärlich wie aus der See und dem Sand, aus dem Mövenruf und Windsummen, den Sonnenstrahlen und fern vorüberziehenden Segeln über sie kam. Ihr Gedächtniß war stark, sie behielt fast jedes Gedicht, das sie ein paarmal gelesen, im Kopfe, so daß sie es auswendig vor sich hinsprechen konnte, wie sie's in der

einsamen Düne gern that. Es war ein Ersatz der früheren geistigen Beschäftigung, da sie seit ihrer Confirmation die Schule nicht mehr besuchte; doch auch zur Kirche ging sie am Sonntag fast nie mehr hinüber. Die Dinge waren seit jenem Einsegnungstage verändert, sie hatte ihr Leben anders regeln müssen und dies ohne fremde Beihülfe selbständig in's Werk gesetzt. Doch unfraglich war sie stiller seitdem geworden, ihre größere Beschränkung auf sich allein brachte es in begreiflicher Weise mit sich, da der frühere tägliche Verkehr mit den Kindheitsgespielen sich nicht in der alten Art mehr fortgesetzt. Sie sahen sich wohl oftmals noch, aber nicht so, wie vordem; aus dem veränderten Leben war eine sich langsam erweiternde Trennung zwischen ihnen erwachsen. An den einstmaligen Spielen konnten sie naturgemäß keinen Gefallen mehr finden, und wenn sie zusammentrafen, wußten sie nicht recht etwas Gemeinsames miteinander anzufangen.

Uwe Folmars und Teda, die unzertrennt geblieben, hatten weniger einen Verlust dadurch erlitten, als Freda, und diese bedurfte daher dringender eines Ersatzes, die um sie entstandene Leere auszufüllen. Sie fand solchen in ihren Büchern, doch offenbar nicht ausreichend; ihr Gemüth brauchte noch etwas, sich mit voller Hingabe daran zu klammern, und dies Gesuchte und Begehrte kam ihr vom Munde Walmots entgegen. Die abendlichen Gespräche der letzteren hatten im Herzen Fredas eine Flamme angefacht, wie sie nur

selten sich in der Brust eines jungen Mädchens zu entzünden pflegt. Eine heiße Vaterlandsliebe war's, aus der, wie bei ihrer Mutter, zugleich ein Haß gegen die französischen Eroberer und Verwüster Deutschlands entsprang, doch überbot sie nach beiden Richtungen Walmot noch mit der Vollkraft erregten jugendlichen Gefühls. Nicht minder als jene nahm sie an den umlaufenden, jetzt meistens von ihr selbst aus Emden mitüberbrachten Nachrichten lebhaftesten Antheil; ihr geographischer Schulunterricht kam ihr dabei lebhaft zu Nutze, so daß sie manchmal am Besten über die Gegenden und Orte, wo sich bedeutende Ereignisse zugetragen, Auskunft zu geben wußte. Es war sonderbar, vielleicht öfter nicht ohne komischen Anstrich, wie das große Weltgeschick sich auf den Lippen in der kleinen Stube am Rand des Nordseeinselchens reflectirte, aber so wenig politisches Verständniß sie hegten, so tief aus dem Innersten ihrer Empfindung quoll die Hoffnung und das Bangen um den Ausgang des Krieges.

Im Pfarrhaus war niemals von diesem die Rede. Remmert Meynolts sprach sonntäglich von der Kanzel das obrigkeitlich in Kriegsläuften vorgeschriebene Kirchengebet für den Sieg der vaterländischen Waffen, doch sonst berührte sein Mund die irdischen Vorgänge in Deutschland nicht und seine Miene that ebensowenig etwas davon kund. Er wußte im Allgemeinen, daß der preußische Staat vom Untergang bedroht sei, allein ein Interesse, neueste Kunde über die Lage der Ver=

hältnisse zu erhalten, war in ihm nicht vorhanden. Und gleicherweise nicht bei Dina Swidders. Eine Frau aus dem Dorf war eines Tags zu ihr gekommen, um ihr die von ihrem Manne aus Norden gebrachte Nachricht von einer großen Schlacht mitzutheilen, und Uwe Folmars, der im Nebenzimmer halb davon gehört, frug nachher Dina, wo die Schlacht stattgefunden und wer in ihr gesiegt habe. Doch sie wußte von beidem nichts mehr und antwortete gähnend, was ihn das bekümmere, es sei ja völlig einerlei, wer den Andern todtschlage. Er solle machen, daß er bald so viel gelernt habe, um von der Insel fortkommen und selbst für seinen Unterhalt sorgen zu können; als Pastor oder Straßenkehrer sei auch einerlei, wenn sie ihn vom Kochtopf los werde.

So vernahmen auch Uwe und Teda kaum Andres von den Kriegsvorgängen, als dann und wann ein im Dorf umlaufendes Gerücht. Einen wirklichen Drang, zu erfahren, was geschehe, besaßen sie gleichfalls nicht, aber ihre Neugier war eines Tages doch gereizt worden, und sie begaben sich zu Walmot hinüber, von der sie die sicherste Auskunft auf der Insel erhalten zu können wußten. Roeluf und Freda hatten die Botschaft von der verlorenen Schlacht bei Friedland von ihrer Fahrt mit heimgebracht, und ernst-traurige Stimmung herrschte in der zu früheren Zeiten immer so fröhlichen Wohnstube. Es ward nur von dem neuen Unglück des Vaterlandes gesprochen, Walmot, Freda und Roeluf dachten nichts Anderes, trauerten und klagten. Die

beiden vom Pfarrhaus Gekommenen hörten eine Zeitlang stumm zu, dann veranlaßte Teda wieder ihr Fortgehen. Ihre flüchtige Neugier war schon längst befriedigt gewesen und sie hatte sich nachher bei dem Gerede gelangweilt, so daß sie den Vorsatz aussprach, für's Erste das Haus nicht wieder zu betreten. Sie spöttelte: „Ich glaube, sie hätten beinah Lust gehabt, über die Schlacht zu weinen“. Uwe ging schweigsam neben ihr hin, dann meinte er: „Ich kann ihnen nicht ganz Unrecht geben, denn es sind doch unsere Landsgenossen, denen Böses geschieht“. Doch Teda fiel ein: „Sie schwatzen nur unnützes Zeug, meine Mutter und mein Vater haben Recht, es geht uns nichts an, denn uns geschieht nichts Schlimmes damit. Und Böses ist's auch nicht, denn es geschieht nach dem Willen Gottes, also denen zum Heil, die's trifft, oder sie haben's durch ihren Unglauben verdient. Das solltest Du als künftiger Pastor ebensogut wissen wie ich“.

Uwe konnte die Folgerichtigkeit ihrer Antwort nicht in Abrede stellen, und es trat in einen Widerspruch mit seinem eigenen, im Pfarrhaus herangereiften Denken über den Werth und die Bedeutung weltlicher Vorgänge, daß er dennoch zu Walmot wiederkehrte, um von dem weiteren Verlauf des preußisch-französischen Krieges zu erfahren. Er nahm kein eigentliches gegenwärtiges Interesse daran, sondern nur das gleiche, wie an den Begebenheiten früherer Zeiten, die für ihn nothwendige Lerngegenstände des geschichtlichen Unterrichts ausmachten. So saß er zuhörend und sich aus

den Wechselreden der Andern ein Kenntnißbild des Geschehens in der Gegenwart aneignend. Hochsommerwochen gingen ihm in solcher Weise vorüber, dann war's an einem Spätnachmittag gegen den Ausgang des Juli, daß er einmal, zum gewohnten Zweck nach der Westhälfte der Insel wandernd, Freda seitwärts von ihrem Hause allein in der Düne sitzend antraf. Sie hatte eines ihrer Bücher auf den Knien liegen, doch sie las nicht drin, ihr Blick ging traurig in die Ferne hinaus. Wie sie beim Herzutreten Uwes den Kopf drehte, standen ihr Thränen in den Augen, und er fragte verwundert: „Was ist Dir? Warum weinst Du?" Sie suchte dies nicht, wie sie's vor einem Jahr auf der Möveninsel gethan, zu verbergen, sondern erwiederte, ihn anblickend: „Weißt Du's denn noch nicht?" — „Was?" — „Das wir keine Deutsche mehr sein sollen."

Es war in der That fern im Osten etwas geschehen, das seine Folgen auch auf die weltfremde Nordseeinsel herüberwarf. Preußen hatte zu Tilsit einen schimpflichen Frieden schließen müssen, den es nur durch den Verlust der Hälfte seiner Lande erkauft. Unter den abgetretenen befand sich auch Ostfriesland, das der Kaiser Napoleon seinem von ihm zum König von Holland erhobenen Bruder Ludwig zugetheilt und das hinfort als „Departement der Ost-Ems" eine Provinz des holländischen Vasallenstaates Frankreichs bildete. Der Krieg war beendigt, das ganze Festland Europas mit Ausnahme Rußlands lag gebrochen unter der

Oberherrschaft des Eroberers. Nur das für seine Heere nicht angreifbare England setzte den Kampf noch fort, und um dasselbe wenigstens in mittelbarer Weise möglichst zu schädigen, hatte Napoleon ein kaiserliches Decret erlassen, welches bei höchster Ahndung allen ihm angehörigen oder botmäßigen Ländern jeden Handel und Verkehr mit England untersagte. Alle Häfen und Küsten der Nordsee waren durch sein Gebot für Waaren, die von dorther eintrafen, gesperrt und der karge Rest des preußischen Staates gezwungen worden, die nämlichen Bestimmungen in der Ostsee durchzuführen.

Diese Nachrichten hatten Roeluf und Freda gestern in Emden vorgefunden, und die letztere brachte sie nun auf die Frage Uwes von den Lippen. Er hörte ihr zu und versetzte danach: „Aber darum hast Du doch nicht geweint?" Da sie nur stumm mit dem Kopfe nickte, fügte er hinzu: „Du und Ihr alle verliert doch nichts dabei." Nun flog's ihr hervor: „Bist Du denn kein Deutscher und liebst Dein Vaterland nicht?" Sie sah ihn an, und es kam ihm mit ferner Erinnerung, daß er einmal eine Nacht hindurch ein Floß für sie gezimmert habe, weil ihr ebenso die Thränen in den blauen Augen gestanden. Es hatte ihm damals weh gethan und that's auch jetzt; er hatte niemals sonst Jemanden auf der Insel weinend gesehn, nur Freda konnte es und er selbst früher auch. So bemühte er sich, ihr die ihm unverständlichen Thränen dadurch von den Wimpern fortzubringen, daß er sie auf andre Gedanken lenkte, und er fragte: „Was liest Du denn

da?" Sie hielt ihm als Antwort die aufgeschlagene Seite des Buches hin, ihr Finger deutete wie zufällig auf einige Zeilen, die er überflog:

„Ja, leider bist Du's. Leider ist die Heimath
Zur Fremde Dir geworden. Uly! Uly!
Ich kenne Dich nicht mehr."

Seine Augen glitten ein wenig mit Scheu ab, vor dem flüchtigen Hinblick war's ihm gewesen, als ob „Uwe! Uwe!" auf dem Blatt dagestanden. Nun schlug er nach dem Titel des Buches um und las: „Wilhelm Tell. Ein Schauspiel von Friedrich Schiller." Er gab es dem Mädchen zurück: „Wer ist das? Ich kenn's nicht, wie kommst Du dazu?" Freda entgegnete nichts, sondern blätterte in dem schmalen Bändchen und wies, jetzt mit deutlicher Absicht, auf ein paar andere Verse der aufgeschlagenen Seite:

„Die angebor'nen Bande knüpfe fest,
An's Vaterland, an's theure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!"

Zum erstenmal war's, daß Uwe Folmars, außer den Liedern des Gesangbuches, von deutscher Dichtung hörte und sah. Es war ihm wildfremd, er wußte nichts damit anzufangen und sagte: „Sind das die Bücher, die Du aus Emden mitgebracht hast? Pastor Remmert hat keine solche, denn Gedichte in deutscher Sprache braucht man nicht zu können". Vom Hause her kam Walmot, gesellte sich zu den Beiden und unterbrach das Gespräch. Sie hatte keinen andern Gedanken als an das neueste über Preußen und die

Insel mit gekommene Unglück; wie sie bald mit Freda zur Stube zurückging, begleitete Uwe sie dorthin. Die Stimmung war bedrückt, es ward wenig gesprochen; ein paarmal wiederholte Walmot, kräftig die Hand Roelufs fassend: „Wir sind Deutsche und bleiben's“, und er nickte: „So lang als wir leben“. Uwe saß zuhörend, wie er es pflegte, mit undeutlichen Empfindungen im Kopf. Auch auf dem Rückweg zum Pfarrhaus ward ihm nicht klar, was er denke und in sich fühle, nur das ging mit ihm, es müsse doch etwas Trauriges in der neuen Zugehörigkeit der Insel zu Holland liegen, weil Freda darüber geweint habe.

Als am nächsten Sonntag die Dorfeinwohner sich in der Kirche versammelten, sprach sich doch eine etwas ungewöhnliche Erwartung in ihren Gesichtern aus. Die Züge des heranschreitenden Pastors Remmert Meynolts dagegen waren von gleichmäßiger Ruhe wie immer; nur bestieg er bei seiner Ankunft nicht nach sonstigem Brauch zunächst die Kanzel, sondern trat vor die Bankreihen, zog ein untersiegeltes Blatt aus seinem Summar und verlas davon ein aus Aurich an ihn ergangenes amtliches Schriftstück. Dieses verkündigte, daß Ostfriesland durch den Friedensschluß zu Tilsit aus dem Besitz des Königreichs Preußen in denjenigen des Königreiches Holland unter die Regierung Seiner Majestät des Königs Ludwig übergegangen sei und daß der letztere sich für alle seine Lande dem Verbot Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen, irgendwelchen Handel und Verkehr mit England zu betreiben, an-

geschlossen habe. Gleichmüthig verlas Remmert Meynolts das kurzgefaßte Document, nahm dabei nach beigefügter Anordnung der Behörde die Inselgemeinde in Unterthanspflicht und Gehorsamsgelöbniß für ihren neuen Fürsten und bestieg alsdann die Kanzel, um nach Erledigung dieser weltlichen Angelegenheit die Gemüther aus ihr durch seine Predigt zu dem Einzigen, was sie über dem Wandel der Dinge als ewig Unvergängliches besäßen, emporzuheben. Nach erlassener Vorschrift sprach er am Schluß das Kirchengebet für die neu von Gott eingesetzte Obrigkeit, den Durchlauchtigsten Herrn Ludwig, durch die Gnade Gottes König von Holland, Geldern, Brabant, Friesland u. s. w.“ und verließ nach der Beendigung des Gottesdienstes gleicherweise wie allsonntäglich die Kirche. Die Gemeinde folgte ihm in's Freie nach, es schien, daß sie draußen noch einige Aeußerungen von ihm erwartete, doch er schritt wortlos wie immer dem Pfarrhause zu; unverkennbar hatte sich für ihn nichts zugetragen, das er weiterer Rede werth und bedürftig erachtete. Ein schöner Tag blaute über Meer und Landscholle, die Frauen begaben sich zur Mittagsherrichtung in ihre Häuser, die Männer setzten sich, ihre kurzen Pfeifen rauchend, zum größten Theil noch neben- und umeinander auf die Düne. Sie dampften ihren Rauch vor sich hin, dann und wann sprach Einer ein kurzes Wort. Ein Mund sagte einmal, es thue ihm doch leid, daß sie nun nicht mehr deutsch wären, doch ein Andrer antwortete: „Wi sünd jo Friesen un blivt

dat". Ein Dritter meinte: „De Holländers günt dal öwer de Ems sünd ok Friesen, dat is vun'n sülwen Slag". Wie Einer seine Pfeife ausklopfte, kam ihm der Gedanke: „Wenn de Engelsmänner nich mehr 'röwer kamen dörft, warrd de Taback dürer warrn". Von ein paar Seiten her fiel eine Antwort: „Jo, dat warrd he wul". — „Jo, dat is slimm." Unverkennbar bedünkte es alle als das Uebelste oder als das einzige Uebel der veränderten Landeszugehörigkeit. Sie rauchten stumm-beschaulich weiter, bis Jemand äußerte: „Dat is nu wul Tid to Middag", und die neuen holländischen Unterthanen standen auf und begaben sich in ihre Stuben.

Am Nachmittag verließ Uwe Folmars Teda, um zu Walmot Tjemen hinüberzugehen. Er zauderte etwas damit, denn sie wollte nicht mit ihm und zeigte sich über seine Absicht mißlaunig, aber ein Drang trieb ihn heut und stellte sich gewaltsam seiner sonstigen steten Fügsamkeit unter ihre Wünsche entgegen. Zwar wußte er nicht, was er drüben eigentlich suche, andre Nachrichten vom Festlande, als das am Morgen in der Kirche verkündigte, konnte er dort schwerlich erfahren. Dies bestätigte sich auch, wie er kam; es ward nur über das geredet, was er schon wußte, und der Gedanke an den Verdruß Tedas, daß er sie allein gelassen, ließ ihn bald wieder aufbrechen. Doch stand er beim Fortgehen etwas zögernd, daß es Freda auffiel und sie ihn befragte, wonach er in der Stube umsehe. Er antwortete nun rasch: „Liest Du noch

in dem Buch?" — „In welchem?" — „Ich habe den Namen vergessen, das, welches Du neulich in der Düne hattest." Das Mädchen erwiederte: „Warum?" — „Ich möchte — wenn Du es grade nicht gebrauchst — Dich bitten —." Sein Gesicht färbte sich ein wenig roth, sie sah ihn überrascht an, holte das Bändchen mit dem „Wilhelm Tell" vom Sims und gab es ihm. Er dankte: „Ich bringe es Dir morgen wieder, Teda wartet auf mich", und er lief schnell nach Hause zurück.

Es hatte in der That auf den ostfriesischen Inseln keinerlei äußere und merkbare Veränderung zur Folge gehabt, daß sie aus dem Besitz Preußens in denjenigen Hollands übergegangen waren. Wie zuvor sich Niemand um sie bekümmert, geschah es von den neuen Behörden weiter. Der bisherige holländische Staat besaß schon ein Dutzend gleichartiger, halb vergessen in die Nordsee hinausgestreuter Eilande, und die hinzugekommenen reihten sich ihnen nur als winzigere östliche Fortsetzung an; die Gesammtheit glich einer langen Schnur von Perlen, die sich von Westen über der Ausmündung der Zuider-See her immer mehr an Größe verringerten. Doch auch abgesehen von der Nichtbeachtung der Inseln, hätte ihr neues Unterthänigkeitsverhältniß ihnen kaum sachliche Unannehmlichkeit verursacht. Der König Ludwig hegte wohlwollende,

humane Gesinnungen, Gerechtigkeitsliebe und wollte aufrichtig das Beste seines Landes. Er vermied jeden gewaltsamen Eingriff in das Bestehende, alle überflüssige Neuerung; auch auf dem ostfriesischen Festland nahm man wenig von dem Regierungswechsel gewahr. Weit schwerer als dieser machte sich in der Einwirkung auf das Leben der Bevölkerung die Continentalsperre geltend, zu deren strenger Durchführung der König wider eigenen Wunsch und Willen durch seinen allmächtigen Bruder gezwungen ward. England erlitt wohl Schaden dadurch, doch Holland drohte zu verarmen, und das Departement der Ost-Ems sah sich selbstverständlich dieser Gefährdung mit überliefert. Ein Ernteausfall des Herbstes verschlimmerte noch die Lage, reizte zu vielfältigem Betreiben des Schleichhandels mit englischen Waaren an, dem der neue Landesherr aus Antheilnahme für seine nothleidenden Unterthanen, wo es möglich fiel, durch die Finger sehen ließ, obgleich er immer eine Denuncirung bei seinem kaiserlichen Bruder und den Zorn desselben befürchten mußte. Aber im Ganzen verharrten die Zustände Ostfrieslands dergestalt friedfertig und erträglich, und nur die patriotisch gesinnten Gemüther trauerten in der Stille über ihre trost- und hoffnungslose Abtrennung vom deutschen Vaterlande.

Von ihnen fanden sich überall nicht viele und auf den Inseln am Wenigsten, dort wo die Kirche Remmerts Meynolts stand, sogar fast nur die Bewohner des Hauses Walmots Tjemen. Fast nur,

denn Einer war doch noch in Uwe Folmars hinzugekommen. Seine tägliche Anwesenheit in der Wohnstube oder in der unbenannten Schule Walmots hatte auch wie ein Tropfenfall gewirkt und den Zwiespalt in ihm hervorgerufen, daß er mit seinem geistlichen Erzieher das Irdische als bedeutungslos betrachtete und doch zugleich von hochangewachsener Liebe für Deutschland erfüllt worden. Er empfand, daß ein Widerstreit darin lag, und wußte selbst nicht, wie es so in ihm geschehen; aber daß es sei, fühlte er ohne Reue, vielmehr mit einem freudigen Bewußtsein. Wenn er darüber dachte, kam's ihm, daß mehr als Walmots Einfluß noch das Beispiel Fredas es gewesen, das ihn aus seiner früheren Gleichgültigkeit aufgerissen und sich nachgezogen habe.

Noch ein Dritter indeß, ein stummer und doch machtvoll beredter, hatte mit dabei geholfen, dessen Name als „Friedrich Schiller“ auf den im Besitz Fredas befindlichen Büchern stand. Wer er gewesen, ob er noch lebe oder todt sei, vermochte keiner der beiden in Erfahrung zu bringen, allein beide wußten, daß er in gleicher Weise eine überwältigende Macht auf sie übte. Es war nach langem Winter wieder Sommer geworden, und Uwe konnte den gesammten „Wilhelm Tell“ fast auswendig hersagen, wie Freda einen großen Theil der in dem andern Bande enthaltenen „Gedichte.“ Aus diesen hatte sich ein eigenthümliches geistiges Band um die Beiden geschlungen, sie trafen fast täglich eine Stunde lang zusammen,

um sich wechselseitig aus den Büchern vorzulesen, oder zu wetteifern, wer etwas Neues aus dem Gedächtniß zu sprechen vermöge. Teda hatte einmal daran Theil genommen, doch an den gelesenen Dingen keinen Reiz gefunden und war nicht wieder gekommen. Für Freda brachte dies gemeinsame Betreiben indeß einen lang vergeblich ersehnten Gewinn mit sich, da die klassische Ausbildung Uwes ihr zum Verständniß vieler bis dahin von ihr nicht begriffener mythologischer wie altgeschichtlicher Namen und Vorgänge verhalf. Sie saß aufmerksam, wie eine Schülerin seinen Erläuterungen zuhörend, doch ohne daß sie es selbst wußte, wendete sich zu anderer Zeit manchmal das Verhältniß um und war sie seine Lehrerin. Freilich nicht dadurch, daß sie über ihm fremde Kenntnisse verfügte, aber die Gedichte enthielten oftmals etwas, wofür sie eine andere Art oder Fähigkeit der Auffassung besaß, was ihm entging und erst mählich zur Empfindung gelangte, wenn er von ihr darauf aufmerksam gemacht wurde. Das eigentlich Poetische der Dichtungen war's, für das Freda, ohne daß sie das Wort noch den Begriff kannte, ein angeborenes Gefühl innewohnte. Dies kam besonders durch ihre Weise des Lesens oder Sprechens der Verse zum Ausdruck, die sie von niemandem gelernt, aber in sich selbst gefunden hatte. Weder Kinderhaftes, noch etwas Hochtrabendes klang draus, nichts Anderes als die einfachste Natürlichkeit, mit der sie Alles so wiedergab, wie es auf ihr eignes Empfinden einwirkte. Uwe horchte oft erstaunt auf diesen schlichten

und doch Manches ihm erst mit einem innerlichen Verständniß erhellenden Klang ihrer Stimme; er selbst verfiel beim Vortragen stets ins Pathetische, fühlte mehr und mehr das zumeist Unangemessene seines Tones und strebte eifrig danach, demjenigen des Mädchens möglichst gleichzukommen. Als Stelle ihres verabredeten Zusammentreffens bei trockner Witterung hatten sie ihren alten Kinderspielplatz in der Düne gewählt, und etwas Eigenes lag darin, wie Freda hier, wo sie einstmals zuerst von den Andern Unterricht im Hochdeutschen erhalten, dies jetzt mit einem Können nutzte, über das jene nicht geboten. Weniger eine Befähigung war's, als ein Besitz, das Mittheilen eines ihr angehörigen Eigenthums, das nur ein geübtes Ohr auch in der derber klingenden Sprache Walmots Tjemen heraushören mochte. Ohne diese wäre fraglos die Naturanlage in dem Gemüth des Mädchens nicht zum Aufgedeihen gelangt, aber sie hatte den Keim in ihm entwickelt, und nun zeitigte er feinere Blüthen, als der Lebensgang der Pflegerin selbst sie auszubilden vermocht. Uwe Folmars empfand, auch Teda besitze dies Unbenennbare, das sich nur mit dem Duft einer Blüthe vergleichen ließ, nicht, und es nahm ihn oft Wunder, wie derselbe einer so unscheinbaren Blume entstammen könne. Grade dieser Besitz wäre auch der hohen leiblichen und durchgeistigten Schönheit Tedas angemessen erschienen, die neben Freda fast den Eindruck eines höher, überirdisch gearteten Wesens erregte. Uwe hätte unendlich gewünscht,

die tägliche Lesestunde statt mit der letzteren mit der ersteren halten zu können, und es that eine gewaltige, von Schiller über ihn geübte Herrschaft kund, daß er sich um der Dichtungen desselben willen die Entbehrung auferlegte, sich nicht mit Teda zusammen zu befinden. Doch sobald das gemeinsame Lesen beendigt war, eilte er stets mit einer Schleunigkeit fort, die sein treibendes Verlangen, wieder bei ihr zu sein, aussprach. Sie las es ihm beim Kommen im Gesicht und empfing ihn befriedigt, ohne über seine Abwesenheit zu schmollen. Nur mit leichtem Spott äußerte sie zuweilen ihr theilnahmvolles Bedauern, daß er sich wieder in seiner „Schillerschule" habe abmühen und langweilen müssen. Dann sahen ihre Augen ihn, wie eine Antwort erwartend, an, und er blickte in sie hinein und sagte: „Ich erhalte ja täglich den schönsten Lohn dafür." — „Welchen?" — „Aus der Schule zurückzukommen."

Der preußische Staat lag ohnmächtig zu Boden geschmettert, fast einem Leichnam gleich; daß noch ein matter Pulsschlag und leiser Athemzug des Lebens in ihm fortdauerte, vernahm man kaum. Europa zuckte unter unablässigen Kämpfen weiter, in Spanien floß seit Jahren Tag um Tag das Blut, ein neuer Krieg Frankreichs gegen Oesterreich hatte begonnen, König Ludwig von Holland mußte auf Befehl Napoleons seine Seemacht rüsten und Schweden mit Krieg überziehen. Aber die Schauplätze dieser neuen Kämpfe lagen weit entfernt, es dauerte lange, ehe ungewisse

Nachrichten von ihnen eintrafen, und die Ergebnisse änderten nichts an der hoffnungslosen Zerstückelung des deutschen Vaterlandes ab. So fuhren auch Roeluf Hemmen und Freda nicht mehr nach Emden hinüber, um Kunde von dem Geschehenen zu erholen, in alter Einförmigkeit ging der Tropfenfall der Zeit über die Insel. Nur Eines kam einmal wie ein sonderbares Windmurren durch sonst todtenstille Luft, ein Geraun und Gerücht, man wußte nicht, von woher und ob etwas wahr dran sei, daß England eine große Flotte gerüstet habe, um die niederländische Seemacht zu vernichten und in Holland einzufallen. In den Lüften schwirrte es davon um, doch ohne Glauben zu finden; das Meer war durch die Schiffahrtssperre wie zu einer Mauer geworden, über die keine Botschaft mehr gelangte. Nur wie von einem Mövenruf geschrien, konnte sie dahergekommen sein.

Dann brütete ein ungewöhnlich heißer Vorsommertag über der Insel und ward zu schwüler, die Sterne mit Dunst bedeckender Nacht. Wolkenbänke schoben sich osther auf. Walmot Tjemen sagte: „Es giebt ein Gewitter." Sie saß in der weichen Luft mit Freda und Roeluf noch im Dunkel auf der Düne vorm Hause, die See wälzte, groß und ruhevoll rauschend, ihre Flutwellen heran. Nach kurzer Weile kam auch ein schütterndes Rollen durch die Luft: „Da donnert's schon," sagte Freda. Doch Roeluf Hemmen antwortete: „Dat is snaksch, kommt nicht aus Ost mit den Wolken, sondern vom West aus klarer Sicht." In

der That lag dorthin noch ein blauer, vom Abendroth überglühter Himmelsstrich, aber trotzdem scholl es aus diesem her jetzt wiederum mit einem dumpfen Getöse auf. Erst breithinrollend, dann kürzer abgesetzt, schärfer an's Ohr schlagend. Roeluf sprang plötzlich auf und rief: „Dat is keen Dunner, dat sind Kanonenslág so wat na Ter Schelling 'röver."

Freda hatte noch nie im Leben einen Schuß gehört, doch Walmot kannte Kanonenschüsse aus ihrer Jugendzeit, wie von ihrer Seefahrt her, und stimmte der Meinung Roelufs zu. Die Richtigkeit derselben beließ auch nicht Zweifel; immer auf's Neue rollten Salven und Einzelgeknall von Geschützrohren aus Westen herüber. Auch das von Roeluf Hemmen angegebene Entfernungsmaß mochte ziemlich zutreffen, das Getöse ungefähr aus der Höhe der altholländischen Nordfrieslandsinseln Ter Schelling oder Ameland entstammen; der Schall kam noch deutlicher vom Meer heraufgetragen, als durch die Luft. Was mochte er bedeuten, was geschah drüben? Es konnte kaum Anderes sein, als daß die englische Flotte vor der Ausmündung der Zuidersee mit holländischen Kriegsschiffen zusammengestoßen und im Kampf begriffen war. Der rothe Himmelsstrich erlosch immer falber, aber das Geschützfeuer verstärkte sich noch. Es lag Aufregendes in diesem fernen Herrollen von einem nur vermutheten, unbekannten Vorgang; die Augen sahen weitgespannt, als müßten sie etwas davon gewahren können, in's Dunkel hinaus. Der erste Ton

des ungeheuren, mehr schon als zehnjährigen Weltkrieges war's, den das Ohr der Insel selbst vernahm.

Auch drüben auf der anderen Seite hatte man die Kanonenschüsse gehört, und Neugier zog eine Anzahl der Dorfbewohner herüber. Mit ihnen kam Uwe Folmars und ihn begleitend Teda Remmerts gelaufen, die der noch nie vernommene fremde Ton ebenfalls neugierig gemacht. Unerwartet standen sie beide neben Freda auf der Düne, doch Teda enttäuscht, da sie etwas mit dem Blick hier wahrnehmen zu können geglaubt hatte. Uwes Phantasie und Empfindung dagegen war gewaltsam erregt; die Schiffe Englands bildeten für ihn die Freunde, diejenigen Hollands die Feinde, und bei jedem Rollen der Kanone flog ihm die laute Frage vom Mund, ob es Heil oder Unheil gebracht haben möge. Man gewahrte von den Umherstehenden nichts mehr, als tiefdunkle Schattenrisse, hörte nur ihre Stimme. Doch plötzlich zerriß die Finsterniß einmal von einem blendenden Licht, das Gewitter aus dem Osten hatte sich heraufgeschoben und einen ersten zischenden Blitz in die See geschleudert. Uwes Gesicht war gerade mit einer Aeußerung gegen Freda hingewandt, und diese sah bei dem kurzen Schein seine auf sie gerichteten Augen und zugleich, daß er die Hand der neben ihm stehenden Teda mit der seinigen umfaßt hielt. Rasch lag Alles wieder in schwarzer Nacht, einer der Fischer sagte: „Nu lat us man to Hus, nu kümmt dat richtige Dunnerwedder," und ein anderer

fügte drein: „Dat drippelt all.“ Auch der Mund Tedas äußerte: „Ja, es fängt an zu regnen und ist langweilig hier; komm, wir wollen zurück.“ Es war nicht mehr zu sehen, nur mit dem Gefühl aufzufassen, daß sie Uwe dabei an der Hand fortzuziehen suchte, doch er erwiederte: „Der Regen kommt zu schnell, wir müssen ihn bei Mutter Walmot abwarten.“ Wirklich schlugen auch schwere Tropfen jetzt herunter, und krachender Donner verschlang vollständig die ferne Seekanonade. So wandten sich alle dem nahebelegenen Hause zu und traten die Meisten in die Stube, wo Walmot Licht anzündete. Freda war indeß noch im Flur zurückgeblieben, um gedörrten Tang und Holzscheitwerk auf die Herdkohlen zu legen; wie die Flammen rasch hell aufschlugen, wollte sie den Andern nachfolgen. Doch bei der Umdrehung trafen ihre Augen Uwe Folmars, der einige Schritte von ihr entfernt stand und den Blick auf sie gerichtet hielt, in dem etwas Eigenthümliches, Suchendes lag, daß sie unwillkürlich fragte: „Warum siehst Du mich so an?“ Er wußte offenbar selbst nicht recht darauf zu antworten, und erwiederte nur: „Der Blitz — vorher —.“ Freda mußte wider Willen halb lachen: „Meinst Du, daß er mich getroffen hat? Mir scheint fast eher, als ob er Dir auf die Zunge gefahren sei.“ Nun hatte Uwe sich auf eine Antwort besonnen und sagte: „Bei dem Blitzschein war's mir einen Augenblick gewesen, als sähe ich Dich grad' so wieder vor mir, wie zuerst, als ich auf die Insel

kam; das grelle Licht muß die Täuschung gemacht haben.“ Das Mädchen suchte diesmal ein Lachen auf die Lippen zu zwingen, wie es entgegnete: „Das muß es wohl gethan haben, denn damals konnte ich der Mutter noch kaum mit der Hand an den Arm reichen und nun bin ich größer als sie,“ und die beiden gingen ebenfalls in die Stube hinein.

Drinnen saßen sie zu fünf um den Tisch, Muthmaßungen über das von der See her Gehörte austauschend; draußen polterte der Donner und klatschte der Regen. Grad' so war's, wie's ungefähr vor zehn Jahren gewesen, als die Kinder sich zum erstenmal von ihrem Spielplatz in der Düne vor dem Unwetterausbruch hierher geflüchtet hatten. Nur saßen auf den nämlichen Holzstühlen keine Kinder mehr, sondern ein kraftvoller, zwanzigjähriger junger Mann und zwei hochgewachsene junge Mädchen von bald siebzehn Jahren. Sie hatten sich sehr verändert oder auch nicht, wie man wollte. Die kleine Lampe verbreitete geringe Helle, jeder indeß, der vor einem Jahrzehnt hier gesessen, hätte bei dem kargen Schein Teda sogleich wieder erkannt. Doch wahrscheinlich Freda gleichfalls; es war merkwürdig und fiel bei dieser Beleuchtung auf, Uwes Augen hatten sich vorhin keineswegs völlig getäuscht. Freda war wohl noch zu mager für ihre Länge, und ihre Körperformen besaßen eine der Schönheit zuwiderlaufende ungelenke Eckigkeit, aber in ihren Zügen kam das ehemalige Kindergesicht wieder heraus. Wenigstens

gegenwärtig; man brauchte es nicht zu suchen, es war da und sprach, daß es seine alten Rechte immer mehr wieder geltend machen werde. Jedenfalls begriff der Blick nicht, daß es manche Jahre hindurch grobknochig, ausdruckslos und geradezu häßlich erschienen sein könne. Zu dem Goldhaar und den blauen Augen kehrte offenbar die zartrosige Färbung der Haut, feine und liebliche Züge ausbildend, zurück, nur hatte die frühere Kindlichkeit derselben sich ins Jungfräuliche verändert, oder stand vielmehr in dieser Wandlung; denn andererseits konnte der Blick auch jetzt noch über Freda hingehen, ohne Anderes als das an ihr wahrzunehmen, woran er in den Jahren ihrer Entwickelung gewöhnt worden. Und allerdings ließ das Blitzlicht jene Rückkehr zum ehemals Gewesenen noch klarer als das Tageslicht an ihr hervortreten. Wenn die gelben und blauen Flammen draußen niederschossen und für eine Sekunde die Lampe in der Stube vollständig verdunkelten, drehte der Kopf Uwes sich mit einer unwillkürlichen Bewegung nach der Seite, wo Freda Roelufs saß, wie wenn er sich vergewissern wollte, ob die neuen Blitze die Augentäuschung, die ihm der erste auf der Düne hervorgerufen, wiederholten. Es folgten im Uebrigen verhältnißmäßig nicht viele mehr nach, das Gewitter zog rasch vorüber und der Regen hörte nach einer Viertelstunde auf. Teda drängte wieder zum Fortgehen; als sie vor die Thüre traten, schimmerten bereits einzelne Sterne. Westhin vergrollte das Wetter,

den fernen Geschützdonner, wenn dieser nicht ein Ende genommen, überrollend; Roeluf äußerte, mit kundigen Seemannsaugen umblickend, morgen werde ein klarer, schöner Tag sein. Walmot versetzte, da könne er einmal wieder in der Frühe nach Emden fahren, um von dort Nachricht zu holen, was sich auf der See zugetragen habe, und Freda fiel erfreut ein, daß sie den Vater begleite. „Dann komme ich morgen also nicht in die Düne zum Lesen," sagte Uwe. Es klang ein Bedauern aus seinem Ton, er verabschiedete sich mit Teda und sie schlugen durch die Nacht ihren Heimweg ein. Er ging wortlos neben seiner Begleiterin, sie kannten seit undenklicher Zeit jeden Schritt des vieltausendmal begangenen Weges oder der Weglosigkeit über den Rasenboden, so daß auch im Dunkel kein Irren möglich fiel. Doch als sie an die Landenge kamen, sagte Teda, es sei so finster, sie sehe nicht, ob sie auf Erde oder in Wasser trete, und griff nach der Hand Uwes, daß er sie führen solle. Auch wie sie hinüber gelangt waren, ließ sie seine Hand nicht los, sondern schritt in gleicher Weise neben ihm weiter; ja, als steige ihre Besorgniß vor einem Fehlgehen noch, schlangen ihre Finger sich fester um die seinigen, daß er manchmal das rasche Klopfen des Blutes in den feinen Spitzen derselben fühlte.

Ein günstiger Wind, sowohl für die Hin- als Rückfahrt nach Emden, bauschte am andern Morgen die Segel, so daß Roeluf Hemmen und Freda noch

vor dem Abenddunkel wieder heimgelangten. Von dem Seegefecht hatte man jedoch in der Stadt noch nicht mehr gewußt, als auf der Insel, nur über das Auslaufen einer brittischen Flotte mit einem starken Landungsheere an Bord besaß man gewisse Meldung. Trotzdem glänzten die Augen Fredas bei der Rückkehr von einem ungewohnt freudenhellen Licht; sie brachte eine andere Nachricht mit und zum erstenmal seit Jahren eine solche, deren Mittheilung auch in Walmots Zügen gleiche Freudigkeit hervorrief. Nichts Gewaltiges war's, aber doch etwas Ueberraschendes, Hoffnung Aufweckendes, daß Walmot meinte, Dattje müsse noch zum Pfarrhaus hinüberlaufen, damit auch Uwe heut' noch davon erfahre. Freda zögerte und meinte, es sei morgen früh genug; offenbar widerstritt es ihrer Neigung, den Weg noch zu machen. Doch die Mutter hielt dafür, ihr selbst auch thue die Bewegung nach dem taglangen Sitzen im Boot gut, und so ging sie. Die Bodenfläche der Insel lag in letzter Abendsonne unbelebt um sie, allein eine Gesichtstäuschung kam ihr draus herauf. Deutlich gingen vor der Einbildung ihrer Augen Uwe und Teda Hand in Hand drüber hin, wie der Blitz sie eine Secunde lang gestern auf der Düne stehend gezeigt.

So lebendig bewegte sich das wesenlose Gaukelbild der Phantasie vor ihrem Blick, daß dieser nach einer Weile über eine am Sandhang sitzende Gestalt hinging, ohne im ersten Moment ihrem Bewußtsein zu übermitteln, Uwe Folmars befinde sich in Wirklichkeit

dort. Er konnte ja nicht zugleich mit Teda Hand in Hand gehen und drüben allein an der Düne lehnen. Aber unanzweifelhaft war er's nun doch, saß auf dem Platz ihres gewöhnlichen Zusammenkommens mit einem Buch in der Hand, und sie wandte sich auf ihn zu und fragte, umblickend: „Wo ist Teda geblieben?" Er antwortete verständnißlos und verwundert: „Teda? Ich habe sie nicht gesehen". — „Wie kommst Du denn hierher?" — „Ich habe zum Lesen auf Dich gewartet." — „Aber Du wußtest doch, daß ich heut' nach Emden sei."

Uwe erwiederte jetzt rasch: „Es ist wahr das hatte ich ganz vergessen." Sie sahen sich ein paar Secunden ohne weitere Worte zu finden, entgegen, Fredas Augen hatten die vorherige Täuschung immer noch nicht völlig überwunden gehabt. Nun erst begriff sie's deutlich, er sei wirklich allein hier und habe auf sie gewartet, und sie sagte: „Es ist schon spät, weshalb bliebst Du so lange? Du mußtest doch denken, daß ich – "

Er fiel ein: „Ich dachte, daß Du vielleicht eine gute Nachricht mitgebracht, die ich noch hören könnte —"

Es lag ein unvereinbarer Widerspruch in dieser zuletzt von ihm ausgesprochenen Erwartung und seiner vorherigen Aeußerung, daß er vergessen habe, sie fahre nach Emden, und er mochte sich dessen bewußt werden, denn sein Blick glitt bei den letzten Worten etwas befangen von dem Gesicht des Mädchens ab. Augen-

scheinlich war er sich selbst über den Beweggrund seines Hierhergekommen- und Verbliebenseins nicht recht klar; Freda aber überhörte den Widerspruch seiner beiden Angaben und griff nur ein Wort der letzteren auf: „Ja, ich bringe auch eine gute Nachricht, und die Mutter hieß mich zu Euch hinübergehen, damit Du sie ebenfalls heute noch erführst.“

Nun erzählte sie, und etwas Neues, Unverhofftes war's. Dann und wann hatte man schon in den letzten Jahren den Namen eines Hauptmanns Ferdinand von Schill vernommen, der während des unglücklichen Krieges ein Freicorps gebildet, den französischen Marschall Victor in seine Gefangenschaft gebracht, später glänzend die Vertheidigung der Festung Kolberg geführt und nach dem Tilsiter Friedensschluß vom König von Preußen zum Major ernannt worden. Seitdem in der Stille, ohne Vorwissen der preußischen Regierung an einem Plan arbeitend, den der inzwischen ausgebrochene Krieg Oesterreichs gegen Frankreich begünstigte, war er jetzt plötzlich zur Ausführung desselben geschritten. Das neue Königreich Westfalen, welches Napoleon für seinen Bruder Jerome gebildet, stand in Folge jenes Krieges von Truppen entblößt, und Schill hatte den raschen Entschluß gefaßt, dort mit seinem Husarenregiment einzufallen, in der Hoffnung, die Bevölkerung Norddeutschlands zu einer Erhebung gegen das französische Joch mit sich fortzureißen. Und eben war die Botschaft in Emden eingetroffen, daß er Halle erobert, die dortigen westfälischen Truppen entwaffnet

und danach ein siegreiches Gefecht mit der wider ihn ausgerückten Besatzung der Festung Magdeburg bestanden habe. Freiwillige strömten ihm zu und vergrößerten seine Macht, sein Name, als der eines erhofften Befreiers Deutschlands, klang auf allen Zungen, und auch in Emden hatten die Gesichter der von ihm Redenden ihre geheime Zuversicht auf das Gelingen seines Werks und daraus erfolgende Wiedergewinnung Ostfrieslands durch Preußen selbst vor den holländischen Behörden nicht verhehlen können.

Das berichtete Freda an Uwe Folmars, und die Augen der Beiden, die zuvor sich gegenüber eine wunderliche, abirrende Unsicherheit besessen, sahen sich nun gradaus und in gleicher Weise aufleuchtend an. Nach langer Trostlosigkeit war es eine erste vaterländische Freudenkunde, die ihnen auch gleichmäßig das Herz aufklopfen ließ und ihrer Phantasie die geweckte Hoffnung schon zur Gewißheit gestaltete. Der Wind kam von Südost herüber, dorther, wo der Major Schill gegenwärtig für die Befreiung Deutschlands kämpfte, und etwas Großes, Berauschendes wehte durch die Luft heran, athmeten die Lippen mit ihr ein. Es machte die Beiden eine Minute lang wieder zu Kindern, Uwe mußte seinen innerlichen Jubel durch ein körperliches Thun auslassen, ergriff die Hände Fredas und tanzte mit ihr im aufwirbelnden Sand, wie sie es einstmals hier gethan. Gleichwie die unfruchtbare Insel da und dort aus ihrem öden Boden fast befremdlich eine schönfarbige Blume auf-

sprießen ließ, so hatte Walmot Tjemen zwischen der gleichgültigen Bevölkerung auf der weltvergessenen Nordseescholle in zwei jungen Gemüthern eine begeisterungsvolle Vaterlandsliebe angefacht, die sie sich wechselseitig zu höher lodernder Flamme schürten Die Dämmerung brach herein, doch sie dachten noch nicht daran, auseinander zu gehen; mit ihrer spärlichen Kenntniß der Weltlage suchten sie sich vorzustellen und auszumalen, welchen Verlauf die Ereignisse weiter nehmen würden. Uwe erschien es zweifellos, daß Frankreich gegen die Vereinigung von Oesterreich, England, Spanien und Schweden unterliegen müsse, wenn Deutschland sich zugleich mit zum Kriege erhebe; Freda fiel zuerst die Aehnlichkeit der Namen Schill und Schiller auf. Ihnen kam der Gedanke, ob der kühne Husarenführer und der Dichter des „Wilhelm Tell“ vielleicht nur eine Person seien, die auf dem Titelblatt der Bücher etwas anders geschrieben oder im Volksmund anders gesprochen worden; jedenfalls bezeichneten beide fast gleichlautende Namen das menschlich Höchste für die volle Hingabe ihres Denkens, Fühlens und Hoffens. Erst als beinahe völliges Dunkel umherlag, trennten sie sich. Uwe sagte: „Gut' Nacht, Freda, morgen sprechen wir weiter, wie's geschehn wird,“ und er reichte ihr die Hand. Er hatte dies seit Jahren nur selten, bei besonderen Anlässen mehr gethan, sie fühlte, er stand ihr wieder näher, als es lange Zeit hindurch gewesen An die Stelle des alten Kinderfreundschaftsbandes war ein

anderes zwischen ihnen getreten, dasjenige ihres Miteinanderbegreifens der Schönheit und Herrlichkeit in den Gedichten Schillers und ihrer gemeinsamen Antheilnahme an dem Unglück Deutschlands. Nach der Lage der Umstände hatte es wohl derartig geschehen müssen, denn Uwe fand auf seiner Inselhälfte Niemanden, der in diesen beiden Richtungen Verständniß und Begeisterung mit ihm theilte. Es machte Freda glücklich, daß es so war und die Entfremdung zwischen ihm und ihr sich wieder zu einem freundlichen Verhältniß verschönert hatte. Aber trotzdem hob ihre Brust sich einmal mit einem tiefen, stumm zurückgepreßten Seufzer, wie sie nun allein durch's Dunkel nach Hause ging.

So umrauschten die Wellen auf dem kleinen Eiland auch den gleichen trügerisch schönen Hoffnungstraum, der zur selben Zeit im deutschen Norden ein schnelleres Herzklopfen in der Brust von tausend Jünglingen und Mädchen verursachte, und wie in Städten und Dörfern des Festlandes klang täglich durch die einsame Dünenstille der Name Schills von den Lippen Uwes und Fredas. Die Geschichte hatte ihnen von todten Helden aus vergangenen Zeiten gesprochen, welche mit glühendem Todesmuth den höchsten, selbstsuchtslosen Drang in sich, ihr Volk aus Schmach und Elend zu erlösen, verwirklichten; hier war ein heute lebender Held, den die jetzige Noth des deutschen Vaterlandes zu gleicher That angetrieben. Auch für sie auf der fernen Insel kämpfte er mit, in jedem

Augenblick mit ihnen zugleich athmete auch er irgendwo. Eine Vorstellung, ein unablässiges Mitempfinden zu jeder Stunde war's, gewaltig in Beiden das Innerste erregend; sie mußten mit ihren körperlichen Augen nach ihm suchen, dorthinüber in die Weite schauen können, wo er sich befand, und verlegten ihren Zusammenkunftsplatz an den Südrand der Insel, der nach dem grauen Strich des Festlandes hinblickte. Hier woben sie gemeinsam einen Glorienschein um ihren Helden, statteten ihn mit allen höchsten Menscheneigenschaften des Geistes und der Sinnesart aus. Uwe Folmars fragte auch einmal: „Wie denkst Du Dir, daß er körperlich aussieht?" Natürlich dachte Freda ihn sich groß, schlank und kraftvoll. „Und sein Gesicht?" Darauf wußte sie keine Antwort. „Wie sollte man sich das vorstellen können?" Uwe sann kurz nach: „Kannst Du Dir Jemanden auf der Insel denken, mit dem er Aehnlichkeit hätte?" Sie lachte halb: „Von den Fischern, nein, gewiß nicht!" und sie sah dem Fragenden in's Gesicht, ob sie ihn richtig verstanden habe. Dann fügte sie mit einer wunderlichen Hast drein: „Nein, ich kann's mir nicht vorstellen, wie sein Gesicht sein mag," und ihre Augen gingen seitwärts hinüber auf die See hinaus. Wenn sie aber so ihre Gedanken und ihre Einbildungskraft in Bezug auf den Gegenstand ihrer Bewunderung und Begeisterung für den Tag erschöpft hatten, setzten sie dasjenige fort, wodurch sie zuerst wieder in der Düne täglich zusammengeführt worden. Freda brachte

stets eines ihrer Bücher mit, und sie lasen draus vor, bald er, bald sie. Es knüpfte sich ihnen an das Voraufgegangene fast wie ein Gleiches an; in ihren Empfindungen flossen Schill und Schiller ähnlich wie der Namensklang beider ineinander.

Doch der schöne Traum war kurz, und in der Wirklichkeit hatte er sogar schon lange geendet, ehe der Wind ihnen eine Ahnung davon herübergetragen. An einem stürmischen Junitage war Roeluf Hemmen nach Norden gefahren, Walmot hatte doch wieder Sorge gehabt und Dattje gebeten, ihn diesmal nicht zu begleiten. Schon am frühen Nachmittag kam er mit fliegenden Segeln, einer jagenden Möve gleich, zurück, doch als ein Unglücksvogel mit dumpftönendem Ruf. Die Heere Oesterreichs waren geschlagen und in Folge der neuen Siege des französischen Kaisers der kühne Major Schill von dem völlig entmuthigten preußischen Könige nicht nur verleugnet, sondern mit den Seinigen als todeswürdiger Aufrührer erklärt worden. Geächtet und verlassen hatte er an die Ostsee flüchten müssen, in der Hoffnung, dort von kreuzenden englischen Schiffen aufgenommen zu werden. Doch von einer zwanzigfach übermächtigen holländischen und dänischen Truppenmacht verfolgt und in der Stadt Stralsund eingeschlossen, war er dort nach tapferster Gegenwehr von den stürmenden Feinden überwältigt und mit fast allen seinen Begleitern im Straßenkampf gefallen, da er sich nicht lebend ergeben gewollt. Diejenigen Offiziere seines Regiments, die

verwundet in Gefangenschaft gerathen, hatte Napoleon zu Wesel erschießen lassen.

Das war die furchtbare Botschaft, welche Freda laut schluchzend an Uwe überbrachte, der heut' schon lange in der Düne auf sie gewartet. Sie konnte es kaum von den zitternden Lippen bringen; todt und zerschlagen lag ihr gemeinsames Heldenbild im Gassenschmutz der fernen Ostseestadt, hatte dort schon vor Wochen den letzten Athemzug ausgehaucht, während sie ihn hier noch auf ihren leuchtenden Hoffnungstraumflügeln von Sieg zu Sieg getragen. Vom Mund Uwes flog fast unbewußt aus tiefster Brust hervor ein todesschmerzlicher Ausruf: „Wie konnte Gott das geschehen lassen!“ Aber zugleich rannen ihm, wie Freda schon vorher, die Thränen aus den Augen; in ihrem jäh auf sie hereingebrochenen bitterlichen Leid suchten sie unwillkürlich gleich zwei hülflosen Kindern Zuflucht bei einander. Der Kopf des Mädchens hatte sich an seine Schulter gelehnt und sein Arm legte sich um sie. und sie weinten zusammen um den Untergang Ferdinands von Schill.

Doch um eine Minute später befanden sie sich heut' nicht mehr allein in der Stille, denn der Kopf Tedas hob sich hinter ihnen über den Sandhang. Sie war seit langem mißmuthig über Uwes stetes nachmittägliches Fortgehen und hatte an dem alten ehemaligen Spielplatze, wo sie ihn mit Freda lesend wußte, umsonst nach ihm gesucht. Nun rief sie, seiner

ansichtig werdend, mit einem spöttischen Ton: „Warum haltet Ihr Eure Leseschule denn jetzt hier?“

Die Angerufenen fuhren bei dem Stimmenklang auf, beide etwas verwirrt, der Schall hatte sie aus völliger Vergessenheit aller Dinge um sie her emporgerissen; Uwes Arm blieb jedoch um die Schulter Fredas liegen, während diese mit einem hastigen Ruck den Kopf von ihm forthob. So blickten sie noch ungewiß die über ihnen Stehende an, die einige Secunden lang jetzt stumm auf die feuchtschimmernden Augen beider niedersah. Dann that Teda Remmerts etwas Jähes, ihre Züge sprachen, daß sie von einem Aufsturm ihres Innern willensunfähig dazu fortgerissen wurde. Sie trat plötzlich heran, ergriff den von Uwe mitgebrachten Band Schiller'scher Gedichte und schleuderte ihn, so weit sie vermochte, von der Dünenhöhe in die drunten anrollende Flut der See hinaus. Danach drehte sie sich mit einem kurzen, scharftönigen Lachen wortlos um und schritt durch die Sandhügel weiter.

Es war so schnell geschehn, daß nur der Blick den Vorgang aufgefaßt, doch der Gedanke noch kaum ein Begreifen daran zu knüpfen vermocht hatte. Uwe Folmars stand aufgesprungen, den Blick dorthin richtend, wo das Buch im Wasser verschwunden lag, und stieß aus: „Was soll das? Wenn es einen Spaß bedeutet, war's ein schlechter!“ Sein Ton klang unwillig aufgebracht; Freda sah der drüben am Strand entlang Wandernden nach, das Blut war ihr aus dem Gesicht geflossen, und ihre Brust bewegte sich von keinem

Athemzug. So stand sie etwa ein Dutzend rasch-fliegender Herzschläge hindurch lautlos, dann wandte sie den Kopf gegen Uwe und sagte mit leiser, gepreßt-ruhiger Stimme: „Es hat sie verdrossen, daß Du sie so oft allein gelassen; sie denkt, wenn das Buch fort ist, wirst Du's nicht mehr. Du bedachtest's nicht, aber von mir war's Unrecht — so laß uns von heut' damit aufhören. Schill ist ja auch todt, wir hätten nichts mehr zu reden, und da liegt nichts an dem Buch. Leb' wohl, Uwe, und hab' Dank für Alles, was Du mich hier gelehrt". Sie reichte ihm die Hand, die er faßte, doch nicht zum Abschied, sondern er hielt sie fest und erwiederte mit voll überzeugtem Ton: „Du hättest Unrecht gehabt? Womit? Sie hat Dein liebstes Eigenthum zerstört und Dir weh gethan. Bleib' und setze Dich wieder, wir wollen weiter sprechen." Allein Freda schüttelte hastig den Kopf: „Nein, geh zu ihr — sie glaubt, daß sie Grund hat. erzürnt zu sein. Wenn Du Freundschaft für mich hast, so geh' ihr nach und beruhige sie. Ich weiß, sie kann nicht dafür, wenn's so über sie kommt".

Das Mädchen zog jetzt die Hand aus seiner und ging schnell davon, ihrem Heimathshause zu. Uwe blieb unschlüssig stehn, er war empört, daß Freda grundlos von Teda gekränkt worden, und doch zog es ihn auch der letzteren nach. So that er, was voraus-zusehen war, und folgte ihr; er wollte ihr vorhalten, daß sie Unrecht gethan, und fragen, was sie dazu veranlaßt. Als er an den Strand hinunterkam, ließ sich

nichts mehr von ihr gewahren, doch wie er am Ufer entlang schritt, saß sie ein wenig seitwärts in einem kleinen, nur vom Wasser aus wahrnehmbaren Einschnitt der Düne. Sie that, als ob sie sein Kommen nicht bemerke, er trat zögernd heran und setzte sich neben sie; dann brachte er seine beabsichtigte Frage vor, weshalb sie Fredas Buch in die See geworfen habe. Nun lachte sie, die Sternaugen gegen ihn drehend, erkünstelt auf: „Ich wollte Euch Gutes damit thun und das, was Euch beide zum Weinen gebracht hatte, unschädlich machen". Uwe entgegnete unmuthig: „Wir weinten nicht über das Buch — aber wenn Du nicht ernsthaft antworten willst, warum Du Freda so gekränkt hast —". Er machte eine Bewegung, um aufzustehen, doch im gleichen Augenblick warf Teda ihre beiden Arme ungestüm um seinen Hals, daß er mit dem Kopf in den Sand zurückglitt, und sich rasch über ihn bückend, küßte sie ihn mit athemloser Schnelligkeit ein halbes Dutzendmal auf die Lippen. Zum erstenmal im Leben war ihm das geschehen; wie sie ihn frei ließ und er sich, nach Luft ringend, mit rothüberglänztem Gesicht aufrichtete, vermochte er kein Wort hervorzubringen, sondern sah nur wie stumm-betäubt in ihre dicht vor ihm strahlenden Augen. Doch sie lachte wieder, nur natürlicher jetzt: „Ja, ich that Unrecht dran und hab's Dir abgebeten. Hast Du's mir vergeben?"

Er saß und hielt ihre Hand gefaßt, zu sagen wußte er nichts. Tedas Lippen hatten schweigend etwas gesprochen, wofür es keine Worte gab, und ihre

Miene redete, sie wolle auch keine darüber hören, es sei nichts weiter gewesen, als daß sie für ihr vorheriges Thun seine Verzeihung erbeten. Ihm klopfte das Herz wie noch niemals — erinnerungsvoll faßte es ihn seltsam an, nur einmal im Leben hatte es ihm doch ähnlich in der Brust gestürmt, damals, als er vor langen Jahren das Goldhaar der kleinen Freda neben sich von der Flut verschlungen gesehn. Das gab seinen Gedanken eine Richtung und seinem Munde Worte, nach denen er suchte, um auch unbefangen auf die Aeußerung Tedas erwiedern zu können. Er sagte: „Mir hast Du ja nichts gethan, nur für Freda war's mir leid, daß sie traurig fortging. Aber" — ihm kam ein glücklicher Einfall „wir können's zusammen wieder gut machen, daß sie's morgen vergißt". — „Womit?" — „Ich sah die Stelle, wo das Buch in's Wasser gefallen, und finde es vielleicht; dann giebst Du es ihr zurück." Ein Unmuthsschatten wollte über die Stirn Tedas ziehen, doch ein eigenthümliches Licht ging zugleich blitzartig kurz durch den Hintergrund ihrer Augen und sie fiel ein: „Du findest es nicht, das Wasser ist zu tief dort." — „Ich kann schwimmen und wenn's noth thut tauchen." Nun versetzte sie: „Du hast Recht, es würde Freda freuen, und es war unrecht von mir". — „So bleib' hier, ich komme zu Dir zurück, sobald ich das Buch habe."

Uwe lief eilig davon, es drängte ihn, eine Weile mit dem stürmischen, jauchzenden Gefühl seines Inneren allein zu sein. Der letzte Tagesschein, ein Gemisch

von Abendrothglanz und Dämmerungsgrau, lag über der Insel, wie er die Dünenvorsprünge umbog; dann stand er dort, von wo das Buch geworfen worden, vergewisserte sich im Gedächtniß genau über die Flugrichtung desselben, legte hurtig seine Kleider ab und ging in die sanft anrollenden Wellen hinein. Die Kühle des Wassers that ihm wohl, in der letzten Abendbeleuchtung umher war etwas Märchenartiges; wenn die Welle sich einen Moment unter ihm zur Ruhe glättete, gab sie ihm das Spiegelbild seiner kraftvollen Gestalt wie von einem rothen Strahlengewand umflossen zurück. Die Ausführung seiner Absicht aber erwies sich schwieriger, als er gedacht; offenbar hatte die See ihre leichte Beute mit sich umhergerollt, nicht an der Stelle des Untersinkens belassen. Vergeblich suchte er da und dort, einigemal tauchte er nieder, weil er etwas unter sich gefühlt, allein es war eine große Muschel oder ein Stein. Dann ließ ein glücklicher Zufall seinen Fuß doch grad auf sein Ziel treffen, er bückte sich, hielt das Buch in der Hand und eilte triumphirend dem Ufer zu. Mit leicht begreiflicher Gedankenverbindung fiel ihm der Schillersche Taucher ein; er kam sich wie dieser vor, welcher der harrenden Königstochter den Becher zurückbringe. Doch plötzlich befiel's ihn mit einem Schreck, wenn ein Zufall Freda noch hierher an den Strand führe, daß sie um die Dünenecke komme und er, ohne sie von Weitem gewahrt zu haben, so vor ihr stehe. Mit einer herzklopfenden Angst lief er zum Ufer, kleidete sich schleunig

wieder an und ging dann beruhigt am Strand entlang, um zu Teda zurückzukehren. Die Dämmerung fiel jetzt, wie ein von unsichtbaren Händen grau herabgeworfenes Gespinnst nieder; als er an dem vorherigen Dünensitz Tedas eintraf, lag dieser verlassen, sie befand sich nicht mehr dort. Um sie zu suchen, überstieg er die Hügelwellen, sah indeß auch auf dem Innenboden der Insel nichts von ihr. Dann, als er sich einmal umwandte, war sie doch hinter ihm, aus der Richtung, die er verlassen, zum Vorschein gelangt; offenbar hatte sie sich, um ihn zu necken, irgendwo zwischen den Sandhügeln versteckt gehalten. Ihm kam der Gedanke, es ihr mit Gleichem zu vergelten; sie konnte noch nicht gesehen haben, daß er das Buch in der Hand trug, er verbarg diese rasch hinterm Rücken und rief ihr entgegen: „Ich hab's nicht finden können." — Sie antwortete: „Doch, Du hast's!" — „Nein." — „Ich hab's ja in Deiner Hand gesehn." Ueberrascht erwiederte er, den Arm jetzt vorziehend: „Du mußt Mövenaugen haben, ich hätte in dem Zwielicht so weit bei Dir nichts davon erkannt." Nun lachte sie lauttönig: „Du weißt doch von jeher, daß meine Augen die schärfsten auf der Insel sind." Er versetzte: „Die schönsten gewiß"; sie hängte ihren Arm in den seinigen und sagte: „Es dauerte mir zu lang, ich wollte nach Haus gehen, denn ich dachte, Du könntest bis in die Nacht suchen, und die Luft ward kühl zum Sitzen. Wie hast Du's gefunden? Verzeih, daß meine Thorheit Dir so viel Mühe damit gemacht."

Sie sprach rascher, lebhafter, als sonst, und gegen ihre Gewohnheit fast unausgesetzt; es regte Uwe den Eindruck, als wolle sie vorher Geschehenes in Vergessenheit bringen, kein Denken daran aufkommen lassen. Doch ihr Gesicht schien zu reden, daß sie selbst etwas von ihr Begangenes unruhig im Bewußtsein trage; es zeugte nicht von der Abendkühle, sondern war heiß überflossen. Merkbar lag etwas Fieberndes in ihr, denn sie schauderte manchmal leicht mit den Gliedern zusammen. Uwe meinte, ob sie das gerettete Buch noch jetzt zu Freda hinüberbringen wolle, doch sie hielt dafür, es müsse erst trocknen und verschob die Zurückgabe auf den anderen Morgen. Wenn er sie beim Sprechen anblickte, wichen ihre Augen sonderbar mit einer fremden Scheu, die er noch nie in ihnen gewahrt, an den seinigen vorbei, aber ihr Arm zog sich fast von Schritt zu Schritt enger an ihn. So gingen sie dem Pfarrhaus zu; in ihm war gegenwärtig kein Gedanke an alles das, wovon er vor einer Stunde im Innersten erschüttert gewesen, er hatte den Tod Ferdinands von Schill völlig vergessen.

Erst der nächste Sonntag weckte ihm dies Gedächtniß lebhaft auf. Remmert Meynolts schloß vor der versammelten Gemeinde an seine Predigt ein ungewöhnliches Dankgebet, das ihm von der Kirchenbehörde zu Aurich aufgetragen worden. Er dankte der göttlichen Vorsehung, Weisheit und Gerechtigkeit, daß sie in der Stadt Stralsund die Waffen Hollands

gesegnet und durch diese einen ruchlosen Empörer gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit, Seine Majestät den Kaiser Napoleon, den Erhalter der weltlichen Ordnung und Beschirmer der Wohlfahrt in allen deutschen Landen, zum Fall und zum Gericht gebracht habe. Uwe blickte den Prediger während der ruhig gesprochenen Worte reglos an, vergaß beim nachfolgenden Schlußgebet seine Hände zu falten und mit seinen Gedanken daran theilzunehmen. Die Sommersonne fiel warm und leuchtend in die Kirche, aber es überrann ihn plötzlich mit einem frostigen Schauder, und er lief nach der Beendigung des Gottesdienstes allein in die Düne hinaus. Dort blieb er an einer einsamen Stelle stundenlag über die Mittagsmahlzeit fort unbeweglich sitzen und sah mit irr-unsicherem Blick schweigend in die endlose Weite der See.

Kurze Wochen vergingen, da traf die Nachricht von dem Friedensschluß zu Schönbronn ein, in welchem Oesterreich einen großen Theil seiner Länder an Frankreich und dessen Verbündete abtreten gemußt. Fast gleichzeitig damit kam die Botschaft, daß von der englischen Flotte vierzigtausend Mann Landungstruppen in die Schelde eingedrungen und nach anfänglichen kurzen Waffenerfolgen gezwungen worden seien, unter großen Verlusten auf die See zurückzuflüchten. Der französische Kaiser besaß keinen Gegner mehr, der sich unterfangen konnte, ihm die Stirn zu bieten. Mit Rußland verbündet, führte er die Oberherrschaft über ganz Europa außer dem unnahbaren

Brittenreiche; hoffnungsloser zerdrückt und verblutend denn je zuvor, lag vor Allem das in Stücke zerrissene Deutschland unter seiner Willkürhand.

Das tägliche Zusammenkommen Uwes und Fredas in der Düne hatte aufgehört und sie sahen sich nur selten mehr. Es war nicht von seiner Seite ausgegangen, noch hatte sie wieder irgend ein darauf bezügliches Wort gesprochen, aber ihr Thun zeigte, daß sie den Vorsatz gefaßt, von der alten Gewohnheit abzustehen, fraglos, um Teda keinen Grund zu Verdruß und Mißlaune zu veranlassen. Um die Tagesstunde, in der sie früher gemeinsam mit Uwe gelesen, begleitete sie jetzt stets Roeluf als Gehülfin zum Fischfang und nahm in der übrigen Zeit Walmot nach Kräften die Sorge für die Hauswirthschaft ab. Ueberhaupt hielt sie sich fast nur in der Nähe des Hauses auf, zur anderen Hälfte der Insel begab sie sich niemals hinüber. Nichts von draußen Kommendes hätte auch einen Anlaß dafür bieten können. Nicht gute, noch schlimme Nachrichten schollen mehr vom Festlande her, unveränderlich, wie in einer Todesstarre lag die deutsche Welt, weder Hoffnungen, noch Befürchtungen erregend; auch im Hause Walmots schwiegen die Lippen über den trostlosen Untergang des Vaterlandes. Dann brach der Winter ein, früh streng und mit unheilvollen Stürmen beginnend, welche

die Landenge hoch überflnteten und den Verkehr zwischen den Inselhälften erschwerten. Die Flöße, die einstmals den Kindern zum Hin- und Hergelangen gedient hatten, lagen seit langem zerfallen und vermorscht; aber sie waren auch nicht mehr nöthig, Niemand vermißte sie. Die Fischer, welche dann und wann den Verbindungsweg benutzten, wanderten durch das Wasser, gleichgültig, ob dieses ihnen bis über die Kniestiefel stieg, und die Frauen hoben ländlich-unbekümmert ihren Rock so hoch, als es nöthig fiel, ihn vor der Nässe zn bewahren. Doch oft vergingen Tage, ohne daß Jemand bei dem Watgang zu betreffen war.

So verbrachten Uwe und Teda auf ihrer Seite ebenfalls gleichmäßige Tage. Die letztere theilte allerdings seine weit vorgeschrittenen klassischen Studien nicht mehr, aber gemeinsam mit ihm unterrichtete sie jetzt selbst die Kinder in der Dorfschule. Diese Thätigkeit entsprach ihrer angeborenen Neigung, als Lehrmeisterin aufzutreten; nicht der Gedanke, ihrem Vater eine Bürde zu erleichtern, hatte sie dazu veranlaßt, so wenig, als es ihr in den Sinn gerieth, ihrer Mutter durch Unterstützung im Hauswesen zur Hand zu gehen. Wie von jeher bestand zwischen den Eltern und der Tochter keinerlei auf kindlicher, auf väterlicher und mütterlicher Liebe beruhendes Verhältniß, aber Niemand von ihnen entbehrte ein solches, trug ein Bedürfniß dafür in sich. Remmert Meynolts fand völliges Genüge in dem gläubigen Sinn Tedas,

und wie ihm die Seele seines Kindes nicht wichtiger als die eines anderen galt, so bildete für Dina Swidders ihr Kind nur eine Last im Hause, wie ein fremdes es gethan hätte oder in Uwe Folmars that. Unverkennbar aber stellte Teda in sich eine wundersame Zusammenfügung der Wesensart beider, ihres Vaters und ihrer Mutter dar, nur ohne die Eigensuchtslosigkeit und die auf das Ewige gerichtete Menschenliebe des ersteren. Ihr Charakter verband aufs Untrennbarste dem Himmel zugewandte Frömmigkeit mit irdischer Selbstsucht, und Beide zogen ihre Nahrung aus der nämlichen Wurzel. Selbstsucht allein auch war's, welche sie allen Glaubensvorschriften aufs Strengste nachkommen ließ, um nach dem kurzen Erdenleben mit Gewißheit der unvergänglichen Freuden des jenseitigen theilhaftig zu werden. Auch in Bezug darauf dachte sie nur an sich, das ewige Heil oder Nicht-Heil aller Anderen berührte sie nicht.

Der Einzige, der einen Mangel menschlich-innigen Zusammenhanges im Pfarrhause empfand, war Uwe Folmars. Er hatte in früher Kindheit eine Mutter besessen und ihre Liebe gekannt; ein Nebel breitete sich ihm wohl über die Erinnerung daran, aber zerriß wie vor einem Sonnenstrahl, und jene kam ihm zurück, wenn er an das Haus Walmots Tjemen und des Herzensverbandes derer darin gedachte, die nicht einmal Mutter und Tochter waren. Dunkel empfand er in gleicher Weise auch, daß Tedas Denken und Thun nur der Rücksichtsnahme auf ihr

eigenes Wohlbefinden entstammten, doch trotzdem klammerte er sich an sie, wie ein Schiffbrüchiger an einen einzigen Halt. Dies war ein voll zutreffendes Gleichniß, denn er trieb auf einem Meere, in Wogen, die er nicht mit seiner Kraft beherrschen konnte. Seltsam Unruhiges lag in ihm, er wußte nicht, was er wollte, wohin er strebte. Seine Vorbereitung zum theologischen Studium schritt dem Ende zu, im nächsten Jahre vermochte er das zur Beziehung der Universität erforderliche Examen zu bestehen. Doch seine Gedanken und sein Trachten waren nicht mehr wie früher daraufhin gerichtet, die Vorstellung, daß er die Insel verlassen solle, erfüllte ihn mit Schreck. In seinem Innersten ging etwas um, daß er nicht zum Pastorenberuf befähigt sei, ihm fehle ein Nöthiges dazu, und er wollte auch nicht von Teda fort. Das Verhältniß zwischen ihm und ihr enthielt und bewahrte etwas Ungesprochenes, zumeist nur von den Augen Geredetes, die Lippen gaben wenigstens durch Worte nichts davon kund. Nur ab und zu thaten sie's in anderer Weise, wenn Beide im Dunkel des Flurs oder einer Stube zusammentrafen, zufällig, sie suchten nicht danach, daß es geschehe. Dann schlang Teda bisweilen plötzlich die Arme um seinen Hals und küßte ihn, hastig, heftig, mit wachsendem Ungestüm. Das Dritte sprach daraus, das sich zu den beiden andern Triebkräften ihres Wesens gesellte, die räthselhaft ihr von der Natur zum Erbtheil gefallene Mitgift leidenschaftlichen Blutes, das sich schon im

Kinde geäußert. Es kannte keine Schranken des Rechtes und Glückes Anderer, noch im eigenen Innern; es kannte auch nur sich selbst, sein Wollen und Verlangen. Aber Berauschendes floß aus den Armen, von den Lippen Tedas, wenn sie sich so wie zu einem neckisch überraschenden Spaß aus dem Dunkel um Uwe Folmars schlangen und ihm flüchtig den Athem raubten; ein unzerreißbares, langsam von langen Jahren gewobenes Band hielt ihn an sie gefesselt. Dann gingen sie Tage hindurch in ruhiger Weise, wie zwei sich gleichgültige Geschwister nebeneinander her; das Wort Liebe, überhaupt ein Laut oder Zeichen des Einverständnisses kam nie von ihrem Munde, doch wer Zeuge jener zeitweiligen Umarmungen zwischen ihnen gewesen, hätte nicht zweifeln können, ein heimliches Liebespaar vor sich zu sehen. Es geschah einmal, daß Dina Swidders, unerwartet ins Zimmer tretend, sie so betraf. Ihre Miene veränderte sich bei dem Anblick in nichts, nur ihre Lippe warf ein kurzes Zucken auf, wie sie stumpf-gleichgültigen Tones sagte: „Seid Ihr so weit und auch Narren? Dann macht, daß Ihr bald zur Vernunft kommt und – .“ Sie fügte einen Rath bei, der den Beiden, die auseinander gefahren waren, das Blut ins Gesicht schießen ließ, so daß sich ihre Augen in den nächsten Tagen wechselseitig mit Scheu auswichen. Aus dem Verhalten Dinas aber redete, daß sie mit völlig unbekümmerter Achtlosigkeit auch die Befolgung ihres cynisch-spöttischen Rathschlags durch

ihre Tochter angesehen haben würde. Es gab kein Menschengefühl und Menschenthum mehr für sie, das Anderes, als ein hohles, werthloses Thongefäß ohne Inhalt bildete. Es sobald als möglich in Scherben zu zerschlagen, war das Beste, um die Narrheitsplage los zu sein.

Der Fortgang des Winters brachte große Noth und Bedrängniß an der gesammten Küstenausdehnung des holländischen Staates von der Schelde bis zur Wesermündung hin. Eine Sturmflut, wie sie seit Menschengedenken nicht erlebt worden, durchbrach an zahlreichen Stellen die Deiche, die unabsehbare Marschniederung ward überschwemmt, viele Dörfer fielen völliger Zerstörung anheim. Auch in Ostfriesland wütheten Wind und See, zu fesselloser Wildheit vereinigt, in ungekanntem Maße, brachten viele begüterte Grundbesitzer in einer Nacht an den Bettelstab, manchen gelang es kaum, das nackte Leben zu retten. Die Inseln waren durch die Dünenwälle vor der drohendsten Gefahr geschützt, doch Sprühwellen stoben bis über die Kämme der Sandhügel herauf, der Wogenanprall erschütterte unablässig die kleinen Landschollen wie ein Erbeben des Bodens durch unterirdische Gewalt. Das Rütteln und Klirren der beweglichen Gegenstände in den Stuben, von dem ungeheuren nächtlichen Getöse draußen umrasselt und umdonnert, regte selbst die abgehärteten Sinne der Fischer fieberhaft auf, es erschien wie Beginn des Weltuntergangs. Nur im Pfarrhause Remmerts blieb fast Alles in gelassener Ruhe. Der

Mund des Pastors erachtete es überhaupt nicht für nöthig, zu äußern, daß die Hand Gottes nicht anders im Sturm als in der Stille seinen Willen vollziehe; Dina Swidders sagte gähnend: „Wer morgen nicht aufwacht, hat keine Plage mehr", und legte sich wie immer zu Bett. Auch Teda und Uwe begaben sich in ihre Kammern; die erstere verrieth ebenfalls keine Furcht, sie war, gleich ihrem Vater, zu jedem Augenblick bereit, das Erdenleben mit den himmlischen Freuden zu vertauschen. Doch Seele und Körper schieden sich völlig in ihr; so lange sie noch mit diesem athmete, seinen Pulsschlag fühlte, wollte sie nicht hungern, nicht frieren, ihm Das nicht versagt wissen, wonach er ein Verlangen in sich trug. Vor ihrer Kammerthür verabschiedete sie sich von Uwe: „Wenn's noch zunimmt und Du glaubst, daß das Wasser über uns geräth, so komm und wecke mich. Dann wollen wir versuchen, ob es der Wille Gottes ist, daß wir uns zusammen retten und noch weiter leben." Aus ihren Augen glühte ein kurzer Blick in die seinigen, der ihn verfolgte, den er noch vor sich sah, als er sich im Dunkel hingestreckt. Er konnte nicht schlafen, horchte, ob die Wuth des Sturmes ab- oder noch zunahm; was von Beidem er hoffte, wünschte, wußte er nicht. Erfahrung und Verstand sagten ihm, daß die Dünenwälle selbst für die Nordsee zu hoch und unbezwinglich seien, daß diese nicht herübergelangen und nicht hindurchbrechen könne. Aber wenn es dennoch geschehe? Von Sinnestäuschung erfaßt, hörte er eine thurmgleiche Woge zum

Hause heran donnern, sah sich in der Vorstellung aufspringen, zu Teda hinüberstürzen, sie mit sich fortreißen, halten, tragen. Wohin? Auf's Dach empor, zum Kirchthurm, wo eine Rettung möglich fiel, um noch zu leben, zu leben.

War es Zeit? – Er lauschte auf das Gebrüll draußen mit fiebernd klopfendem Blut. Der Pulsschlag jagte schneller und schneller, „ja — ja!" redend, drängte ihn hinüber, die Schlafende zu wecken, ihr als Helfer bereit zu sein. Seine überreizte Einbildung schuf sie sich wie lebend vor den Blick, mit jedem Gesichtszug, so wie sie ihn vorhin auf dem Flur verlassen. Nur hatten die Wellen, durch die er sie fortrang, ihr das dunkle Haar aufgelöst und das graue Kleid, das sie getragen, zu weißrosiger Farbe verwandelt. Aber drüberher durch den Gischt und Schaum glühten ihre Augen ihn ebenso wie bei der Trennung an. Und er sprang auf, stand in seiner Kammer.

Hatte er doch nicht gewacht, sondern in einem Halbtraum gelegen, der ihm noch wunderlich zerschwankend vor dem Gesicht weiter ging? Der Schaum und Gischt umsprühte ihn noch, auch Tedas Kopf hob sich drüber, doch das lang nachfliegende dunkle Haar daran ward heller, nahm, als werde es von der Sonne beglänzt, einen goldigen Schein an. Und dann tauchte ihr Gesicht, jählings verschwindend, in die Tiefe, und nur das Haar schwamm noch, wie Sonnenstrahlen, auf dem Wasser.

Plötzlich kam Uwe Folmars zur Besinnung, und

zugleich stand ein ganz anderes Bild vor ihm, und ein ganz anderer Gedanke hatte alles Vorherige in seinem Kopf spurlos überdrängt. Das erstere war das Haus Walmots Tjemen und der zweite die Erinnerung und die Vorstellung, daß die Dünen auf der jenseitigen Inselhälfte niedriger und lückenhafter seien, als auf dieser. Wenn hier auch kein Verderben hereinbrach, konnte dort doch die See den schwächeren Schutzgürtel überwältigen, mit ungeheurem Wogenschwall in's Innere der Insel stürzen. Vielleicht war es schon geschehen, kämpften die Bewohner des Hauses drüben hülflos in diesem Augenblick mit den Wellen.

Der fiebernde Pulsschlag war aus dem Blut Uwes gewichen, etwas Anderes durchrüttelte ihn, ein doppelter Schauer der Winternachtskälte und ihn übermächtig anpackender Angst. Hier war er nutzlos, hier galt es nichts zu retten, aber dorthinüber mußte er zur Hülfe. Die erregte Phantasie steigerte ihm die Bedrohung des Walmot'schen Hauses zur schreckvollsten Gewißheit, er fühlte, daß er in seinem wirren Halbschlaf nur nicht erkannt, was ihn mit den jagenden Herzschlägen aus dem Bett aufzutreiben gesucht. In zitternd-fliegender Hast kleidete er sich an, verließ durch sein Fenster das Haus und lief gradaus über die Insel.

Es mochte gegen Mitternacht sein, und eine schaurige Schönheit der Naturgewalt umringte für Ohr und Auge das kleine Eiland. Alle Bedingungen höchsten Wasserandranges trafen zusammen, Mond-, Spring- und Sturmflut des aus Nordwest rasenden Orkans

hatten sich vereinigt. Schwarze Wolkenmassen flogen am Himmel, doch mit zu rasender Schnelligkeit, als daß sie sich zur Erde entladen konnten; manchmal überdeckten sie Alles mit vollständiger Finsterniß, manchmal rissen sie zu phantastischen Fetzen auseinander, die runde Mondscheibe trat, einer geschleuderten Silberkugel gleich, jählings in eine freie Lücke und warf auf den tobenden Aufruhr unter sich ein geisterhaftes Licht, das, an sich von weißer Milde, doch durch den plötzlichen Gegensatz die Augen fast blendete. Gleichmäßig war die Luft überall mit einem feuchten und trockenen Mischungsgestiebe von Meergischt und Sandkörnern erfüllt; der Boden fühlte sich an, als ob er mit zu wallen beginne, und wenn der gespenstische Aufglanz heranflog, erschienen die Dünen wie weiß überschlagende Wogenkämme, im Begriff, das Innere der Insel zu verschlingen.

Uwe Folmars lief athemlos, seine Sinne nahmen das chaotische Wirbelgekreise von Himmel und Erde, Luft und Wasser um ihn her auf, doch seine Gedanken waren ihm voraus bei dem bedrohten, vielleicht schon nicht mehr vorhandenen Hause Walmots. Er faßte es nicht mehr, daß er stundenlang wartend gelegen, — worauf? In seiner Brust hämmerte es mit unerträgbarem Schlag, zugleich, seine Schuld sei's und gerechte Strafe für ihn, wenn er das Haus nicht mehr finde. Wie sein Heimatshaus, in dem seine Mutter und Schwester wohnten, erschien's ihm in dieser Stunde, und er hatte ihrer in der Gefahr nicht gedacht. Eine

ungeheure Anklage war's; er fühlte, daß er einsam in der Welt zurückbleibe, daß er es verdient habe.

Natürlich lag die Verbindungsstrecke der Inselhälften hoch überschwemmt, aber er hielt keinen Augenblick inne, eilte gradaus in das Wasser, das ihm bis zur Leibesmitte stieg, hinein, hindurch und weiter. Der Weg dehnte sich ihm heut' endlos, nur ein dunkles Empfinden, daß er immer noch auf trocknem Boden fortlaufe, kam beseligend über ihn. Und dann schimmerte ihm ein Lichtschein entgegen, der nur aus der Wohnstube Walmots herüberzittern konnte — das Haus stand noch. Das matte Lampengeflimmer war ihm wie ein leuchtender Himmelsstern, sein Auge hatte nie einen sonnenhafteren Glanz gesehn. Unwillkürlich riß es ihn auf die Knie nieder und faltete ihm die Hände zu einem heißen Dankgebet. Aber seine Finger lösten sich fast im Moment ihrer Verschlingung wieder auseinander, und sein Mund fand keine Worte. Wem wollte er dafür danken, daß dort vor ihm das Haus noch erhalten geblieben? Dem, der aus dem Munde Pastor Remmerts von der Kanzel den Dank entgegen genommen, daß Schill von holländischen Kugeln durchbohrt zu Boden gefallen, daß alles deutsche Volk, die Guten mit den Ueblen, blutend seit langen Jahren unter der Geißel des fremden Eroberers zuckte? Der das zuließ, hielt am wenigsten seine Schutzhand über dem Hause Walmots Tjemen, deren Denken nicht auf ein jenseitiges Leben, sondern nur auf das irdische der Menschen gerichtet war, und Uwe sprang wortlos auf

und lief wieder seinem Ziele zu. Seine Brust keuchte, wie er die Thür der Wohnstube erreichte; die drei Hausbewohner saßen völlig angekleidet drin am Tisch. Erstaunt sahen sie den athemlos Eintretenden an; „Du noch, Uwe?“ fragte Walmot, „was willst Du?“ — „Euch zu helfen suchen — ich dachte, wenn Ihr schliefet —.“ Sein Gesicht verrieth noch seine Angst; durch die Augen Walmots ging etwas Freudiges, sie erwiederte: „Du hast an uns gedacht und nicht —“ sie hielt kurz an, als ob ihr Anderes auf der Zunge gelegen, als das fortfahrende „nicht an Dich? Und bist um Mitternacht als Warner zu uns durch's Wasser gelaufen?“ Er antwortete: „Eure Dünen sind niedriger, als bei uns, und ich hatte Furcht — ich habe noch nie solche Sturmflut erlebt.“ Es kam während des Sprechens seltsam über ihn, daß er von Furcht redete und diese ihn doch völlig verlassen hatte; die namenlose Angst, die ihn hierhergetrieben, erschien ihm fast thöricht, Alles in ihm war in wenig Augenblicken voll beruhigt worden. Walmot sagte: „Wir haben unser Boot an's Haus heraufgeschleppt, wenn's kommen sollt', aber die Düne hält wohl. Gieb ihm rasch andres Zeug, Roeluf, daß er trocken wird.“ Roeluf Hemmen ging mit Uwe fort, gab diesem von seinen Kleidern, und sie kehrten zurück. Es war ein eigenthümliches Beisammensitzen, man horchte hinaus und sprach dazwischen. Eine Möglichkeit des hereinbrechenden Unheils lag nicht ausgeschlossen, die Ueberlieferung aus alter Zeit bewahrte Vorkommnisse, daß Inseln in

solcher Nacht von der Nordsee verschlungen seien. Uwe betheiligte sich wenig an dem Gespräch, in seinem Innern regte sich ein merkwürdig zwiespältiges Empfinden, das ihn hin und wider zog. Er fühlte eine unsagbare Beschwichtigung, ein Glück in sich, hierher gekommen zu sein und Alles so angetroffen zu haben, und doch beunruhigte es ihn jetzt auch, daß er sich nicht drüben im Pfarrhaus befand. Nicht um einer möglichen Gefahr willen; die drohte in Wirklichkeit dort noch weniger als hier, war von seiner aufgeregten Einbildung mindestens außerordentlich übertrieben worden. Doch wenn Teda ihn hier sitzen sähe, würde sie mit Recht aufgebracht darüber sein, daß er sie allein gelassen habe. Sie baute auf seinen Schutz beim Eintritt einer Noth, zweifelte nicht an seiner Bereitschaft, die auch ihm bei der Trennung von ihr ungesprochen selbstverständlich gewesen, und dennoch war er nicht dort. Freilich, sie schlief, wußte nicht von seinem Fortsein, erfuhr nicht davon. Aber wenn der Sturm irgend etwas an dem Hause abriß, ein Getöse verursachte, daß sie aufwachte und im Schreck nach ihm rief? Sie hatte gesagt: Dann komm, und wir wollen versuchen, uns zusammen zu retten. Ihm klang's im Ohr auf, als hörte er ihre Stimme rufen —

Freda war ebenfalls still, wie zumeist, doch jetzt hob sie den Kopf mit der Frage gegen ihn: „Denkst Du auch grad' an die Schiffe, die vielleicht in diesem Augenblick untergehn?" Ihre Augen waren auf ihn gerichtet und nahmen einen Ausdruck stummer Ver-

wunderung an, denn sein Gesicht übergoß sich plötzlich mit einer dunklen Röthe. Er konnte dem Blick des Mädchens nicht begegnen, wich mit dem seinigen zur Seite und antwortete leicht stotternd: „Ja, ich dachte — mir war's, als hörte ich —". Er machte eine Bewegung, wie wenn er auf etwas hinaushorche; Walmof sagte: „Ich fürchte, noch schlimmer als auf der See, steht's mit den Deichen drüben am Land. Als Kind hab' ich einmal das Entsetzen erlebt, wie einer brach und die Leute aus den Betten in der Finsterniß jammernd auf Dächer und Bäume flüchten mußten." Nun fiel Uwe ein: „Gott schütze die armen Menschen!" Doch auch bei dieser Antwort stockte die Zunge ihm wieder. Gott beschützte die Menschen nicht in ihrer irdischen Noth, sondern ließ sie hülflos untergehn, zu Tausenden, überall, die Besten und Edelsten. Es war nur eine hohle, inhaltslose Redensart, die ihm vom Munde gekommen, ebenso unwahr, nicht sein Gefühl und sein Denken ausdrückend, wie das, was er Freda eben zuvor entgegnet. Zum erstenmal kam es ihm mit einer deutlichen Erkenntniß, daß seit Langem schon ein Kampf in ihm hin und her wogte, der die Vernunft in seinem Kopf von dem abriß, was Remmert Meynolts ihn seit Kindertagen gelehrt. Aber daneben ward noch ein Kampf in ihm geführt, nur überdunkelt, nicht erkennbar, von wem und gegen was. An dem war der Kopf nicht betheiligt, sondern sein Herz, sein Blut, seine Seele, er wußte es nicht zu nennen. Sie alle bildeten den Kampfplatz zweier Gegner, in deren

Widerstreit er macht- und willenlos war; er fühlte allein, sie rangen wechselnd in ihm um die Oberhand, wie der kalte Glaube Remmerts und die irdische Herzenswärme Walmots Tjemen. Nur begegneten sich bei dem andern Kampfe in ihm heiße Glut, wie die verbrennenden Strahlenpfeile einer Hochsommerschwüle, und ein linder, süßdurchfluthender Anhauch, gleich sonnig-lieblichem Frühlingstag. Die Unruhe in ihm trieb ihn vom Sitz, in der Stube hin und her zu gehen; Fredas Blick folgte ihm, sie empfand, daß etwas bedrückend über ihn gekommen sei, doch konnte sie sich nicht sagen, was. So fragte sie, ob er auch zu lang in den nassen Kleidern gewesen und sich erkältet habe; sie wolle ihm auf dem Herd einen warmen Trunk zusetzen. Er entgegnete unwillkürlich: „Ja, mich friert —" sein Auge fiel auf ein Buch, das auf dem Wandsims lag, und er fügte hinzu: „Ich bin lange umhergewandert, wie der da drinnen." Das Mädchen verstand ihn nicht, er nahm das Buch — es war der Band Schillerscher Gedichte, den er im Sommer aus der See zurückgeholt — blätterte hastig und legte eine aufgeschlagene Seite vor Freda hin. Die Ueberschrift „Der Pilgrim" sah ihr davon entgegen, seine Hand wies auf die Strophen:

„Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort;
Wandle, rief's, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort.

„Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangst, da gehst Du ein;
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch unvergänglich sein.

„Abend ward's und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still;
Aber immer blieb's verborgen,
Was ich suche, was ich will."

Der Finger Uwes hatte bis hierher gedeutet, nun schritt dieser wieder unstät auf und ab. Doch Freda las weiter bis zu der Schlußstrophe:

„Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals Hier."

Ihr kam jetzt ein Verständniß, was in ihm vorgehe, dunkel hatte sie schon dann und wann aus Aeußerungen, die ihm entfahren, empfunden, daß sein Glaube an die Lehren des Pastors Remmert erschüttert sei. Sie sah, daß er unter einem inneren Kampfe litt, den die wild-unheilvolle Nacht besonders heftig in ihm angeschürt haben mochte, und aufstehend und auf ihn zutretend, sagte sie mitleidig-herzlich: „Ich fühl's mit Dir, was Dich quält, hab's schon vordem manchmal gethan. Könnt' ich Dir helfen, thät ich's gewiß; mich hat die Mutter vor solchem Leid bewahrt, und Du wärst's wohl auch geblieben, wenn Du Vater und Mutter länger gehabt. Nun mußt Du's allein in Dir durchbringen, aber auf Erden ist ja sicheres Glück ge-

nung für Dich, daß Du's kannst. Wenn Du nicht Pastor werden willst und ich Dir darin beistehen kann, so sag's nur, meine Hand verspricht's Dir."

Ihr war ein Gedanke gekommen, auf den sie das Letzte bezog, das Uwe nicht verstehen konnte. Doch er hörte es überhaupt nicht mehr, sondern nur Worte, die sie vorher gesprochen, und auch diese nicht so, wie sie ihr wirklich vom Munde geklungen. Ihm tönte aus unendlich ferner Zeit her, als ob sie eben das gesagt, was er als ersten Laut im Leben von ihr vernommen, wie sie plötzlich nach seiner Hand gefaßt: „Du thust mir so leid, daß Du keine Mutter und keinen Vater hast." Ihr Kindergesicht von jenem Nachmittag her stand vor seiner Erinnerung — ein Zucken ging durch seine Augen — er brauchte es nicht aus der Vergangenheit mit der Vorstellung heraufzuholen, es war völlig das Nämliche wieder, das ihn auch jetzt in Wirklichkeit anblickte. Nur nicht niedrig am Boden, vielmehr über einer hochaufgewachsenen Gestalt, aber ebenso streckte sich ihm theilnahmsvoll ihre Hand entgegen. Und mit plötzlicher Ueberwältigung ergriff Uwe Folmars nicht die eine, sondern beide Hände des Mädchens, hielt sie fest umklammert und stieß hervor: „O Freda, wären wir noch die Kinder von damals, das wäre gut und schön!" Er ließ sie hastig wieder los, um sich zu wenden und zu verbergen, daß ihm Thränen von den Wimpern quollen; Walmot sah stumm-nachdenklichen Blicks auf sein sonderbares Behaben. Sie hatte aus den Worten Fredas

herausgehört, welchen Gedankenwiderstreit er in sich herumwälze, doch schien's, als erkläre dieser allein ihr seine gewaltsame Erregung nicht. Da niemand mehr sprach, äußerte sie nach einer Weile, es bedünke sie, der Sturm lasse nach, die Gefahr sei vorüber und Zeit, zu Bett zu gehen. Sie wolle Decken holen, daß Uwe hier übernachten könne und nicht wieder durch's Wasser hindurch müsse. Doch Freda fiel ein: „Er muß es morgen ja doch, und es ist besser jetzt, man könnte drüben in Unruhe über ihn sein.“ Wie gedankenabwesend wiederholte er: „Ja, die Gefahr ist vorüber — es ist besser — Ihr müßt schlafen.“ Er ging und legte seine Kleider wieder an; wie er zurückkam, hatte sich Fredas vorherige Meinung in Besorgniß umgewandelt, ihm könne beim Durchwaten der Furt ein Unglück zustoßen. Sie rieth jetzt: „Du solltest doch bis zum Morgen hier bleiben.“ Zuvor hatte er unschlüssig gestanden, aber mit seinen Kleidern schien er auch die Unrast wieder angelegt zu haben. „Mir geschieht nichts“, antwortete er, „und wenn's wäre — so weiß ich mir herauszuhelfen.“ Es klang, als ob ihm ein anderer Schluß auf der Zunge gewesen; Walmot sprach, ihm die Hand reichend: „Hab' Dank, Uwe — es war schön von Dir, daß Du gekommen bist.“ Er fiel ihr um den Hals, wie er es manchmal als Knabe gethan: „Gut' Nacht, Mutter Walmot!“ Freda hatte in der Ecke ein paar Worte mit Roeluf gesprochen, und dieser wollte den Fortgehenden bis an die überschwemmte Niederung begleiten, aber Uwe litt

es nicht. Er machte eine Bewegung, wie wenn er auf das Mädchen zuzutreten und ihr noch einmal zum Abschied die Hand zu geben beabsichtige, unterließ es jedoch und trat schleunig zur Hausthür hinaus. Sein Fußtritt draußen verklang schnell; Freda sah ihm durch die kleinen Scheiben des Wohnstubenfensters nach. Hinzuschreitend legte Walmot ihr die Hand um die Hüfte und sagte: „Der wird kein Pastor.“ Die Angesprochene schwieg ein paar Augenblicke, ehe sie mit leiser, halbverhaltener Stimme entgegnete: „Nein, ich fürchte, er kann's nicht.“ — „Das wäre doch kein Unglück, traurig drüber zu sein,“ antwortete Walmot. Freda drehte den Kopf ab: „Doch, denn Pastor Remmert würde aufgebracht über ihn werden, das wäre ein Unglück für ihn und für Teda.“ — „Kommt Zeit, kommt Rath; ich glaube, Dattje hat Schlaf in den Augen, wir wollen zu Bett gehn, Kind.“

Uwe Folmars that draußen Wunderliches. Er war anfangs rasch vorwärts gegangen, allein dann bog er seitwärts ab, lehnte sich an den Dünenhang und blickte nach dem Lichtschimmer des Hauses zurück. Erst als der Schein der Lampe auslosch, stand er auf und ging weiter, doch langsam, bis er an die überschwemmte Landenge kam. Vor dieser schritt er zaudernd hin und her, es war, als fürchte er sich jetzt, das Wasser zu durchkreuzen, oder als halte ihn eine unsichtbare Kraft auf der diesseitigen Inselhälfte fest. Walmot hatte Recht gehabt, der Orkan ließ nach, die Sturmflut stieg nicht höher mehr. Der Vollmond ging

schräg westwärts nieder, die Nacht mußte schon ziemlich weit vorgeschritten sein. Zuletzt trat Uwe, sich jäh entschließend, seine nasse Rückwanderung an. Wie er drüben ans feste Land kam, regte es den Eindruck, wie wenn er eine Grenzscheide zwischen zwei verschiedenen Kräften durchmessen habe, eine andere, entgegengesetzte, schien jetzt auf ihn zu wirken. Sie zog ihn, eiliger zu gehn, dann zu laufen; athemlos, wie er in dem Hause Walmots Tjemen angekommen, traf er auch vor dem Pfarrhause ein. Es lag dunkel-lautlos, er öffnete vorsichtig die stets unverschlossene Thür und begab sich nach seiner Kammer. Die durchnäßten Kleider abwerfend, streckte er sich rasch hin. Kälte durchschauerte ihn, doch trotzdem ging sein Pulsschlag wieder in unruhiger Hast, wie vor Stunden, als er aus dem Bett aufgesprungen. Er horchte gespannt durch die Stille des Hauses, im Ohr klang's ihm, wie wenn eine Stimme seinen Namen gerufen. So fiel er in einen fiebernden Halbschlafzustand, aus dem er wieder erwachte und sich besinnen mußte, was um ihn sei. Und ihm kam's, er habe geträumt, daß er drüben in der Wohnstube Walmots gesessen.

Als der Morgen des kommenden Tages anbrach, zeigte die Insel das nämliche Gesicht wie immer, nur da und dort hatte der Sturm an einem Dach Schaden zugefügt und die Dörfler waren mit der Ausbesserung beschäftigt. Ein verändertes Gesicht und Wesen dagegen legte Teda an den Tag, wenigstens Uwe gegenüber. Sie bekümmerte sich durch nichts um seine

Anwesenheit, sah ihn scheinbar nicht, richtete bis zum Abend kein Wort an ihn. Dann ertrug er's nicht länger, wußte in der Dämmerung allein mit ihr zusammenzutreffen und fragte, weshalb sie nicht mit ihm spreche. Sie wollte auch jetzt keine Antwort geben, drehte sich dann jedoch und erwiederte: „Du hättest Dich ja auch nicht um mich bekümmert, wenn die Flut über uns gekommen wäre.“ Er versetzte etwas unsicher: „Weshalb bildest Du Dir das ein?“ – „Habe ich mir vielleicht eingebildet, daß Du nicht in Deiner — daß Du in der Nacht fortgegangen bist?“ Es kam heftig herausgeflogen, so daß sich ihr die Worte auf der Zunge unklar überstürzt hatten und von ihr verbessert worden waren; sie fügte hurtig nach: „Ich schlief nicht und hörte Deine Thüre sich öffnen und Deinen Fußtritt an meiner Thür vorbeigehn. Wo warst Du?“ Nun entgegnete Uwe hastig: „Draußen — ich konnte auch nicht schlafen und wollte mir Gewißheit schaffen, ob Gefahr vorhanden sei.“ Er stockte; was er gesagt, war keine Lüge, aber auch nicht die Wahrheit; er fühlte, was von seinem Munde komme, wo er sich befinde und mit wem er rede, sei innerlich unwahr. Doch Teda begnügte sich mit seiner Antwort und fragte nicht weiter; es schien ihr erwünscht, den Gegenstand des Gesprächs fallen und vergessen zu lassen. Sie äußerte nur noch: „Dann muß ich doch eingeschlafen sein, denn Dein Zurückkommen habe ich nicht gehört. Aber es war kindisch von mir, darüber zu schmollen; der Sturm ist vorbei und wir können

auch ruhig sein und uns wieder aussöhnen.“ Sie hob sich lachend auf den Zehen zu ihm empor, um ihn zum Zeichen der Versöhnung zu küssen, und ging schnell davon; ihm fiel ein beängstigender Druck von der Brust, daß sie nicht ahnte, wo er in der Nacht gewesen, was ihn sinnlos aus ihrer Nähe fortgetrieben. Also hatte sie es doch gehört, ihr Ohr besaß offenbar eine außerordentliche Schärfe, ebenso wie — der Abend kam ihm in's Gedächtniß, an dem er im Zwielicht das aus dem Wasser gerettete Buch in der Hand getragen — ebenso wie ihre Augen. Ihm fiel jetzt erst ein, daß er beim Fortgang gar nicht an ihrer Thür vorübergegangen, sondern aus dem Fenster gestiegen sei. Das konnte sie unmöglich gehört haben, ihre Kammer lag dafür zu weit entfernt, und sie hatte auch von seinem Fußtritt gesprochen. Uwe sann einen Augenblick über den sonderbaren Widerspruch nach, dann fand er die Lösung. Es lag eine Irrung von ihrer Seite vor, sie mußte nicht sein Weggehen, sondern seine Rückkunft vernommen und im Halbschlaf diese für jenes gehalten haben. Freilich stimmte damit nicht überein, das sie zuerst gehört, wie seine Thür sich geöffnet; es hatte umgekehrt sein, das Schließen der Thür nach dem Vorüberkommen des Fußtritts an ihrer Kammer folgen müssen. Doch auch dieser Irrthum erklärte sich vermuthlich aus der Schlafbefangenheit ihrer Sinne.

3.

Wenn aber die Insel gleich ihren Nachbareilanden unversehrt aus der wilden Nacht hervorgegangen war, so sah das Morgenlicht drüben an der ostfriesischen Festlandsküste weithingedehnte grauenvolle Verheerung. An zahlreichen Stellen hatte die Sturmflut die Deiche durchbrochen und besonders im Harlinger Land viele Geviertmeilen fruchtbarsten Bodens der Marschniederung überschwemmt und übersandet. Auf manchen Höfen und in ganzen Dörfern war man froh, das nackte Leben gerettet zu haben, jedenfalls lagen überall zerstörte Wohnhäuser, Scheuern und Ställe und die Ernte des kommenden Jahres aussichtslos vernichtet. Nur im Allgemeinen drang die Kunde davon auf die Inseln herüber; die von dem großen Unheil Betroffenen fanden Monate lang nicht Zeit an Anderes als an möglichste Abhülfe der Verwüstung zu denken. So dauerte es bis zum Ausgang des Frühlings, ehe Remmert Meynolts durch einen Brief einer seiner Schwestern Nachricht empfing, daß auch Osterloh, der Hof seines Vaters, schwer unter der Wassersnoth ge-

litten habe. Die Schreiberin schilderte die angstvollen Stunden der Schreckensnacht, in der sie, unters Dach hinaufgeflüchtet, in jedem Augenblick den Einsturz des hoch von der Flut umbrandeten Hauses befürchtet hatten. Dies Schlimmste war verhütet geblieben, doch große Verheerung an den Gebäuden und Aeckern angerichtet worden, und über der Familie lag schwere, sorgenvolle Bedrückung. Schon die vorhergegangenen Jahre hatten Mißwachs und schlimme Ausfälle gebracht, der alte, jetzt fünfundsiebzigjährige Meynolt Remmerts, der bisher seine vollste Rüstigkeit bewahrt, war von Hülfsleistungen während der eisig-schaurigen Unglücksnacht in seiner Gesundheit angegriffen und kränkelte seitdem. Doch mehr als sein körperlicher Zustand trage sein gemüthlicher dazu bei, die Sorge für die Zukunft, wie er den uneinbringlichen Verlusten begegnen, am Ablauf des Jahres seine Gläubiger befriedigen solle. Die Tochter schrieb, der Gedanke sei ein Jammer, daß der Vater mit seinem schnee-weißen Haar, krank und hülflos, gezwungen sein könne, seinen Väterhof zu verlassen; wenn es eine himmelschreiende Ungerechtigkeit in der Welt gebe, so müsse sie sich solche darunter vorstellen. Sie selbst wolle zehnmal eher ihr Leben dafür geben, und die Brüder, Sokko und Waling, thäten vom Morgen bis zur Nacht an mühseligster Knechtsarbeit, was für Menschen zu leisten möglich sei. Aber die am Jahresschluß fehlende Geldsumme könne alle Abplage ihrer Hände nicht beschaffen, und von Ulbert und Tjalke, den beiden Schiffern,

wüßten sie, um der schrecklichen Hafensperre willen, schon seit vielen Monaten nichts mehr. Die letztere hauptsächlich vollende noch das Elend und sei der schlimmste Fluch, der über das ganze ostfriesische Land gekommen, bei dessen Fortdauer es unfehlbar völlig zu Grunde gehen werde.

Der schlicht geschriebene Brief sprach in einer ans Herz fassenden, ebenso schlicht-unbeabsichtigten Weise töchterliche, nicht an sich, nur an den Kummer der Eltern denkende Liebe aus, und Remmert Meynolts erwies sich sofort als der Sohn, der „Vater und Mutter ehrte“ und ihnen in ihrer Bedrängniß mit Allem, was in seinen Kräften stand, zur Hülfe kam. Er überrechnete schnell, was sein Haus für den Jahresverlauf unumgänglich zur dürftigsten Lebenserhaltung benöthigte, nahm, was an Geldvorrath nach dem Abzug jenes Erfordernisses in seinem Schrank verblieb, und fügte es einem theilnahmsvoll-tröstenden Briefe an seine Eltern bei. Er baue für diese zuversichtlich auf das Erbarmen und den Schutz des Höchsten, der nur eine Prüfung über sie verhängt habe, doch ein Mittel bereit halten werde, sie aus der unverschuldeten Noth emporzurichten und die Güte seiner Vaterhand fühlen und erkennen zu lassen. Aber Remmert begnügte sich keineswegs mit der beigelegten Geldsendung, sondern gab dem rückkehrenden Schiffer zugleich ein Schreiben an die Kirchenbehörde in Aurich mit, in welchem er bat, seine Pastoratseinkünfte für das laufende Jahr, statt an ihn, an seine Eltern in Osterloh

verabfolgen zu lassen. Er kannte keinen selbstischen Gedanken, ehrte und unterstützte Vater und Mutter in ihren leiblichen Nöthen bis über die Grenze eigenen Mangels hinaus.

Kurze Tage vergingen, da kam eine andere Botschaft zur Insel herüber, welche diese abermals mitleidend in das Wirrsal der großen Weltbegebenheiten hineinzog. Eine seltsame, doch denjenigen, der dem Gang der Zeitereignisse folgte, kaum überraschende Nachricht war's. Der allmächtige Kaiser Napoleon hatte auf der Karte Nordwestdeutschlands zwischen Elbe und Rhein den wagrechten Strich gezogen, das südlich davon entfallende Stück dem Königreich Westfalen seines Bruders Jerome und das nordwärts belegene sich selbst, dem französischen Kaiserreich zugetheilt. Zornig gegen seinen anderen Bruder Ludwig aufgebracht, hatte er diesen zur Niederlegung der Krone gezwungen; es gab kein Königreich Holland mehr, sondern das letztere war fortan eine Provinz Frankreichs und ingleichem das deutsche Ostfriesland ein französisches Departement Ost-Ems geworden. In Aurich, als der verbleibenden „Departements“-Hauptstadt traf als „Präfect“ Herr Jannesson ein, um die Aufgabe einer möglichst raschen „Organisirung“ der ostfriesischen „Administration“ nach französischem Muster durchzuführen und besonders die Continentalsperre mit äußerster Strenge ins Werk zu setzen. Daß der König Ludwig im Interesse Hollands dem Schleichhandel mit englischen Waaren durch die Finger gesehen, hatte haupt-

sächlich die Erbitterung Napoleons hervorgerufen, der um jeden Preis die Kraft Englands brechen wollte. Zu diesem Zweck waren überall und ebenso in Ostfriesland für den höchsten Verwaltungsposten rücksichtslos-energische Persönlichkeiten ausgewählt worden, und Herr Jannesson begab sich ohne Säumniß an das ihm vorgeschriebene Werk. In den ganzen, vormalig holländischen Landen erschienene große Schaaren französischer „Douaniers" und füllten alle Küstenorte an, um sorglichste Wacht zu halten und unnachsichtig diejenigen mit schwerster Strafe zu belegen, welche ein Forttreiben der heimlichen Einführung verbotener Waaren zu wagen versuchen würden. Genaueste Ueberwachung des Ufers fiel in der That nöthig, denn durch den beabsichtigten vollständigen Abschluß des Meeres wurde der Gewinn einer glücklichen Schmuggellandung zu einem außerordentlichen gesteigert. Um solchem Betrieb erfolgreicher begegnen zu können, sah der Präfect sich vielfach nach Eingeborenen um, welche sich bereit finden ließen, gegen hohe Bezahlung eingeführten englischen Waaren in den Häusern ihrer Landsleute nachzuspüren und zu Angebern derselben zu werden.

Unter den Inselbewohnern aber verursachte auch ihr neuer Anheimfall an eine vollfremde Staatszugehörigkeit eigentlich keinerlei Erregung. Sie waren vor drei Jahren königlich holländische Unterthanen geworden, ohne daß sich auf ihrem Eiland und in ihrer Lebensführung irgend etwas dadurch verändert gehabt hätte, und so nahmen sie es auch gleichmüthig auf,

daß sie nun kaiserlich französische seien. Es blieb jedenfalls unter der neuesten Herrschaft wieder in See und Sand Alles ebenso, wie es zu Väter- und Vorväterzeiten gewesen; sie vernahmen vor dem Beginn des Sonntagsgottesdienstes durch Remmert Meynolts die Verlesung des Einverleibungserlasses Hollands in Frankreich, hörten darauf die Predigt und am Schluß derselben das neu vorgeschriebene Kirchengebet für Seine Majestät, Napoleon, durch die Gnade Gottes Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des Rheinbundes 2c., den der Pastor zusammt seinem Hause und den kaiserlichen Heerführern dem Schutze und Beistande des Höchsten anbefahl, und die Zuhörer gingen ruhig, ohne viel Worte, wie immer, ihren Häusern zu. Nur Uwe Folmars war schon zuvor, beim Anheben des Gebetes plötzlich aufgestanden und hatte die Kirche verlassen. Sein Gesicht nahm eine blutlose Farbe an, als ob er auf einmal von einem Schwindel angefaßt worden sei; bei Tische erinnerte Remmert sich des Vorfalls und befragte ihn, ob er sich für die übliche nachmittägige gemeinsame Lesung des neuen Testamentes in griechischer Sprache wieder besser fühle. Uwe antwortete, er sei nicht körperlich unwohl gewesen, stockte ein paar Augenblicke und fügte dann entschlossen rasch nach, er könne nicht für den französischen Kaiser und die Waffen desselben beten, da er ihn als den Todfeind des deutschen Vaterlandes von allen Menschen auf der Erde am tiefsten hasse und verabscheue. Der

Pastor erwiederte gelassen: „So bist Du in dreifacher Weise beirrt, denn Dein Vaterland ist kein irdisches, sondern erwartet Dich im Himmel, Du sollst Deinen Nächsten nicht hassen, sondern lieben, und die Schrift spricht: Du sollst der von Gott gesetzten Obrigkeit gehorchen. Komme nachher zu mir, damit ich Dich weiter aus der über Dich gefallenen Beirrung löse." Wie Remmert bald den Tisch verlassen, sagte Dina Swidders, gleichfalls und unter einem Gähnen nach ihrem Nachmittagsschlaf aufstehend, zu Uwe: „Wenn Du Vernunft und ein Pflichtgefühl für das im Kopfe hättest, was Du uns schuldig bist, so gingst Du nach Aurich zum Präfecten und bätest ihn um einen gutbezahlten Dienst. die Narren für ihn ausfindig zu machen und anzuzeigen, welche so reden, wie Du's vorhin gethan." Sie ging und Teda blieb noch allein mit Uwe zurück, der nach stummem Dreinschauen fragte, ob sie in der Kirche für den Kaiser Napoleon mit gebetet habe. Sie nickte: „Natürlich, der Vater hat Recht, ohne den Willen Gottes könnte er nicht unsere Obrigkeit sein, und was die Mutter gesagt, war vielleicht klug." Uwe sah sie fragend an und wiederholte: „Was Deine Mutter gesagt — daß ich bei dem französischen Präfecten nach einem Dienst — als Spion und Angeber unserer deutschen Landsleute —?" Er sprach nicht aus, hielt nur den Blick auf Teda fortgerichtet. Sie zuckte die Schulter: „Das sind nur Worte, die Verständigen würden sagen, daß Du ein gottgefälliges Amt übernähmest,

die gesetzliche Behörde in der ihr auferlegten Pflicht zu unterstützen. Du bekämest vielleicht schnell eine sehr einträgliche Stellung, während die Aussichten, in der gegenwärtigen Zeit ohne Mittel studiren zu können und irgendwo eine Pfarre zu bekommen, sehr gering sind." Das Gesicht Uwes wurde wieder so farblos blaß, wie am Vormittag in der Kirche; er brachte nur halb hervor: „Du würdest mir dazu rathen?" Teda versetzte: „Wenn Dir daran gelegen ist, nicht noch ins Ungewisse hinein vielleicht viele Jahre zu warten, bis Du selbständig wirst und thun kannst, was Du willst." Mit den Lippen erläuterte sie nicht weiter, was sie bei dem Letzteren denke, doch ihre Augen hefteten sich mit einer unverhehlten Beredtsamkeit in sein Gesicht, und ihre Hand, die sich auf seine Hand gelegt, flocht wie in tändelndem Spiel ihre Finger zwischen die seinigen hindurch. Er hatte bei seiner letzten Erwiederung eine Fußbewegung gemacht, als ob er die Stube verlassen wolle, nun sagte er kaum vernehmbar: „Niemals — um keinen Preis in der Welt." Doch der Fuß führte seine vorherige Absicht nicht weiter aus; er war nicht selbständig, sondern befand sich unter der Herrschaft des Kopfes, und dieser wurde von der Uebergewalt zweier sternartiger Strahlenbänder willenlos im Zimmer festgehalten.

Wie dann der Sommer um ein Stück weiter geschritten war, geschah eines Tages etwas Ungewöhnliches, indem Remmert Meynolts inmitten der Woche

sämmtliche Inselbewohner, Männer und Frauen, auf den Platz vor der Kirche zusammenberufen ließ, um ihnen eine Eröffnung in weltlicher Angelegenheit zu machen. Die Gemeinde war zur anberaumten Stunde vollzählig versammelt, auch Walmot, Roeluf und Freda hatten sich eingefunden, und der Pastor verlas ein ihm von der Präfectur aus Aurich zugestelltes Decret, in welchem der Kaiser verordnete und befahl, daß diejenigen seiner Unterthanen der Departements des vormaligen Hollands, welche bis jetzt keinen Familiennamen hätten, verbunden seien, einen solchen anzunehmen, widrigenfalls sie nach Ablauf einer bestimmten Frist den Gesetzvorschriften gemäß bestraft würden. Remmert Meynolts war von der Behörde beauftragt, diese neue Benennung auf der Insel einzuführen; er erläuterte, daß jedem die Wahl seines Familiennamens völlig freistehe, führte als Beispiel an, daß er für sich und sein Haus die Absicht gefaßt, sich hinfort nach dem Gehöft, wo er geboren worden, „Osterloh“ zu heißen. Als er die erforderlichen Auseinandersetzungen beendigt hatte, blieb es einige Augenblicke unter den Zuhörern still, dann äußerte einer der älteren Fischer: „Nee, Pastor Remmert, dat wüllt wi nich“, und ein Anderer fügte nach: „Dat hefft uns' Vadders nich dahn, dat wüllt wi ok nich.“ Es war zum erstenmal, daß der Pfarrer auf einen Widerstand gegen seine Anordnungen stieß, und er versetzte: „Es ist der Wille eurer Obrigkeit und somit ein Gebot Gottes, dem ihr als Christen Gehorsam schuldet.“ Aber die Hörer

schüttelten die Köpfe und wiederholten nur kurz in gleichem Ton: „Nee, dat wüllt wi nich.“ — „Dat het nix damit to dohn.“ — „Dat geiht de Owrigkeit nix an.“

Aus den lakonischen Antworten sprach ruhig-zäher friesischer Sinn, der Niemandem ein Recht einräumte, ihnen Vätergewohnheit und Jahrhunderte alten Brauch zu verbieten. Sie standen so gelassen, wie ihre Dünen beim Anrollen der Flutwellen, und ihre Gesichter gaben kund, der Wind, welcher aus dieser Richtung blase, ändere nichts an ihrem Nichtwollen. Und ziemlich rathlos für den Moment verstummend, sah Remmert Osterloh drein.

Da kam ihm von unerwarteter Seite eine Beihülfe, denn Walmot Tjemen sagte plötzlich laut: „Pastor Remmert hat Recht und ihr thut unklug. Mag sein, daß es Niemand angeht, wie ihr heißt, aber euch gehts an, wenn ihr euch gegen den Präfecten widerspenstig behabt. Die Namen sind's nicht werth, daß wir die Franzosen zu uns auf die Insel herüberkriegen, um den Befehl auszuführen; wenn ihr nur im Herzen Friesen und Deutsche seid, bleibt ihr's darum ebenso. Und unvernünftig ist's auch nicht, ob's schon von den Fremden kommt. Hier bei uns brauchten wir's vielleicht nicht, aber drüben auf dem Land ist's oft noth, wenn's nicht Mißverstand und Unordnung geben soll. Ist auch nicht nach Richtigkeit, noch sonst wo in der Welt, daß die Frau anders heißt, als der Mann, und die Kinder anders, als der Vater. Also

thut's nicht, weil's irgend Einer will, sondern für euch selber und damit die Insel keinen Schaden davon nimmt. Ihr habt mich seit dreißig Jahren „Frouwe Utsee“ geheißen, wenn's meinem Mann recht ist, daß er sich nach der neuen Vorschrift Roeluf Utsee benennt, so schreib' uns mit dem Namen in Dein Buch ein, Pastor Remmert.“

Es kam allen und besonders Uwe Folmars höchst überraschend, daß Walmot dem Gebot des französischen Kaisers das Wort führte, doch hatte ihre Zurede sichtlich mehr Eindruck auf die Inselbewohner gemacht, als die Berufung Remmerts auf den Willen der von Gott zu Aurich gesetzten Obrigkeit, und der Pastor benutzte die von seiner unerwarteten Beihelferin geübte Wirkung zu der Mahnung, alle möchten nun nach Hause gehn, mit ihren Frauen über die Annahme des neuen Familiennamens sich schlüssig werden und, falls sie keinen ausfindig zu machen wüßten, um Rath zu ihm kommen. Man sah, daß den Fischern die Sache in eine andere Beleuchtung als vorher gerückt worden sei; es konnte doch sein, daß bei ihrer Weigerung „de Franzos fühnsch wurr'“ und daß es mit See und Sand nicht so wie seit Vätergedenken auf der Insel bliebe. Sie nickten: „Jo, dat möt wi denn mal mit Fru und Kinners besnacken,“ und sie begaben sich nach ihren niedrigen Stuben oder auf die Düne davor. Dort saßen sie, dichtere Wolken noch als sonst aus ihren kurzen Pfeifenstummeln dampfend und sich oftmals dazwischen vergeblich am Kopf kratzend. Es war

eine ungewohnte und schlimme Aufgabe für ihr Gehirn, und die Meisten arbeiteten sich von Stunde zu Stunde nur dichter in vollständige Rathlosigkeit hinein. Im Durchschnitt bewiesen die Frauen und Töchter sich noch am Erfinderischsten, aber sie waren sehr in Bezug auf die Hülfsmittel benachtheiligt, deren sich ihre grübelnden Stammesschwestern auf dem Festlande erfreuten. Der Boden der Insel bot keine Abwechslung, nicht Wald und Wiese, Moor und Haide, keine Pflanzen, Gewerbe, Ortsbezeichnungen, die sich zu Namen benutzen ließen, nichts als Sand, Helmt und Wasser. So kostete es unsägliches Kopfzerbrechen, die Phantasie mußte sich an das wenige auf dem Eiland Gekannte anheften und verfiel der Mehrzahl nach nur auf die dortige Thierwelt oder die zum Fischereibetrieb nöthigen Geräthschaften. Remmert Osterloh erhielt für den Eintrag in sein Buch zum größten Theil Namen wie Kat und Kiviet, Oyster, Seestern, Muschel, Krabbe, Bloem, Swulk, Laberdan, Seiler, Bootsmann, Brettmaker, Nettknütter. Die auf dem festen Lande von gelehrten Beihelfern und Wortkünstlern angefertigten, stolz auf sema, sena, inga, enga, unga auslautenden Namen verirrten sich nur ausnahmsweise unter die Inselangehörigen, und ebenso blieben diese vor der Fülle der drüben neu in die Menschheit eintretenden Schneider, Schuster, Bäcker, Müller und Meier verschont.

Bei der Versammlung vor der Kirche waren Teda und Uwe zum erstenmal seit Monaten wieder

mit Freda zusammengetroffen. Ueber das Tagesereigniß fortredend, geleiteten sie unwillkürlich Walmot bis zu ihrem Hause, die vor der Thür desselben Uwe Folmars fragte, welchen Namen er denn für sich wählen wolle. Daran hatte er noch nicht gedacht, und sie rieth ihm, mit seinen beiden Begleiterinnen darüber zu Rath zu gehen, da Mädchen in derlei Dingen einen anschlägigeren Kopf besäßen, als die Männer. So gingen die Drei seitwärts der Düne zu, und unbeabsichtigt-mechanisch führte der Fuß sie an ihren alten Spielplatz aus Kinderzeit. Der Tag war schön, etwas Träumerisches lag über dem stillen Sandthälchen, die weißen Möven blitzten in der abendlichen Sonnenluft. Wenn Teda auch vor einem Jahr das von ihr in die See geschleuderte Buch an Freda zurückgebracht hatte, so waren sie doch seitdem in keine Verbindung wieder zu einander getreten und sich halbfremd geworden; auch die äußere Erscheinung der letzteren fand Teda überraschend. kaum zum Erkennen verändert. Die Gestalt Fredas besaß nichts Eckiges, Mageres und Unvollkommnes mehr, unter dem inselbräuchlichen einfachsten Kleidstoff verrieth sich ein Wuchs von vollendeter und zugleich zierlicher Entwicklung, die von der Sonne etwas gebräunten und von täglicher Arbeit redenden Hände zeigten doch eine so feine und schlanke Bildung, daß sie sich nicht mit denen der andern Fischerstöchter vergleichen ließen. Die Pfarrerstochter erschien mit ihrem dunklen Haar, der blassen Gesichtsfarbe und den scharf geprägten Zügen eigenartiger,

landfremder zwischen dem Sand der Düne, aber an mädchenhaftem Liebreiz stand das namenlose Kind der Nordseewellen ihr fraglos nicht nach. Es drängte sich Teda gewaltsam auf; die beiden Mädchen saßen sich wortkarg gegenüber, sie wußten nichts miteinander zu sprechen. Uwe Folmars war gleichfalls von einer befangenen Unsicherheit erfaßt, auch er hatte seit der Wintersturmflut Freda nur ein paarmal flüchtig gesehen; er ging nicht mehr zu ihr hinüber, doch ihm schien's, lag's im Gefühl, als ob sie ihn noch mehr vermeide, kein Zusammentreffen mehr mit ihm wolle. Das alte Kindheitsband zwischen ihnen und das spätere, durch Schiller und das Unglück des deutschen Vaterlandes angeknüpfte war völlig zertrennt. So mochten alle Drei im Stillen wünschen, dem Vorschlag Walmots nicht gefolgt zu sein, aber es war einmal geschehen und das stumme Beisammensitzen konnte nicht fortdauern. Uwe nahm das Wort und sagte: „Ihr Beiden bedürft also keines Beiraths mehr; Du" — er schaute Teda an — „heißt seit heute Teda Osterloh, und Du Freda Utsee." Seine Augen hoben sich dabei auch gegen das Gesicht der letzteren, doch er schlug den Blick sogleich wieder zu Boden und fügte nach: „Wenn Ihr also einen passenden Namen für mich zu finden wißt, so ist Alles geschehn." Er saß und wartete, die Mädchen dachten jetzt nach, ab und zu sprach eine von ihnen, was ihr einfiel. Teda meinte, daß für einen Geistlichen und Gelehrten ein griechischer oder lateinischer Name am geeignetsten und am besten

klingend sei, wie sie solche aus theologischen und geschichtlichen Büchern ihres Vaters kennen gelernt. Sie brachte vor, was sie im Gedächtniß bewahrt hatte: „Molitor — Sartorius — Xylander — Cruciger"; das letzte sagte ihr für einen Pastor am meisten zu, so daß sie bei dieser Entscheidung verblieb. Freda hielt dagegen an dem Gedanken, Uwe müsse sich nach irgendetwas auf der Insel benennen und sann in dieser Richtung umher. Mit der Erinnerung in die Vergangenheit zurückgehend, kam sie auf die Namen: „Floßbauer" — weil er ihnen einst durch seine Floßzimmerung über's Wasser geholfen —: „Helmtmann" — nach den Hüten und Körben, die sie hier aus dem Dünengras geflochten. Doch Teda zuckte die Achsel, das erste klinge gemein, an „Bauer" erinnernd, und das andre sei kindisch. Freda gerieth die Möveninsel mit den drei sonderbaren Steinen in den Sinn, auf denen sie zweimal zusammen gesessen, und sie bildete den Namen „Seestein" daraus, allein die Pfarrerstochter fand Alles, was mit „See" verbunden werde, nur für die Fischersleute auf der Insel passend. Dann war die weiter Nachsinnende doch auf etwas Zutreffendes und Wohllautendes verfallen und sagte mit einer gewissen Freudigkeit: „Uwe Warner." Es legte ihm den Volksnamen eines Sturmvogels bei, der nach alter friesischer Ueberlieferung bei Flutgefahr die bedrohten Häuser umkreiste, um die darin Schlafenden mit seinem Ruf aufzuwecken. Teda kannte die Sage ebenfalls, schüttelte indeß den Kopf und fragte:

„Warum? Was sollte das heißen?“ — „Weil er bei der großen Sturmflut im Winter um Mitternacht als Warner zu uns kam, um uns zu wecken.“ Freda antwortete es zur Begründung des vorgeschlagenen Namens und sah unbefangen dabei auf. Doch sie schrak zusammen, denn aus den Augen der ihr gegenüber Sitzenden traf sie ein plötzlicher pfeilscharfer Blick, der um eine Secunde später über das eigenthümlich blaß gewordene Gesicht Uwes hinflog Zugleich sprang Teda auf und stieß aus: „Warum lügst Du, daß er das gethan? Hast Du geträumt, er hätte in der Gefahr unser Haus verlassen, um Euch zu warnen? Dann war's ein Narrentraum; wenn wieder eine Flut kommt, schlaf' vernünftiger! Es ist Zeit, daß wir nach Haus gehn“

Sie trat rasch ein paar Schritte vorwärts, drehte sich dann und fragte zurück: „Bleibst Du noch bei der verlogenen Dirne?“

Freda stand wie von einem Blitzschlag betäubt, mit zitternden Lippen brachte sie nun hervor: „Ja — mir kommt's – ich habe es nur geträumt.“ Ihre Kraft zusammenraffend, setzte sie den Fuß nach der andern Seite fort. Uwes Arm machte eine unwillkürliche Bewegung, sie zurückzuhalten, doch sie wehrte stumm mit der Hand ab und eilte davon. Was seit länger als einem Jahrzehnt oft an dieser Stelle gedroht hatte, war geschehen; das alte Verhältniß zwischen den beiden Mädchen, das niemals wirkliche Freundschaft gewesen, lag jählings und nicht wieder

anknüpfbar zerrissen. Seltsam verödet, fast gespenstisch sah der Kindheitsspielplatz zu Uwe Folmars auf, der allein noch an der vertrauten Stätte geblieben. Auch er stand von einem betäubenden Schreck durchflossen; nur Sand und Halme enthielt der dürre Boden um ihn, doch ihm erschien's als ein Paradies und er fühlte, in diesem Augenblick sei es für immer von der Insel verschwunden.

„Kommst Du, Uwe Cruciger?“ fragte es jetzt aus der Entfernung eines Dutzends von Schritten, und die Besinnung an den Anlaß des plötzlichen Vorganges kehrte ihm zurück und mit ihr beklemmende Furcht, über das befragt zu werden, was zur Auffindung des Namens „Warner“ geführt hatte. Er schlug mit Teda den Heimweg ein, ohne durch ein Wort die tödtliche Kränkung zu berühren, mit der sie das letzte Band zwischen sich und der Jugendgespielin zerschnitten. Doch auch sie that nicht die von ihm befürchtete Frage, ob er wirklich in der Sturmnacht drüben gewesen sei; ihre Aeußerungen setzten keinen Zweifel in die Unwahrheit der Aussage Fredas. Wie immer hielt sie sich fest in seinen Arm gehängt und sprach zufrieden-heiteren Tones über das eben Geschehene. „Es war stets ein albernes Geschöpf, unseres Umgangs mit ihr nicht werth; ich weiß, Du hast es auch schon seit langem gedacht und gefühlt, aber aus Kindergewohnheit kamst Du noch zu ihr. Nun zeigt sich's, daß sie ebenso schlecht ist und schamlos Lügen spricht, um sich wichtig zu machen; es mußte dahin mit ihr kommen,

denn sie und ihre Pflegemutter haben keinen Glauben und halten nicht an den christlichen Geboten. Ich bin froh, daß es einmal so geworden ist, damit Du nicht mehr in das Haus gehst und dort Schaden an Deiner Seele nehmen könntest. Vermuthlich hat sie gehört, daß Du in der Sturmnacht damals auf die Düne gegangen, um zu sehen, ob Gefahr für uns sei, und prunkt im Dorf damit, Du wärest für ihr Haus in Angst gewesen. Soll ich Dir etwas sagen, was Du nicht weißt?"

Sie blickte ihrem Begleiter im schon dämmernden Abendlicht ins Gesicht; er fragte, zugleich durch ihre Worte von seiner Furcht erlöst und von ihrem seltsamen Blick gebannt: „Was, Teda?"

„Du darfst mich auch schelten, denn ich hab's Dir verschwiegen. Es kam ein Stoß in der Nacht, daß ich meinte, die Flut sei da und breche das Haus zusammen, und ich fuhr in blindem Schreck auf und lief zu Dir hinüber, um mich mit Dir zu retten. Aber Du warst nicht in Deiner Kammer."

Ein wunderliches Zittern überlief plötzlich die Glieder Uwes; er stotterte halb: „Und warum — warum sagtest Du es nachher anders?"

„Ich schämte mich, daß ich so furchtsam und thöricht gewesen und daß ich — darum war ich am andern Tag zornig auf Dich Mich fror's, und ich lief schnell wieder zurück aus Furcht, Dir draußen zu begegnen. Was ich Dir sagte, war keine Lüge, denn ich hörte Dich zurückkommen, aber eine Muthlosigkeit

war's, mit der ich die Wahrheit verschwieg. Schiltst Du mich, daß ich es gethan?"

Ihr Blick sprach die letzte Frage wieder mit; gedankenverworren antwortete Uwe: „Was gethan?" Sie lachte: „Daß ich aus Beschämung nicht aufrichtig gegen Dich war. Gottlob solche Nacht wird nicht wieder kommen, daß mein Mund Dir etwas zu verheimlichen braucht."

Sie hatten das Pfarrhaus erreicht; als Uwe am Abend in seiner Kammer zum Schlaf hingestreckt lag, war sein Kopf unfähig, sich Antwort auf die Frage zu geben, ob Teda die Erklärung Fredas wirklich für eine Lüge gehalten oder nicht. Doch wie es sein mochte, jedenfalls hatte Eifersucht sie zu der jähen Zornglut entflammt. Besaß sie Grund dazu oder verblendete sie nur ein thörichter Wahn?

Er wußte, daß Freda mit Unrecht als Lügnerin hingestellt worden sei und trug in doppelter Weise die Schuld daran. Zuerst da er in Wahrheit damals drüben gewesen, dann weil er dies Teda nur zu entgegnen gebraucht hätte, um Freda zu rechtfertigen. Doch er konnte das erstere nicht bereuen; so deutlich wie in jener Nacht fühlte er, daß er unter der gleichen Lage das Nämliche wieder thun würde, thun müsse. Dagegen zürnte er über sich wegen des zweiten; um Tedas Eifersucht nicht noch heftiger aufzureizen, hatte er feige gehandelt, geschwiegen und selbst Freda die Hauptkränkung zugefügt. Sie litt durch ihn am meisten und dies Bewußtwerden griff ihm mit tief-

schmerzlichem Mitleiden und bitterer Reue ans Herz. Er konnte es nicht ertragen, sie aus selbstsüchtiger Befürchtung hülflos und beschimpft gelassen zu haben, daß sie dies wisse und in sich ihn dessen anklagen müsse. Das mußte er ungeschehen machen, diese athemraubende Marter von sich abwälzen und Teda morgen offen die Wahrheit sprechen, damit sie die Schmähung zurücknehme. Er ward ruhiger bei diesem festen Vorsatz und trat in Gedanken vor Teda hin, um sie zu dem Gang nach dem Hause Walmots zu veranlassen. Nun sahen ihre Augen ihn an und sie versetzte: „Also nicht sie, sondern Du hast mich belogen, und darum war Deine Kammer leer, als die Gefahr uns drohte und ich Schutz von Dir hoffte! Und ich erkannte Dir ein Recht zu, mich zu schelten, zu strafen, weil Scham mich abhielt, offen zu sagen, woher ich von Deinem Fortsein gewußt —"

Er hörte die Stimme Tedas und dieselbe fügte nach: „Sei unbesorgt, wenn solche Nacht wieder käme, ich würde nicht noch einmal so thöricht sein, Hülfe bei Dir zu suchen, um vor mir selbst Dir und Freda zum Spott zu dienen."

Das Blut klopfte Uwe in den Schläfen auf und redete, Teda glaube doch in Wahrheit nicht daran, daß er damals drüben gewesen sei. Der hastige, heiße Pulsschlag füllte auch sein Ohr mit fieberhafter Spannung, ihm war's, als komme ein Windsummen, wie Vorbote eines Sturmes, vom Meere her und beginne um das Haus zu murren. Nein, er durfte es

ihr nicht sagen; er nützte Freda nicht damit und zerstörte sinnlos sein eigenes Leben. Ohne Zweifel ward die Erregung Tedas durch sein Bekenntniß nur noch höher gesteigert, denn ihre Eifersucht erhielt daraus ein Recht.

Eine Berechtigung? Einen wirklichen Grund? Uwe Folmars warf sich schlaflos hin und her. Das natürlich nicht, aber sie konnte, sie mußte sogar daran glauben. Er allein wußte, daß es völlig grundlos sei — daß nur eine kindlich-unbedachte Angst wie um ein Elternhaus ihn in jener Nacht übermannt und hinübergetrieben — daß er hier mit betäubendem Herzschlag horchend lag, ob sich in der mitternächtigen Stille etwas auf dem Flur draußen rege.

Ueber mehr als halb Europa lag gleich dem Leichentuch winterlicher Schneestarre die unumschränkte Herrschaft des corsischen Imperators und schien wenigstens für das derzeitig lebende Geschlecht zur unabänderlich feststehenden geworden. Von den Küsten des Mittelmeeres bis zu denen der Nord- und Ostsee, vom Oceanstrand bis zur Weichsel und den Karpathen gebot in Wirklichkeit nur ein einziger Wille, wie die Welt seit dem Zerfall des Römerreiches nie mehr Gleichartiges gesehen. Bis auf zwei Ausnahmen waren alle Fürsten des Erdtheils, ob sie scheinbar noch Kaiser- und Königskronen tragen

mochten, lediglich Satrapen des neuen Alexander, der vor zwanzig Jahren noch ein namenloser Zögling der Militärschule in Brienne gewesen. Das Chaos der französischen Revolution, die innere Fäulniß aller staatlichen Zustände Europas, sein Feldherrngenie, seine durchdringende Menschenkenntniß und seine eisige Selbstsucht hatten ihn auf diese schwindelnde Höhe getragen. Als er sie erklommen, hieß er sich, uraltestem Herrscherbrauch gemäß, zu ihr „durch die Gnade Gottes“ berufen, und jedes von ihm unterzeichnete Decret verkündete den Willen Gottes in seiner Weltlenkung durch den Mund oder die Hand seines heutigen irdischen Statthalters. Wahre Christenfrömmigkeit mußte in allen von ihm regierten Ländern, ob katholischen oder protestantischen, daran glauben, und selbst, wenn ihr Gefühl „eine Geißel des Herrn“ in ihm empfand, sich demüthig und gehorsam unter die gesetzte Ordnung des Höchsten beugen. Wer dies nicht that, besaß kein Anrecht auf den Christennamen, denn die heilige Schrift sprach:

„Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet.

„Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung; die aber widerstreben, werden über sich ein Urtheil empfangen.

„Denn die Gewaltigen sind nicht den guten Werken, sondern den bösen zu fürchten. Willst Du

Dich aber nicht fürchten vor der Obrigkeit, so thue Gutes; so wirst Du Lob von derselbigen haben.

„Denn sie ist Gottes Dienerin, Dir zu gut. Thust Du aber Böses, so fürchte Dich; denn sie trägt das Schwert nicht umsonst, sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe, über den, der Böses thut.

„So seid nun aus Noth unterthan, nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen.

„Derhalben müsset Ihr auch Schoß geben, denn sie sind Gottes Diener, die solchen Schutz sollen handhaben.

„So gebet nun Jedermann, was Ihr schuldig seid: Schoß, dem der Schoß gebühret; Zoll, dem der Zoll gebühret; Furcht, dem die Furcht gebühret; Ehre, dem die Ehre gebühret."

Der die Macht dieser Schriftworte über die gläubigen Menschengemüther und den aus ihnen für einen Fürsten fließenden Gewinn am Besten kannte, war Napoleon Buonaparte, und deshalb nannte er sich „von der Gnade Gottes Kaiser der Franzosen". Der am wenigsten an jene Schriftworte glaubte, am genauesten wußte, woher er seine Allmacht gewonnen, war derselbe Kaiser Napoleon, und um so nachdrücklicher hielt er darauf, daß der göttliche Ursprung der ihm verliehenen Gewalt von den Kanzeln und den Kanzleien aller seiner Reiche verkündet wurde. Aber ebenso sah sein unbeirrter Blick in die Wesenheit des

von ihm geübten Oberherrschaftsdruckes und ließ sich nicht durch den unbeweglichen Anschein des weißen Leichentuches über den bezwungenen Völkern und Ländern täuschen. Er wußte, daß unter der winterstarren Decke sich überall leisgeheime Säfte regten, sich in der Stille zu vereinigen und ihre Kräfte bereit zu halten suchten, um beim Eintreten eines plötzlichen Frühlingswindes mit aus dem Schnee hervorzubrechen. Dies Erwarten und Begehren war kein christliches, denn es trachtete danach, die von Gott gefügte gegenwärtige Ordnung der europäischen Verhältnisse umzustürzen; aber im Schooße der gesammten Bevölkerung Norddeutschlands zählte der „Tugendbund" viele Tausende von Anhängern, die dadurch nicht minder gefährlich wurden, daß zahlreiche wahrhaft fromme Gemüther unter ihnen durch ihre geheimen politischen Bestrebungen in unlösbaren Widerspruch zu ihren Glaubensvorschriften traten. Der französische Protector Deutschlands von der Gnade Gottes konnte einen Einzelmann, wie Palm, erschießen lassen, doch der unentdeckbaren Menge gegenüber reichte selbst seine Macht und sein Spionsystem nicht aus, und er wußte, daß sie ihm mit einer Erhebung des deutschen Volkes aus seinem Schmachjoch drohe, sobald sie von außen her eine Unterstützung zu finden vermöge. Eine solche konnte nur von den beiden einzigen Ausnahmen Europas erfolgen, den allein der Botmäßigkeit Frankreichs noch nicht anheimgefallenen Staaten England und Rußland, und auf diese beiden war jetzt das Augenmerk Napoleons gerichtet. Um

seiner Herrschaft über den Erdtheil völlig sicher zu sein, mußte er jene zu einem Eingreifen in dieselbe unfähig machen; gegen England fiel ihm dies allerdings nur in der Form der Continentalsperre möglich, doch hatte er auch Waffengewalt von dorther nicht zu besorgen. Rußland dagegen verfügte über eine solche, und obwohl der Kaiser desselben mit demjenigen Frankreichs verbündet und befreundet war, empfand der letztere ihn zugleich als Bedrohung und als Hemmniß seiner Ziele. Nur aus dem nordischen Winterlande her konnte einmal ein Bundesgenosse für den deutschen Frühlingsdrang erwachsen, und die Naturen der beiden einzigen noch auf dem Festlande vorhandenen wirklichen Souveräne waren sich so ähnlich, daß Napoleon auf die Dauer einen feindlichen Zusammenstoß mit dem Zaren Alexander — nomen et omen — als unvermeidlich voraussah. Zugleich reizte ihn sein Allmachtsgelüst unwiderstehlich, auch das letzte Hinderniß seiner Schrankenlosigkeit zu beseitigen, und der Entschluß, Rußland ebenfalls seinem Willen zu unterwerfen, stand in ihm fest. Dazu aber, und um gleichzeitig alle schon von ihm beherrschten Völker ohnmächtig im Zügel zu erhalten, bedurfte er eines lange vorbereiteten ungeheuren Heeresaufgebots. Scheinbar lag tiefer Friede über Europa, doch in der Stille ließ der französische Kaiser in allen seinen Ländern neue Rekruten, darunter Hunderttausende in Deutschland, ausheben und rüstete heimlich eine Armee, wie die Welt sie noch nicht gewahrt hatte, zum Kriege gegen Rußland.

In den neuen französischen Departements des vormaligen Königreiches Holland war der Marschall Oudinot, Herzog von Reggio, mit der „Conscription“ betraut und diese dadurch in unnachsichtig-energischste Hand gelegt worden. Er hatte durch das Einrücken mit seinem Armeecorps im Jahre 1810 den König Ludwig zum Niederlegen der Krone veranlaßt und führte seitdem den Oberbefehl in den Küstenlanden zwischen Schelde und Weser. Der siegreiche Heeresleiter in zahlreichen Schlachten, bei Ostrolenka und Friedland, Pfaffenhofen und Wagram, sah in jedem jungen Mann lediglich verwendbares Material für die Kriegszwecke seines Gebieters; von den Holländern ebenso gefürchtet, wie gehaßt, betrieb er besonders unter der kräftigen vlämischen und friesischen Bevölkerung mit schonungsloser Strenge die Rekrutirung. Diese wurde nicht allein in Städten und Dörfern durchgeführt, sondern aller Orten suchten Ausspürer ebenso die entlegensten und verborgensten Gehöfte und Einzelhäuser auf, um Nachforschung nach dem nöthigen und brauchbaren „Kanonenfutter“ abzuhalten. Auch die weiten Moore, Sümpfe und Oeden des Departements der Ost-Ems schützten nicht dagegen; die zumeist breitwüchsig-mächtigen Gestalten der ostfriesischen Bauernsöhne erregten ein noch erhöhtes Verlangen des Marschalls und seiner Aushebungsoffiziere nach ihnen. Ein Entrinnen der Bedrohten aus dem Lande fiel unmöglich, da die See den Weg nach Norden abschloß und nach allen übrigen Richtungen umher französisches

Gebiet war. So flüchteten die jungen Männer vielfach vor dem Anrücken der militärischen Nachspürer aus den Heimathöfen in unwegsame Landstriche hinaus, wo sie unter Beihülfe ihrer Angehörigen in Verstecken ihr Leben zu fristen suchten. Aber der ungeheure Umsturz alles Gewesenen in den letzten Jahrzehnten hatte nicht nur oft die Felder mit Brandschutt und Unkraut überzogen, sondern auch vielerlei Mißgewächs aus Menschenköpfen und -Seelen herangereift. Ueberall fanden sich gewissenlose Angeber, welche für Lohn den Franzosen als Helfershelfer zum Auffinden ihrer verborgenen Landsleute die Hand boten, und die weiten ostfriesischen Niederungen sahen manche von Verräthern angestiftete Jagd, in der das ausgekundete, gehetzte Menschenwild zuletzt ohnmächtig vor seinen zähen Verfolgern zusammenbrach.

An einem Octobermorgen war's, daß ein kleines Geschwader von starken Segelböten den Hafen bei dem Städtchen Norden verließ und unter gutem Wind den Kurs gen Norden einschlug. In jedem der drei Fahrzeuge befand sich außer dem Schiffer ein französischer Souslieutenant mit zwei Soldaten; die meisten zeigten sich nach ihrer Stammesart von lebhaftem Geblüt, sangen, lachten und riefen sich zu, so lange die Böte noch nebeneinander fortliefen. Doch als diese die Ausmündung der Ost-Ems erreichten, schieden sie sich, eines hielt links hinüber in der Richtung gegen Borkum, ein anderes wandte sich nordostwärts nach Norderney, und das dritte steuerte gradaus auf die Insel zu, von

welcher der stumpfe Haubenkirchthurm der Pfarrei Remmert Osterlohs wie ein dunkler Pfahl hersah. Der junge Offizier in dem letzten Boot erschien weniger heitren Temperaments, als seine Kameraden; er hatte sich an ihrer Gesprächsführung nicht viel betheiligt. Seine tief brünette Gesichtsfarbe und das dunkle Haar ließen ihn sogleich als romanischer Abkunft erkennen, aus dem Blick seiner schwarzen Augen konnte es manchmal wie etwas Ungezähmtes, sich nicht selbst Beherrschendes flimmern. Ein schöner Spätherbst lag seit Wochen über der Nordsee; auf der sonnigen Wasserfläche leuchteten die weißen Segel der drei auseinander geschiedenen Fahrzeuge sich noch geraume Zeitlang Grüße herüber und hinüber. Dann wurden sie zu Möven oder Seeschwalben, nun winzigen vom Wind verschlagenen Schmetterlingen gleich, und verschwanden sich aus dem Gesicht.

Am Frühnachmittag trat der französische Lieutenant in das Arbeitszimmer Remmert Osterlohs ein und überreichte dem Pastor als zugleich weltlichem Vorstand seiner Gemeinde einen schriftlichen Ausweis des Höchstcommandirenden im Departement der Ost-Ems, daß er Auftrag und Vollmacht habe, die anbefohlene Rekruteneinziehung auf der Insel vorzunehmen. Der Ankömmling vermochte sich in einer zwar vielfach mit fremden Worten untermischten, doch immerhin noch für deutsche Ohren einigermaßen verständlichen Mundart auszudrücken. Er war kein eigentlicher Franzose, sondern ein aus Südbrabant stammender Wallon, trug

ursprünglich den Namen Egidius Walcourt, hatte denselben indeß, als er Offiziersrang erreicht, dem neuen Zuge der Kaiserzeit gemäß eigenmächtig und unbehindert in Egide de Walcourt umgeändert. Das Verständniß der vlämischen Sprache von frühauf ermöglichte ihm die ziemliche Aneignung der deutschen; seine Gesinnung war dagegen eine voll-französische, nur gebrach ihm, wie allen seinen Stammesgenossen, die Leichtigkeit des Behabens, und er verdeckte diesen Mangel durch ein steif-formelles, kurzes Auftreten. Der Nationalgegensatz in seinem Heimatland hatte ihm als Wallonen seit ersten Kindertagen Geringschätzung der Vlamländer und damit alles Germanischen eingeimpft, eine Abneigung, welche Protestanten gegenüber durch seine katholische Strenggläubigkeit noch erhöht wurde. Seine Gestalt wie sein Gesicht waren wohlgebildet, die Züge des letzteren besaßen Interessantes, doch etwas Undeutliches; die Art seiner Bewegungen und des Tragens seiner kleidsamen Uniform gab ihm den Anstrich nachlässiger Eleganz. Bis zu dem heutigen Tage war kein Franzose auf die Insel herübergekommen und hatte diese überhaupt schwerlich jemals etwas ihm Anähnelndes gesehn.

Mit knapper Höflichkeit überreichte er Remmert Osterloh seine Beglaubigung und fügte, mehr fordernd als wünschend, hinzu, daß er von der Seefahrt Hunger habe und diesen zu befriedigen verlange; er befand sich in einem Departement der untergeordnetsten Bevölkerungsklasse des neuen Frankreich und nahm, zumal einem

lutherischen Geistlichen gegenüber, eine Herrenstellung ein. Der Pastor führte ihn in die Wohnstube, wo er Dina für Speisen Sorge tragen hieß; Walcourt erkundigte sich kurz nach der Anzahl der waffenpflichtigen Männer im Dorf. Er schien wenig zu erwarten und seinen Aufenthalt möglichst abkürzen zu wollen; sein ziemlich verdrossen-gelangweiltes Gesicht hellte sich erst plötzlich ein wenig auf, als er den Madonnenstahlstich an der Wand gewahrte. Wie vor einem Heiligenbilde bekreuzte er sich rasch mit der Hand und sprach seine Befriedigung aus, dies Symbol der wahren Religion in einem hugenottischen Pfarrhause anzutreffen. Remmert erwiederte, die wahre Religion kenne keine confessionelle Scheidung, sondern jeder habe gleichen Theil an ihr, der den Geboten Gottes nachkomme, wie er sie in sich selbst offenbart fühle. Dina hatte draußen ihren Auftrag auf Teda abgeladen, und diese brachte jetzt, was das Haus an Nahrungsmitteln bot. Bei ihrem Eintritt sagte Egide de Walcourt überrascht: „Eure Tochter? Vraiment, Ihr kommt selber vor wie eine Madonn, Mademoiselle.“ Sie wußte nichts auf die fremdklingende Anrede zu entgegnen und wollte sich schweigend wieder fortbegeben, doch ihr Vater hieß sie dem Offizier Gesellschaft leisten, während er aus dem Kirchenbuch die Liste der jungen Männer im Dorf ausziehe. Er ging, und Teda setzte sich stumm ans Fenster; der junge Lieutenant aß, von Zeit zu Zeit nach ihr hinüberblickend; die unschmackhafte Kost mundete ihm sichtlich wenig, doch er sprach keine Unzufrieden-

heit aus. Schließlich deutete er mit der Hand auf das Bild und äußerte: „Ich bin rechtgläubig und verehre die Madonn.“ Teda antwortete, sie hätten im Pfarrhaus auch den rechten Glauben, allein er verneinte mit dem Finger und erwiederte: „Nicht das Haus, es ist une maison hérétique — aber man ist nicht hérétique, wenn man selber ist eine Madonn und patrone im Haus, die verdient Anbetung.“ Es war zum erstenmal im Leben, daß Teda eine galante Huldigung entgegengebracht wurde, die sie außerdem nicht klar verstanden. Sie wußte abermals nichts zu antworten, von einer gewissen Befangenheit verzogen sich ihre Lippen nur zu einem halblächelnden Ausdruck. Der Wallone machte jetzt Anstrengung, sich so verständlich auszudrücken, als es ihm möglich fiel, und sagte: „Warum bleibt stumm der schöne Mund von Madonn? Er hat Klugheit, denn er ist noch mehr schön, wenn er lacht.“ Der Pastor kam zurück und forderte Walcourt zum Gang durch's Dorf auf; Teda blickte den Fortschreitenden nach. Sie war nicht eitel auf ihre körperlichen Vorzüge, wie sie es nie gewesen, und die Aeußerungen des Offiziers hatten ihr nicht geschmeichelt. Aber in den Blicken, die er auf sie gerichtet, war ihr etwas verständlich geworden, das sie mit Unruhe anfaßte. Sie fühlte in sich die Bedeutung eines sonderbaren Flimmerns seiner Augen, und es durchlief ihr mit einem widerspruchsvoll halb kalten, halb heißen Ueberschauern das Blut, sie müsse während seines Verbleibens im Hause vor ihm auf der Hut

sein. Noch nie zuvor war ihr Aehnliches begegnet, doch ihre eigene Natur hatte sie in wenigen Minuten über eine drohende Gefahr aufgeklärt.

Draußen unter der Inselbevölkerung herrschte eine ungewöhnliche Erregung. Nachrichten waren wohl vom Festland herübergelangt, daß dort eine Rekrutenaushebung stattfinde, doch Niemandem in den Sinn gerathen, hier könne das Nämliche eintreten. Man war so gewöhnt, von allen Behörden außer Acht gelassen zu sein, daß man ruhig auch bei den französischen Militärbeamten die gleiche Vergeßlichkeit voraussetzte. Aber die Enttäuschung traf heut' plötzlich ein; auch die Fischersöhne sollten zum Waffendienst des Kaisers von ihrem Tagewerk in die Fremde davon, die Insel zum erstenmal seit Menschengedenken Soldaten liefern. Alles stand betroffen und verstört, die Frauen jammerten, die Männer dampften wort- und rathlos aus den kurzen Pfeifen. Remmert Osterloh sprach: „Der Offizier ist ein Vollstrecker der Gebote eurer Obrigkeit, so ruft eure Söhne, damit sie sich zur Ausmusterung einstellen." Es handelte sich kaum um ein halbes Dutzend, die in dem Conscriptionsalter standen, die Angelegenheit wäre rasch zu erledigen gewesen. Doch Walcourt fand jetzt den Tag für eine nähere Prüfung schon zu weit vorgerückt, verschob dieselbe auf den nächsten Morgen und befahl den jungen Burschen, sich dazu vor dem Pfarrhause einzufinden, in dem er übernachtete; das Pflichtgefühl seiner Aufgabe ließ ihn offenbar des bei seiner Ankunft kund-

gegebenen Wunsches, die Insel baldmöglichst wieder zu verlassen, nicht mehr gedenken. Er unterhielt sich auf dem Rückweg zuvorkommend mit dem Pastor und bedauerte, diesem durch Beschaffung eines Nachtquartiers Mühe bereiten zu müssen; Remmert versetzte, was sein Haus enthalte, stehe dem Abgesandten der Obrigkeit zu Gebot. Der junge Wallone lächelte: „Ein Soldat ist genügsam und zufrieden mit jedem Bett, wo er schlafen kann unter dem Schutz der Madonn.“ Wie sie sich dem Pfarrhaus näherten, traf Uwe mit ihnen zusammen, der nach seinem Brauch in den letzten Monaten die Nachmittagsstunden einsam in der Düne verbracht und noch nichts von dem Eintreffen des Rekrutirungsoffiziers vernommen hatte. Erstaunt blickte er auf die Uniform desselben, dieser musterte ihn ebenfalls überrascht mit den Augen und rief lebhafter als bisher: „Ah, superbe! Da ist ja noch ein süperber chef de file — ein Flügelmann — für den Kaiser! Wer ist der Mann?“ Der Pastor klärte ihn über den Irrthum auf, es sei sein Pflegesohn, ein sich gleichfalls bei ihm zum geistlichen Beruf heranbildender Student der Theologie. „Ah, dommage!“ versetzte der Lieutenant, höflich salutirend; „monsieur hätte einen vorzüglichen Flügelmann geliefert, aber les gens d'Eglise sind hors de conscription.“ Seine Sprache und sein Benehmen hatten etwas Verbindliches angenommen, das ihm gefällig stand und nicht mehr an seine steif-kurze Art beim Kommen erinnerte.

Das Pfarrhaus besaß kein Bett für den Nachtgast und die Unterbringung desselben stieß auf Schwierigkeit. Dina betheiligte sich an der Berathschlagung nicht weiter, als durch die Aeußerung, jemand könne ja sein Bett an ihn abgeben, sie behalte ihres, und verlange, daß man sie mit der Sache in Ruh lasse. Der Pastor war bereit, auf einer Bank zu übernachten, allein Uwe fiel ihm ins Wort, er trete selbstverständlich seine Kammer ab. „Wo willst Du denn schlafen?" fragte Teda, die nicht von der ihrigen gesprochen. Gleichgültig zuckte er die Schulter: „Irgendwo, auf der Diele oder auf der Düne, die Luft ist noch warm." Er verließ das Haus nochmals, es widerstand ihm heftig, mit einem französischen Offizier unter demselben Dach zu sein, und er ging im einfallenden Zwielicht an den Strand zurück. Eine Anzahl von Fischern saß dort, über das unerhörte Ereigniß des Nachmittags redend, er setzte sich zu ihnen, und sie verlangten seinen Rath, was sie thun sollten. „Pastor Remmert het dat licht seggn, awer wi sünd Friesen un schällt uns' Söhns den Franzmann gewen." Der Befragte wußte auch keinen Ausweg; so lange die Zungen hin und her gingen, blieb das Ergebniß immer: „Wi wüllt dat nich, awer wi möt dat." Endlich kam Uwe der Gedanke: „Lat us to Walmot gahn un de fragen wat se meent." Der Weg war ihm selbst willkommen, damit er länger vom Hause fortbleiben könne.

Wenn jemand das Lager für den Fremden herrichten sollte, mußte Teda die Hand anlegen, ihre

Mutter bekümmerte sich nicht drum. So begab sie sich mit frischen Leintüchern in die Kammer Uwes und that das Nothwendige; übergebückt stehend, hörte sie nach einer Weile durch die halbe Dämmrung hinter sich sagen: „Ist die Madonn auch die Magd im Hause?“ Es war die Stimme des Wallonen, der nachfügte: „Ich habe noch nicht gesehn solche Magd Madonn und werde gut schlafen in dem Bett, was ihre Hand macht für mich.“ Teda beendete schleunig ihre Arbeit, doch wie sie im Begriff stand, sich aufzurichten, hielt sein Arm sich um sie gelegt. Ihr flog von den Lippen: „Was wollen Sie?“ Er antwortete: „Je veux faire mes dévotions — ich will bezeugen meine Andacht vor dem Bild der Madonn,“ und er suchte sie an sich zu ziehen, um sie zu küssen. Mit einer kräftigen Bewegung machte sie sich indeß los: „Ich verlange keine Andacht vor mir.“ Sie ging rasch zur Thür; nun lachte der junge Offizier: „Ah, die Madonn will nicht sein verehrt noch bei Tag, sie will sein angebetet erst, wenn es ist dunkel.“ Teda lief in die Wohnstube, ihre Befürchtung hatte sich schnell erfüllt und das freche Betragen des Fremden sie in eine zitternde Aufregung versetzt. Doch sie bekämpfte diese und saß nachher scheinbar unbekümmert mit bei der Abendmahlzeit. Uwe war noch nicht zurückgekommen, es wurde wenig gesprochen, fast nur zwischen dem Pastor und dem Gast; dann und wann richtete der letztere einen kurzen, verhalten glühenden Blick auf die Tochter des Hauses. Bald nach der

Beendigung des Essens äußerte er, daß er von der ungewohnten Wasserfahrt müde sei und zu Bett zu gehen wünsche. Remmert hieß seine Tochter, ihn mit einem Licht zu geleiten, und sie ging zum Holen des Leuchters hinaus, doch kam nicht zurück. So brachte der Pastor selbst nach längerem Warten den Offizier zu seiner Kammer und begab sich ebenfalls zur Ruh. Dann kehrte Teda in die leere Wohnstube; Uwe blieb noch immer aus. Sie ahnte, daß der Haß gegen die französische Uniform ihn fernhalte, und wagte nicht, sich ohne seine Anwesenheit im Hause in ihrer Kammer zum Schlafen zu legen, sondern stieg zu der ihrer Mutter hinan. Das hatte sie noch niemals vorher gethan; Dina, die schon im Einschlafen begriffen gewesen, fragte unwirsch, was sie wolle. Nun erzählte Teda den Auftritt zwischen ihr und dem Wallonen, daß sie sich vor ihm fürchte, und bat, auf dem Stuhl in der Kammer der Mutter sitzend, die Nacht verbringen zu dürfen. Doch Dina antwortete mürrisch: „Damit Du mich die ganze Nacht im Schlaf störst! Leg' Dich, wohin Du willst, aber hier verbitt' ich's mir. Meinst Du, daß er Dich umbringt? Wenn Du glaubst, daß er reich ist, so geh in Dein Bett!“ Die Abgewiesene verließ wortlos die Kammer wieder, es schüttelte ihr etwas das Blut, sie wußte nicht, was. Auf den Zehen hinunter schleichend, ging sie vors Haus ins Freie hinaus, um die Rückkunft Uwes zu erwarten. Die Nacht war warm und zwitterhaft von einem Mondviertel erhellt, doch umgab das letztere

ein breiter Hof. Auch über der See lag es dunstig und manchmal summte es in der Luft; das Wetter wollte sich ändern, die langen schönen Tage des Spätherbstes beenden.

Drüben im Hause Walmot Utsees saß Uwe noch mit einem halben Dutzend von Fischern zur Berathung. Die Sprachwerkzeuge der letzteren waren nicht sehr beredt und wiederholten meistens nur die nämlichen Worte, aber die Augen ließen innere Erregtheit erkennen. Die Frage drehte sich darum, ob sie Widerstand gegen die Fortschleppung ihrer Söhne leisten sollten und könnten. Walmot hatte sich beim ersten Hören der Botschaft dafür ausgesprochen, dann jedoch mit schnell ruckkehrender Besonnenheit davon abgerathen. Es nütze nichts, französische Truppen würden vom Festland kommen, die Inselbewohner als Aufrührer mißhandeln und mit Gewalt die Rekruten wegführen, die sich nicht verbergen und nicht flüchten könnten. Ein Andres ging ihr lebhaft durch den Kopf, daß es wieder Krieg geben müsse, da der französische Kaiser noch mehr Soldaten brauche, selbst von hierher, und sie dachte eifrig mit Roeluf und Uwe nach, gegen wen die Rüstung bestimmt sein möge. Freda saß ruhig zuhörend; sie war nur im Beginn, weiß wie der Dünensand werdend, aufgesprungen, als die Ankömmlinge die Nachricht gebracht, daß alle jungen Männer für das französische Heer ausgehoben werden sollten. „Alle? Du auch?“ war ihr vom Mund gefahren; Uwe hatte den Kopf geschüttelt und erwiedert, daß er

als zukünftiger Geistlicher von der Conscription frei sei, und Freda ausgestoßen: „Gottlob, daß Du Pastor wirst!“ Beide waren seit dem Tage des völligen Zerwürfnisses zwischen ihr und Teda nicht mehr zusammengetroffen, sahen sich heut' zum erstenmal wieder. Sie redeten auch während des ganzen Abends nicht mehr, als diese kurzen Worte miteinander, begegneten sich nie mit dem Blick. Daß er heut' hierhergekommen, war lediglich geschehen, um den Rath Walmots einzuholen, seine Erregung hatte nicht daran gedacht, auch Freda hier zu finden; er fühlte, daß er Teda diesmal besorgnißlos mittheilen könne, wo er gewesen sei. Schließlich gelangte das Ueberlegen Aller zu dem letzten Ergebniß, Niemand solle auf der Insel selbst einen fruchtlosen Versuch machen, sich der Aushebung zu entziehen, sondern gutwillig zum Festland hinüberfolgen. Dort erst möge jeder auf dem Weitermarsch nach Deutschland hinein eine günstige Gelegenheit ergreifen, zu entwischen und mit Vermeidung der Städte durch das ostfriesische Moorland zurückzukommen. Hier werde der Franzose nicht zum andernmale nach ihnen forschen, oder geschehe es dennoch, so könne man sie verstecken und wisse nichts von ihnen. Walmots nachdenkender und praktisch abwägender Kopf hatte dies Hülfsmittel als das beste und einzige ausgefunden, und sie fügte bei, falls es Einem nicht gelingen solle, unterwegs zu entkommen, so müsse er Alles dran setzen, beim Beginn einer ersten Schlacht zum Feinde überzugehen, der jedenfalls ein Freund des deutschen

Vaterlandes sei. Er wurde dadurch allerdings zum Deserteur, verletzte den Gehorsam gegen die ihm gesetzte Obrigkeit, brach den von ihm geforderten Fahneneid und häufte ein todeswürdiges Verbrechen auf das andre. Aber das Alles bekümmerte Walmot Utsee, die keinen Glauben hatte und nicht an den christlichen Geboten hielt, wenig bei ihren Rathschlägen.

So war die Nacht schon um ein ziemliches Stück vorgeschritten, als die Fischer zurückwanderten, sich nach ihren Wohnungen zerstreuten und Uwe allein dem Pfarrhause zuging. Um etwa hundert Schritte vor demselben erschrak er unwillkürlich, denn hinter einem aufgestapelten Haufen alter Bretter hervor flog plötzlich etwas Dunkles, Großes in die Höh' und auf ihn zu. Dann aber griff es nach seinem Arm, es war Teda, die hier auf ihn gewartet. Sie fragte, weshalb er nicht zum Abendessen gekommen, wo er so lange gewesen sei; als er der Wahrheit gemäß darauf erwiederte, brachte die Antwort sie keineswegs auf, sondern ließ sie völlig gleichgültig, wie das Geschick, welches den Fischersöhnen am nächsten Tage bevorstand. Schnell einfallend, berichtete sie den Grund, der sie bis jetzt hier außerhalb des Hauses gehalten. Uwe stand, wortlos-erschreckt den Arm um sie legend, dann stammelte er: „Was wollte der Freche von Dir?“ — „Was Du allein darfst —“, sie schlang die Hand um seinen Nacken und bog die Lippen zu ihm auf. Als diese sich von den seinigen getrennt, fuhr sie fort: „Doch nun unter Deinem

Schutz kann ich ins Haus zurück, Du bist stärker als er, bei Dir fürchte ich mich nicht vor ihm.“ Sie brach plötzlich ab und schloß daran: „Aber wo willst Du schlafen, der Offizier hat ja Dein Bett!“ Uwe versetzte: „Ich bleibe in der Wohnstube —“, doch Teda fiel sogleich ein: „Nein — auch wenn Du dort bist — allein bringe ich die Nacht nicht in meiner Kammer zu.“ Sie hatte es rasch herausgestoßen und verstummte danach, und in gleicher Weise blieb er lautlos; so standen sie ein paar Augenblicke ohne Wort, nur ihre Athemzüge gingen mit der nämlichen Schnelligkeit hörbar durch das Halbdunkel der Nacht. Dann brach Uwe gewaltsam das Schweigen: „So hast Du für heut' auch kein Bett, wie ich —“ ein Gedanke durchschoß ihm den Kopf, und er setzte hurtig hinzu: „Die Luft ist warm, als wär's noch Juli — ich weiß Rath — warte, ich komme gleich zurück.“ Er ging schnell ins Pfarrhaus, aus dem er nach wenigen Minuten mit einer groben, großen Wollendecke wiederkehrte; Teda frug: „Was wolltest Du, hast Du?“ — Eine Decke für Dich, der Sand hält die Sonne noch und ist warm wie ein Bett; komm, wir wollen uns eine Kammer für die Nacht in der Düne suchen.“ Teda erstickte sich um der Hausnähe willen mit der Hand einen ihr von den Lippen fahrenden lauten Ton, dem sie leiser nachfügte: „Dein Einfall ist köstlich und Du warst klüger als ich; komm!“ Sie wandten sich der Düne zu, suchten und fanden eine kleine, windgeschützte Mulde, die allen

Anforderungen entsprach. Teda wählte sich die günstigste Lage aus, streckte sich hin und ließ sich von Uwe in die Decke einwickeln; dann legte auch er sich in den weichen, noch lind durchwärmten Flugsand. Der Mond hatte sich ganz überdunstet, einzig ein etwas lichterer Fleck zeigte noch, wo er stehe; von dem fahl-helleren Grunde stach die Gestalt des ruhenden Mädchens nur als eine dunkle Aufwölbung. und ihr Gesicht als ein weißer Schimmer ab. Sie sprach fortwährend, schilderte jetzt genau, wie der Wallone den Arm um sie geschlungen und sie zu küssen versucht habe; auflachend endete sie: „Nun bin ich doch zufrieden, daß er gekommen ist.“ Uwe fragte halb stockend: „Warum das?“ Sie versetzte rasch: „Weil's ein Spaß ist, wie wir ihn angeführt haben; vielleicht ist er jetzt —“. Ihr Mund sprach nicht aus, sondern sie fragte abbrechend: „Ist es Dir nicht zu kalt?“ — „Nein.“ — „Doch, Du mußt frieren, Du hast keine Decke.“ Da er nicht antwortete, setzte sie hinzu: „Ich bin nicht selbstsüchtig und theile mit Dir; komm! Die Schrift sagt, Mann und Frau sollen Alles miteinander theilen, und wir werden es ja.“ Zum erstenmal war's, daß ihr ein solches Wort von den Lippen kam, sie richtete sich halb auf, schlang die Wollendecke geschickt mit um Uwe, der es verhaltenen Athems einwandlos geschehen ließ und zog ihn dichter an sich heran. „Sonst werden wir Beide kalt — ich will keinen Andern als Dich, obgleich der französische Offizier vielleicht schöner ist als Du, aber ich

will nur Dich zum Mann.“ Uwe vermochte kein Wort hervorzubringen, Alles an ihm zitterte; Teda sagte jetzt lachenden Mundes: „Bei uns im Hause geschieht's nicht, doch ich glaube, daß Mann und Frau sich sonst küssen, wenn sie sich Gutnacht sagen.“ Ihr einer Arm bog sich unter seinem Kopf durch, so daß sie diesen sich wie spielend entgegen zu ziehen und den von ihren letzten Worten bezeichneten Gutnachtgruß zu geben und zu nehmen vermochte. Sie that's, ihm den Athem raubend, bis er aus erstickender Brust nach Luft ringen mußte. Dann ließ sie ihn frei, doch nur ein paar hastig jagende Pulsschläge lang, während derer ihr ein wunderlich abgebrochen lachender Ton von den Lippen kam, die sich schnell der seinigen wieder bemächtigten. So kraftvoll ihn die Jahre an Körperbau und -Stärke gestaltet hatten, befand er sich wie seit Kindertagen in ihrer Gewalt; sie war die Wollende und er der Müssende. Nur stellte dies kein Kinderspiel mehr dar, sondern trat unter halb scherzhaft-tändelnder Form dicht an die Grenze schweren Lebensernstes heran. Diese selbst zu überschreiten, hielt Teda Osterloh ein Restbesitz mädchenhafter Natur zurück, aber ohne Gegenwehr zu leisten, hätte sie von ihm die kurz nur noch trennende Schranke umstürzen lassen.

So überkam Beide allmählich der Schlaf, und auch der Traum gesellte sich hinzu. Den Umständen nach mischte dieser, wenigstens in den Vorstellungen, mit denen er Uwe umfing, bunt-sonderbare Dinge

durcheinander. Er saß auf einem der drei Steine am Rande der Möveninsel, war Ferdinand von Schill und sollte französischer Soldat werden, um gegen Deutschland zu kämpfen. Aber aus dem Wassergemurmel unter seinen Füßen sagte eine Stimme, ihm könne noch Hülfe dagegen kommen, wenn er nach einem Hause gehe, das drüben irgendwo liege. Das that er, wanderte lange über den Wattengrund, immer mit zwei begleitenden Gestalten neben sich, die er indeß nicht sah, nur bei jedem Schritt gewahrte er die kinderhaft kleinen Fußspuren, die sie in dem feuchten Sande hinterließen. Dann jedoch war er in dem Hause angekommen, saß mit vielen schweigsam-wortkargen Männern zusammen und berieth. Sie kamen zu keinem Ergebniß, bis die nämliche Meeresstimme wieder, doch diesmal von dem Munde einer Frau sprach, so helfe es nicht, er müsse mit Jemandem fortgehen und sich in die Düne legen, um die richtige Maßregel auszufinden. Auch das geschah, und er ging mit einer Begleiterin davon, aber diese war wiederum unsichtbar, er fühlte nur ihre Hand in der seinigen. Nun streckten sie sich im Dunkel nebeneinander in den weichen Sand, über ihnen summte Wind und jagte ab und zu ein kreischender Vogel. Sie rathschlagten zusammen, die neben ihm Ruhende hatte den Arm unter seinen Nacken gelegt und sagte, Schill dürfe sich nicht zu einem französischen Werkzeug gegen sein Vaterland machen lassen; wenn das geschehe, werde sie niemals seine Frau. Er ant-

wortete: „Niemals, um keinen Preis!“ Es kam ihm aus der innersten Ueberzeugung, doch noch mehr klopfte es ihm das Herz, denn sonst verliere er das höchste Glück des Lebens und sie werde nicht seine Frau. „Willst Du's denn sonst?“ fragte er mit einem wundersam ruhevoll-seligen Pochen in der Brust, und ihre Stimme erwiederte: „Ja.“

Da schlugen Uwes Lider sich auf, und er wußte nicht, ob er geträumt habe oder noch im Traum liege. Alles um ihn war, wie es in diesem gewesen. Er fühlte sich in der Düne hingestreckt, über ihm murrte der Wind, jagten Möven, unter seinem Nacken lag ein halb abgesunkener Arm. Nur herrschte kein völliges Dunkel mehr, ein kalt-bleicher erster Frühschein kam vom Osthimmel.

War er Ferdinand von Schill oder nicht? Darüber konnte er sich noch nicht klar werden. Aber er wußte, wer neben ihm lag, den Arm um ihn hielt; er hatte auf einmal bei dem letzten „Ja“ die Stimme erkannt, und noch mit dem seligen Glückgefühl im Herzen hob er etwas den Kopf, um auch das Antlitz, von dem jene gekommen, zu betrachten.

Seine Augen zuckten, stutzten plötzlich ungläubig; sie wiesen ihm im halbgrauen Schimmer das Gesicht der festschlafenden Teda, und es war doch nicht ihre, eine andere Stimme gewesen, die er gehört hatte. Sie klang ihm noch im Ohr, im Herzen nach.

Nun fiel der Traum von ihm, erkannte er, daß ein solcher ihn getäuscht. Die Erinnerung kam ihm

zurück, weshalb und wie er mit Teda hierhergegangen sei; sie mußten lange Stunden hier verschlafen haben, denn was die Dinge umher matt erhellte, war Morgengrauen. Auch der Morgenschauder nach einer derartig im Freien verbrachten Nacht überrann ihn, rüttelte ihm frostig durch die Glieder. Einem unwillkürlichen Zuge folgend, hob er sich vom Boden, ging rasch einige Schritte hin und her, stand und sah reglos in die Ferne. Teda schlief noch, und er rief jetzt ihren Namen. Sie wachte auf, ungewiß vor sich hinblickend, sich gleichfalls besinnend, wo sie sei. Doch sie kam schnell zum Bewußtsein und fragte: „Ist die Nacht schon vorüber?“ Uwe antwortete: „Ja, es ist Morgen, wir müssen schleunig ins Haus, damit uns Niemand sieht.“ Die Mahnung ließ auch sie hurtig aufspringen; sie schien trotz ihrer zarteren Körperbeschaffenheit nichts von Kälte zu empfinden, sagte, nach seiner Hand fassend und mit ihm fortschreitend: „Friert's Dich? Ich bin warm, als ob ich in meinem Bett gelegen, ich glaubte es auch beim Aufwachen. So gut habe ich selten geschlafen, aber ich wußte doch immer, daß mein Arm um Deinen Hals lag.“ Trotzdem sahen ihre Züge ermüdet aus und Uwe versetzte: „Du wirst gut thun, Dich noch auf Dein Bett zu legen, ich will vor Deiner Thür bleiben, bis es heller Tag geworden.“ Ohne daß sie es wahrnahmen, zog sich bei ihrem Herannahen ans Pfarrhaus von dem Kammerfenster Uwes der Kopf des jungen französischen Offiziers etwas in den Hinter=

grund zurück. Er war früh zur Ruhe gegangen, hatte am Abend nicht in gewohnter Weise dem Weine zusprechen können und mochte dadurch früh zum Wiederaufstehen gelangt sein. Seine Miene erschien verdrossen, und seine dunklen Augen schossen ein paar scharfglühende Pfeile auf die beiden durch die Dämmerung daher Kommenden. Diese traten leise ins Haus, Teda begab sich nach ihrer Kammer und Uwe holte einen Stuhl, auf den er sich vor ihre Thür setzte. Doch auch er war müde und lehnte den Kopf gegen die Wand. Er befand sich noch immer nicht völlig in der wachen Wirklichkeit, sondern der abgebrochene Traum lag noch halb über seinen Sinnen, und in ihm war eine Sehnsucht, noch einmal die zerrissenen Fäden desselben anknüpfen zu können. So umdämmerte sich sein Bewußtsein wieder; mechanisch öffnete er nach einer Weile, die Stirn aufrichtend, bei einem Geräusch einen Augenblick die Lider, doch er gewahrte nichts davon, daß der Wallone, der seine Stubenthür geöffnet hatte, sich sogleich wieder zurückzog, wie er den kraftvollen Wächter vor der Kammer Teda Osterlohs erblickte.

Dem Befehl gemäß, welchen der Aushebungsoffizier ertheilt hatte, sah der Vormittag zur anberaumten Stunde alle Männer der Insel vor dem Pfarrhause versammelt, auch Roeluf Utsee fand sich

ein, und der Lieutenant nahm unter Beihülfe der beiden im Dorfe einquartirt gewesenen Soldaten die allgemeinen Feststellungen in Bezug auf die Körpermaße und das Alter der Dienstpflichtigen vor. Dann trug er aus der Liste des Pfarrers die Namen in sein Buch ein und schien seine Obliegenheit beendet zu haben. Doch sein Blick wendete sich noch in die Richtung, wo Uwe stand, und unerwartet sagte Egide de Walcourt plötzlich, er habe gestern vorschnell beigepflichtet, daß der Pflegesohn des Pastors von der Conscription gesetzlich befreit sei. Bei den wirklich auf einer Universität theologische Wissenschaft Studirenden treffe dies allerdings zweifellos zu, allein ein solcher Fall liege hier nicht vor. Er wage deshalb nicht, aus eigenem Ermessen darüber zu bestimmen, sondern müsse die Entscheidung in der Angelegenheit seiner vorgesetzten Behörde in Aurich anheimgeben. Zu diesem Behufe sehe er sich durch seine Pflicht genöthigt, dem jungen Manne die kleine Unbequemlichkeit zu verursachen, daß er ihn in Begleitung eines seiner Soldaten heut' nach dem Festlande hinübersende, von wo derselbe, wie er hoffe und vermuthe, binnen Kurzem mit einem amtlichen Befreiungszeugniß versehen, zurückkehren werde.

Der Offizier sprach dies sehr artig, in einem Ton des Bedauerns, doch zugleich mit der höflichen Bestimmtheit, welche jede Möglichkeit eines Abgehens von dem Geäußerten ausschließt. Remmert Osterloh machte auch keinen Versuch in der letzteren Richtung,

sondern sagte, zu Uwe gewandt, gleichmüthig: „So wirst Du dieser gesetzlich gebotenen Vorschrift, Dir selbst den Entscheid einzuholen, nachzuhandeln haben," und Walcourt ergänzte zuvorkommend, Uwe möge nach seinem Gefallen bestimmen, ob er die Fahrt sofort antreten oder vorher noch die Mittagsmahlzeit hier einnehmen wolle. Ihm waren außerdem Bedenken erwachsen, die ihn selbst wider seine Absicht zu noch längerem Verbleiben auf der Insel nöthigten. Er fügte hinzu, die geringe Zahl der Ausgehobenen werde im Verhältniß zu derjenigen der Bevölkerung in Aurich leicht als nicht glaubwürdig erscheinen; um solchem Einwand begegnen zu können, müsse er eine genaue Durchprüfung des Kirchenbuches anstellen, sowie die einzelnen Häuser aufsuchen, um ein Verzeichniß etwa auswärtig befindlicher männlicher Familienangehöriger aufzunehmen. Das werde ihn zwar Zeit und Mühe kosten, sei indeß im eigenen Interesse der Insel unerläßlich, und er hoffe, bis morgen soweit damit zu gelangen, daß er Uwe mit den übrigen Rekruten über's Wasser nachfolgen könne.

Der letztere stand verdutzt, undeutlich durchirrte ihm eine Vorstellung den Kopf, was den eigentlichen Beweggrund des Wallonen bilde, ihn an's Festland hinüberzuschicken. Doch eine Widerrede fiel so wenig möglich, als Widerstand; wenn er auch seinen Verdacht ausgesprochen, hätte er bei dem Pastor kein Gehör für eine Weigerung, dem obrigkeitlichen Befehl Folge zu leisten, und keine Unterstützung seines Bleibens

gefunden. Zugleich erfüllte ihn der Gedanke, er könne doch möglicherweise in Aurich festgehalten und als französischer Soldat eingekleidet werden, mit einem angstvollen Schreck; der nächtige Traum in der Düne, der immer noch nicht von seinem Gefühl abgewichen war, kam ihm voll zurück, und er hörte, wie er mit seinem Herzen die Versicherung: „Niemals, um keinen Preis!“ ausgesprochen hatte. Teda war nicht zugegen; in seiner Unschlüssigkeit trat er an Roeluf heran, bat diesen, Walmot das ihn Bedrohende mitzutheilen und ihm ihren Rath zurückzubringen. Selbst durfte er nicht wagen, sich nach der andern Inselhälfte hinüber zu begeben, um nicht den Argwohn eines Fluchtversuches bei dem Offizier zu erwecken. Scheinbar ruhig, doch innerlichst unklar durchstürmt, begab er sich ins Haus, Teda aufzusuchen.

Die Dorfmänner wanderten bedächtig ihren Wohnungen zu, nur Roeluf Utsee lief, so schnell er konnte, über die Insel. Doch er traf Walmot nicht an, die auf den Fischfang hinausgerudert war, Freda befand sich allein im Hause. Dieser theilte er eilig mit, was er gehört und ausrichten solle, und setzte seinen Fuß rasch an den Strand weiter, um die Fortgefahrene möglichst durch Zeichen heimzurufen. Fredas Augen blieben auf der Thür haften, die er hinter sich geschlossen, etwas wie von plötzlichem Schreck Gelähmtes lag in ihnen. Auch ihre Glieder hatte Gleiches angefaßt, ihre Füße trugen sie nicht, sie mußte sich mit der Hand stützen. So schwankte sie auf einen Stuhl

nieder und bog ihr völlig farblos gewordenes Gesicht zu den Knien herunter; alles Blut war ihr aus dem Kopf gefallen, sie suchte es instinktiv zurück zu bringen, um wieder zum Denken fähig zu werden. Einige Minuten blieb sie unbeweglich in dieser Stellung sitzen, dann flog sie jählings auf. Ihr Ausdruck gab kund, daß ihr ein Gedanke gekommen sein müsse, sie hatte Kraft und Festigkeit zurückerlangt, trat an die große Truhe im Winkel der Stube, suchte kurz darin und verließ das Haus. Draußen ging ihr Blick auf die See hinaus, wo die geübten Augen sie in weiter Ferne einen dunklen Punct als das Boot Walmots erkennen ließen. Es fiel nicht möglich, diese bis dorthin mit einem Zeichen der Verständigung zu erreichen, und Freda eilte hastig weiter, der Landenge zwischen den beiden Inselhälfte entgegen.

Egide de Walcourt hatte sich in einige der Dorfhäuser begeben, um das Verzeichniß aufzunehmen, das er für nöthig erklärt. Seine Miene verrieth jedoch keinerlei Interesse an den Angaben der Bewohner, ließ vermuthen, daß sein Thun sich nur den Anschein einer Pflichterfüllung zu geben bezwecke. Dann ward er offenbar auch dessen überdrüssig, und er wanderte ziellos müssig umher. Es war, als ob er die weite Rundsicht über's Meer betrachte, allein auch dafür sprach sich keine Theilnahme in seinen Zügen aus. Augenscheinlich trachtete er nur danach, sich eine inhaltlos langweilende Wartezeit zu vertreiben; sein Mund verzog sich manchmal zu einem Gähnen, wie

wenn er in der Nacht nicht ausreichend geschlafen habe. Nun indeß sah er einmal verwundert auf, denn unerwartet stand ein hochgewachsenes, goldblondes Mädchen vor ihm und redete ihn an. Sie war simpel wie alle sonstigen Fischerstöchter, die er gesehn, bekleidet, aber doch anders in ihrer Erscheinung, ihrem Behaben und ihrer Sprache, vielleicht wohl innerlich erregt, allein nicht furchtsam-schüchtern, sondern mit einer ruhigen Sicherheit den Zweck ihres Kommens mittheilend. So sagte sie, daß sie erfahren, der Pflegesohn des Pastors solle mit den andern Rekruten nach Aurich, aber sie habe gehört, man könne sich von der Dienstpflicht loskaufen, und sie bringe deshalb hier das Geld für seine Befreiung. Dabei legte sie einen gehäkelten, mit Goldstücken angefüllten Beutel in die Hand des Offiziers, dessen überraschte Miene nicht verhehlen konnte, daß er für den Schimmer der durch die Maschen glitzernden Münzen und für das erhebliche Gewicht derselben keineswegs unempfindlich sei. Doch sichtlich setzte ihn zugleich noch etwas Anderes in Erstaunen und ließ ihn ausstoßen: „Wie, ist er denn nicht — also er ist Dein amateur — Dein Liebhaber?“ Das Gesicht des vor ihm stehenden Mädchens übergoß sich bei dem letzten Wort mit einer im Nu hervorbrechenden Röthe, und sie schlug jetzt scheu die Lider zu Boden. Doch Walcourt fügte mit einem lachenden Mundzucken nach, indem er zugleich rasch die Goldstücke in seiner Tasche verschwinden ließ: „Es ist gut für ihn, eine so freigebige bonne amie — einen so hübschen Schatz —

zu haben. Gewiß kannst Du ihn damit in Aurich loskaufen, und ich will es für Dich besorgen. Aber Du mußt sorgen en revanche dafür, daß er heut' Nacht glücklich ist bei Dir und nicht im Pfarrhaus. Verstehst Du? So lange ich noch bleibe auf eurer Insel, darf er sich nicht aufhalten mehr im Pfarrhaus, damit nicht mes soldats — meine Begleiter ihn bekommen mehr vor Gesicht. Verstehst Du, ma petite? Sonst muß er morgen doch mit uns nach Aurich, und Dein schönes Gold hat ihm nicht geholfen. Aber es wird Dir fallen leicht, ihn gut festzuhalten —"

Der Wallone schloß seinen Satz mit einer frivolen Wendung, die ihm unverkennbar den Spaß bereiten sollte, noch dunkleres Roth über das Gesicht des Mädchens aufflammen zu lassen, doch zu seiner Verwunderung hob sie dabei den Blick unbefangen wieder zu ihm auf und antwortete, sie werde seinen letzten Rath sogleich befolgen. Er brach in ein Lachen aus: „Diable! Ihr scheint früh klug zu werden unter euren Fischen und nicht das Blut von ihnen zu haben!" Sie verstand ihn nicht und achtete nicht auf die Worte, ihr ganzes Denken war auf die Frage gerichtet, wie sie Uwe von der ihm drohenden Gefahr und dem, was ihn allein davor bewahre, Mittheilung machen solle. Als Erstes kam ihr, den Offizier selbst zu bitten, daß derselbe ihm das Nämliche wiederhole, was er ihr eben gesagt. Aber sie wollte nicht, er solle erfahren, wodurch er von der Aushebung freigeworden sei, und das Blut drängte sich ihr nochmals bei der Vorstellung

in's Gesicht, der Franzose könne gegen Uwe das erste Wort wiederholen, in dem er das Verhältniß des letzteren zu ihr irrthümlich aufgefaßt. Selbst ins Pfarrhaus zu gehn und dort wahrscheinlich mit Teda zusammenzutreffen, widerstand ihr gewaltsam; der Gedanke an die Beihülfe Roelufs stieg ihr als der beste auf, und sich mit kurzem Gruß von dem Offizier verabschiedend, wandte sie sich eilfertig nach ihrem Hause zurück. Walcourt sah ihr nach; in seinen Zügen ließ sich lesen, daß ihm ein langsames Begreifen der ihm unglaublich erklungenen Unbefangenheit ihrer Antwort auf seinen Rathschlag aufdämmere, und das eigenthümliche, von ungezähmtem Naturtrieb Flimmernde ging flüchtig auch jetzt durch seine, hinter ihr drein folgenden Augen. Es mußte Mittagsstunde sein, vom Stand der Sonne war allerdings nichts zu erkennen, denn eine bleigraue Decke überzog gleichmäßig den ganzen Himmel; aus Westen kam ein noch nicht starker, doch zunehmender Wind. Einstweilen empfand Egide de Walcourt Hunger und begab sich zur Befriedigung desselben in's Pfarrhaus.

Uwe nahm in wunderlicher Gemüthsverfassung oder eigentlich Unfähigkeit zu klarem Denken an der Mittagsmahlzeit Theil. Er wollte die Insel nicht verlassen und wußte doch kein Mittel dafür aufzufinden. Dazu geschah es ihm seltsam, daß sein Umhersinnen immer durch ein unhemmbares Wieder-Dazwischentreten seines nächtigen Traumes in der Düne zum Zerfließen gebracht wurde. Er stand den ganzen

Tag unter dem Bann desselben, der nicht gleich sonstigen Träumen mit den Stunden verblaßte, sondern stets in gleicher Lebhaftigkeit sein Empfinden forterfüllte. Dann befreite ihn eine höchst unerwartete Aeußerung des französischen Offiziers aus der fruchtlosen Anstrengung seines Kopfes. In verbindlicher Weise bemerkte Walcourt ihm, daß er sich doch von der Unnöthigkeit der persönlichen Anwesenheit Uwes in Aurich überzeugt habe und die Sache eine schriftliche Erledigung zulassen werde. Der Wallone that das Ganze mit diesen kurzen Worten ab, ohne etwas Weiteres beizufügen; als Teda und Uwe sich später allein in der Kammer der ersteren zusammenfanden, vermochten sie sich den Widerspruch zwischen dem vormittägigen und dem gegenwärtigen Verhalten des Lieutenants nicht zu deuten; es schien, daß sie sich in der Annahme, er suche den kräftigen Beschützer Tedas aus dem Hause zu entfernen, getäuscht haben mußten. In ihre Unterredung hinein kam Roeluf Utsee mit einer unverständlichen, oder wenigstens nur halb zu verstehenden Warnung, daß Uwe die Nacht nicht im Pfarrhause zubringen dürfe, ohne sich der sicheren Gefahr auszusetzen, dennoch weggeführt zu werden; er müsse so bald als möglich aus den Augen der französischen Soldaten verschwinden und sich bis auf Weiteres im Hause Walmots verborgen halten, deren Botschaft und Rath Roeluf ausrichte. Wie sie dazu gekommen, wußte er nicht beizufügen; der Zusammenhang und die Bedeutung des Ganzen ließ sich nicht

fassen. Aber wenn Walmot Uwe diese Nachricht zuschickte, that sie's fraglos nicht ohne dringlichsten Grund und es konnte kein Zweifel sein, daß er der Warnung Folge leisten müsse. Roeluf Utsee empfing diese Zusicherung und ging, Uwe und Teda blieben noch, über den unverständlichen Zwischenfall nachgrübelnd, beieinander. Ihnen kam's jetzt erst, daß, wenn er in der Nacht das Pfarrhaus verlasse, das Nämliche dadurch bewirkt werde, als ob er nach dem Festland fortgebracht worden sei. Das warf ein ungewisses Licht in das Dunkel des Räthsels, dies so weit erhellend, daß der französische Offizier muthmaßlich noch immer, nur in anderer Weise als zuvor, Uwes nächtliche Entfernung zu bewerkstelligen suche. Warum jetzt so und nicht in der anfänglich beabsichtigten Art, blieb eine unlösbare Frage. Vorderhand war sie auch gleichgültig der Hauptsache gegenüber, daß Teda unter diesen Umständen ebenfalls nicht im Hause bleiben durfte. Sie fand zuerst und schnell Rath: „So übernachten wir wieder zusammen in der Düne!“ Doch es war, als schrecke Uwe bei dem Vorschlag unwillkürlich zusammen; er blieb einige Augenblicke antwortlos, dann wandte er ein, daß die Nacht kälter werde, als die vorige, und vielleicht mit Regen drohe. Er verfiel auf einen andern Gedanken, die Kirche zur Unterkunft zu benutzen, dort werde niemand sie vermuthen, und mit einigen Decken lasse sich die Nacht in den Chorsitzen schon verbringen. Der Plan fand den Beifall Tedas, die überhaupt von der ganzen seltsamen Nöthi-

gung in keinerlei Mißstimmung, sondern eher in das Gegentheil versetzt war. Sie erwiederte: „Das ist hübsch, und da sind wir unter dem Schutze Gottes beisammen!“ Es ward abgeredet, daß Uwe sogleich an den Strand hinübergehe und sich bis zum Abend in den Dünen versteckt halte, als ob er das Haus für die Nacht bereits verlassne habe. Teda sollte noch an der Abendmahlzeit theilnehmen und dann rasch zur Kirche hinübereilen, wo Uwe sie erwartete. So konnte der Offizier muthmaßen, sie habe sich in irgend einem verborgenen Winkel des Pfarrhauses zur Ruh' begeben und seine Spürkraft anstrengen, um sie ausfindig zu machen. Sie lachte geräuschlos: „Ich hab's in seinen Augen heut' Mittag gelesen, er ist noch verliebter als gestern — bist Du's auch? Man soll seinen Nächsten lieben wie sich selbst — ich thu's — aber er ist nicht mein Nächster, sondern —.“ Sie schlang, statt auszureden, die Arme um Uwe, doch er erinnerte sie jetzt hastig, daß er der Warnung Walmots nachkommen müsse, machte sich gegen ihr Widerstreben von ihr los und verließ das Haus. Wie er an der Kirche vorüberkam, überlief es ihn sonderbar aus dem Anblick derselben, als ob ihm etwas Unheimliches von dort drohe. Er wollte, daß er nicht auf den Gedanken gerathen sei, in ihr mit Teda die Nacht zuzubringen. Doch er mußte zu ihrem Schutz dort sein, und irgendwo mußte es geschehen. Schnell ging er vorbei und verschwand hinter den Dünen.

Der Octobernachmittag schritt mit einem trüben,

unschönen Licht vor, das auf ein frühzeitiges Uebergehen in's Abenddunkel hinwies. Der Wind schien unbestimmt umzulaufen, stieß manchmal aus West, dann aus Nord, und war wieder für Minuten still; von der Düne gesehen, lag die See mit einzelnen weißen Flockenschäumen grau, leer und dunstverhängt. Man gewahrte nichts von Schiffen, die seit der Continentalsperre fast gänzlich aus diesem Theil der Nordsee verschwunden waren, nur nordwesthinüber hob sich etwas Schattenhaftes aus der dicken Luft, doch ließ ihre Undurchsichtigkeit nicht bestimmen, was es sei. Die Flut begann und rollte eintönig-schwerfällig an den Strand. Wie immer lag die Insel da, sich mit der langsam vorschreitenden Dämmrung überdeckend.

Doch eine Anzahl von Menschenaugen sah heut' ungewöhnlich, mit einer Erwartung dem Einbruch des Dunkels entgegen. Egide de Walcourt that's, den die Andauer des Tageslichtes langweilte und ihn beschäftigungslos umherstreifen ließ. Sein Benehmen gegen die schöne Pfarrerstochter war seit dem Morgen ein achtungsvolles, bedacht-zurückhaltendes gewesen, geeignet, das beruhigende Vertrauen einzuflößen, er werde sein freches Unterfangen vom gestrigen Abend nicht zum andernmal wiederholen. Doch der Blick, mit dem seine Augen ab und zu umschweiften, ob er ihrer durch Zufall ansichtig werde, sprach voll das Gegentheil aus: daß die gestrige erste Anwandlung einer verliebten Laune sich in seiner gewaltsamen Natur zu einem leidenschaftlichen Willen gesteigert habe,

der ihn nicht vor der Erreichung seines Zieles von der Insel fortgehen lasse.

Mit einer gleichen, nur unruhvollerer Erwartung sah Freda Utsee drüben auf ihrer Seite in das einfallende Zwielicht. Roeluf hatte ihr die Erwiederung Uwes überbracht, daß dieser der angeblichen Warnung Walmots Folge leisten werde, und Freda harrte auf sein Kommen. Ohne Ahnung davon, daß Teda seines Schutzes bedürfen könne, begriff sie sein Ausbleiben nicht. Jene konnte nicht zum Soldatendienst gezwungen werden, und kein Gedanke berührte Freda, daß jemand anders als Uwe von einer Gefahr bedroht sei. Aber die Unruhe über sein Nichterscheinen führte sie vor die Thür hinaus. Mit einem Franzosen war ihr seit langem unzertrennlich der Begriff der Falschheit verbunden, und die Wandlung in den Zügen Walcourts, als dieser auf die irrthümliche Meinung gerathen, sie sei die Geliebte des ihm Unbequemen, hatte sie nicht verstanden. Es dämmerte tiefer, ihre Beängstigung wuchs gleichmäßig damit an und trieb sie weiter, der Landenge zu. In ihrem Kopf reifte ein Entschluß, wenn der Offizier wortbrüchig sei, die Dorfbewohner aufzurufen, daß sie sich mit Gewalt der Wegschleppung Uwes widersetzen sollten.

Am Eigenthümlichsten war die Erwartung Tedas auf den Abend, glich in nichts derjenigen Fredas, sondern weit eher der leidenschaftlichen Spannung des Wallonen. Ihr Denken richtete sich einzig auf die bevorstehende Nacht; in ihrem Sinne und in ihren

Sinnen vermischte sich die Vorstellung, dieselbe in der Kirche mit Uwe zusammen zu verbringen, zu einer absonderlichen, ekstatisch-religiösen und irdisch-körperlichen Erregung. Doch das Schlafen in den Chorstühlen und in sitzender Stellung sagte ihr nicht zu, sie verbesserte in ihrer Phantasie diesen Gedanken durch die Herrichtung eines möglichst bequemen Ruhlagers in der kleinen Sacristei hinter dem Altar. Um die Ausführung ihrer Idee vorzubereiten, suchte sie ein paar wärmende Decken zusammen und schlug ihr Kopfkissen in diese ein. Der harte Boden machte auch noch die Unterlage ihres mit Daunen gefüllten weichen Deckbettes wünschbar, nur fiel es ihr nicht möglich, beim Verlassen des Hauses nach der Abendmahlzeit Alles zugleich mit sich zu tragen. Sie mußte zu dem Behuf zweimal gehen und konnte dadurch leicht eine Entdeckung herbeiführen. Es war thöricht, daß sie Uwes Hülfe entbehrte, aber er durfte nicht mehr zurückkehren, und andrerseits wollte sie ihn auch mit ihrer Vorkehrung überraschen. Nach dem besten Auskunftsmittel umherdenkend, sah sie in das tiefer einfallende Dunkel hinaus.

Noch eine Brust war von einer gespannten Erwartung der Nacht gefüllt, doch befand sie sich nicht auf der Insel, sondern näherte sich ihr erst heran. Aus der Richtung, wo im Nordwesten der dunkel von der See aufragende Schatten jetzt verschwunden war, kam ein Ruderschlag über die höher steigende Flut; ein schon bejahrter, aber breitwüchsig-kraftvoller Schiffer

lenkte ein leichtes Boot gegen den Strand zu. Er gehörte nicht zu den Inselbewohnern und schien keine Eile zu haben oder Vorsicht zu beobachten, denn er wartete augenscheinlich auf das volle Einbrechen der Nacht, bevor er mit seinem kleinen Fahrzeug anlandete. Sichtlich war auch das Ufer des Eilandes ihm unbekannt; so lange der letzte Tagschein es noch verstattete, nahm er seine Richtung nach der stumpfen Dachhaube des Kirchthurms.

Dann überlagerte Lichtlosigkeit Alles, oder doch beinah, man unterschied die Gegenstände nur auf geringe Entfernung mehr. Dunkler indeß wurde es voraussichtlich nicht, denn die noch vorhandene geringe Helle stammte von dem hinter der dichten, grauen Schichtung des Himmels verborgenen Mondviertel. Nun huschte eine weibliche Gestalt aus dem Pfarrhaus gegen die Kirche hinüber. Teda war zu der Einsicht gelangt, es sei am klügsten, wenn sie schon jetzt ihre Lagereinrichtung dorthin beschaffe, um am Abend völlig unbehindert zu sein; so trug sie vorerst die Decken mit sich. Vorsichtig blickte sie um und schlüpfte fort, doch sie täuschte sich in dem Glauben, nicht bemerkt zu werden. Grade derjenige, dessen Blick sie vermeiden wollte, nahm sie gewahr; aus Zufall befand sich Egide de Walcourt an dieser Stelle und doch nicht absichtslos. In ihm war der Verdacht aufgestiegen, Teda könne wiederum, wie gestern, das Haus heimlich verlassen, um die Nacht anderswo zu verbringen, und er hielt Wache, um sich in solchem

Falle über ihr Verbleiben zu unterrichten. Sie sah nichts von ihm, doch ein Lampenstrahl aus der Wohnstube, wo Dina Osterloh halb schlafend saß, fiel ihr nach und ließ ihn sie erkennen. Rasch eilte sie mit ihrer Bürde durch den murrenden Wind in die Kirche, deren Thür sie offenstehen ließ, um sofort zurückzukehren. Aber wie sie tastend einige Schritte hineingemacht, hörte sie dicht hinter sich eine Stimme: „Will das Täubchen uns bei der Madonn ein Nest für die Nacht ausfüttern?“

Die Unruhe über das Ausbleiben Uwes hatte Freda Schritt um Schritt den Fuß weiter vorsetzen lassen, bis allmählich die Dämmrung einen dichteren Mantel um sie geworfen. Von diesem eingehüllt, begab sie sich über die Landenge weiter, zuletzt gegen das Pfarrhaus hinan. Dies selbst wagte sie nicht zu betreten; aus einiger Entfernung gewahrte sie den ihr altbekannten Lichtschimmer in dem Studirgemach des Pastors, dann Lampenschein in der Wohnstube; ihr scharfes Auge ließ sie aus ziemlicher Weite erkennen, daß Dina allein am Tisch sitze. Sonst war nichts zu sehen und zu hören; die Frage, wo Uwe sich befinde, wuchs in Freda zu herzklopfender Angst an, Alles regte den Eindruck, daß er nicht im Hause, daß er vielleicht nicht mehr auf der Insel sei. Nun sah auch sie Teda, etwas auf den Armen tragend, aus der Thür kommen und sich zur Kirche hinwenden. Der erste Antrieb ließ sie derselben folgen, um nach Uwe zu fragen; dann befiel's sie, das dürfe sie nicht, sie

habe kein Recht, um ihn in Angst zu sein. Darüber verschwand Teda ihr in der Dunkelheit aus dem Blick, doch an Stelle derselben tauchte der Umriß einer männlichen Gestalt auf und schlug die nämliche Richtung wie jene ein. Es mußte Uwe sein, und Fredas Herz klopfte beruhigter. Er war also ungefährdet, weiter wollte sie nichts, hielt den Fuß an, denn auch er sollte nichts von ihrem Hiersein erfahren. Nur war mit einem schmerzenden Stich die Frage jetzt in ihren Kopf eingedrungen, was die Beiden zusammen dorthin führe, und ohne ihr eigenes Wissen zog es sie doch dem düster aus der Nacht schattenden Thurm näher.

Da geschah etwas Plötzliches. Ein halb erstickter Hülferuf, Uwes Namen ausstoßend, drang aus der geöffneten Kirchenthür hervor. Tedas Stimme war's, und die des französischen Offiziers, die Freda am Vormittag vernommen, sprach hinterdrein: „Man muß zuschließen der Madonn die Lippen, daß sie nicht ist thöricht und schreit.“ Vernehmlich folgte das Geräusch eines Ringens nach, der Ton von Fußtritten, die über den Fliesenboden der Kirche den Ausgang zu erreichen strebten. Der Kopf Fredas besaß kein Verständniß dafür, was vorgehe, nur ein Gefühl sagte ihr, daß Teda Gefahr von dem französischen Offizier drohe, der nicht Uwe gewesen sei. Bedachtlos, ohne sich zu besinnen, sprang sie vorwärts; es war Teda gelungen, sich bis an die Schwelle zurückzuringen, doch hier erlahmte ihre Kraft, und ihr Bedränger stand im Begriff, sie wieder ins Innere der Kirch hineinzuziehen.

Man unterschied nur eben die Umrisse der kämpfenden, ineinander verschwimmenden Gestalten, instinktiv hob Freda ihre beiden Hände und bewegte sie rasch, so stark sie es vermochte, gegen die Brust des Wallonen vor. Von dem unerwarteten Stoß getroffen, taumelte er etwas zurück, Teda konnte sich losreißen, und ihre Beihelferin rief: „Lauf' zu uns hinüber!" Zugleich schlug Freda die Kirchenthür zu und hielt sie wider den Versuch, dieselbe von innen zu öffnen, mit krampfhafter Hand geschlossen.

Lange aber konnte sie der Uebermacht Walcourts nicht Gegenwehr leisten, der Arm brach ihr, eine Viertelminute mochte vergangen sein, als sie den Thürgriff fahren lassen mußte. So eilte auch sie davon, und der Offizier stürzte ihr nach. Teda hatte einen Vorsprung und hätte von der Dunkelheit geborgen sein können, doch in der Aufregung ihrer Sinne verrieth sie sich durch den lauten Ruf: „Uwe! Uwe!" Daran erkannte ihr Verfolger, der Freda eingeholt hatte, seine Täuschung, ließ diese hurtig wieder frei, flog Teda nach und erreichte auch sie. Aber der Hülferuf hatte doch seinem Zweck gedient, durch glückliche Fügung war sie in die Richtung gelaufen, wo Uwe sich in der Erwartung der verabredeten Zeit des Zusammenfindens vor der Kirche zwischen der Düne versteckt hielt. Undeutlich war ihm schon von dorther ein Stimmenschall an's Ohr geschlagen und hatte ihn unwillkürlich näher gezogen; grade im Augenblick der neuen Noth Tedas vermochte er zu ihrem Beistand da zu sein. Er rief,

was geschehen sei? Ein secundenschneller Vorgang folgte. Walcourt erkannte den herzugekommenen Helfer, stutzte, stieß ein ingrimmiges: „Bête allemande!“ aus und riß in blinder Wuth seinen Degen aus der Scheide. Doch auch Uwes Verständniß faßte im Nu den Sachverhalt auf, er warf sich ohne zu zögern im selben Augenblick auf den Offizier, schleuderte ihn mit überlegener Kraft zu Boden, entrang ihm seine Waffe, und zerbrach sie. Mit Gedankenschnelligkeit hatte Alles sich ereignet; Freda rief: „Ihr müßt zu uns!“ und alle Drei waren im nächsten Moment dem Blick des wieder aufgesprungenen Wallonen entschwunden. Er stand halb betäubt, ohnmächtig mit den Zähnen knirschend; der ganze Zusammenhang war ihm noch nicht klar, besonders nicht, wessen Beihülfe auf der Kirchenschwelle die Pfarrerstochter von ihm befreit habe. Ein Gefühl regte sich in ihm, als ob er in eine Falle gelockt worden sei, und steigerte das wilde Kochen seines Blutes. Mechanisch wandte er sich zunächst dem Quartierhause seiner beiden Soldaten zu, obwohl er sich sagen mußte, daß er auch mit ihrer Unterstützung Teda nicht in seine Gewalt bringen könne, die sich unter den Schutz der Dorfbewohner begeben werde. Doch an Uwe vermochte seine gesetzliche Machtbefugniß sich zu rächen, ihn aufsuchen, als widerspänstigen Militärpflichtigen binden und nach dem Festlande fortschleppen zu lassen.

Die drei Flüchtigen liefen athemlos durchs Dunkel dem Hause Walmots zu, tauschten kaum ein Wort,

bis sie dort eintrafen. Roeluf und Walmot saßen in der Wohnstube beisammen, staunend und erschreckt hörte die letztere, die Freda in ihrer Kammer geglaubt, von den Ankommenden das Geschehene. Teda befand sich zum erstenmal seit Jahren hier und hatte auch Freda seit der Berathung in der Düne über den neuen Namen Uwes nicht mehr wiedergesehn. Nun wandte sie sich zu ihr, noch vor Erregtheit zitternd, und sagte, ihre Hand ergreifend: „Du hast mich gerettet — ich hatte es nicht um Dich verdient!“ Es kam ihr gewaltsam, von einem inneren Zwang über die Lippen herauf, und sie mußte noch nachfügen: „Warum vergaltst Du mir so, was ich Dir gethan?“ Die Befragte erröthete und gab hastig unsicher Antwort: „Wie ich Dich in einer Gefahr hörte — mein Herz konnte nicht anders —“. Sie stockte und setzte schnell noch hinzu: „um der ehmaligen Freundschaft willen.“ Erst allmählich gelangte Walmot zum Verständniß der Bedrohung, der Teda seit gestern ausgesetzt gewesen, sie fragte jetzt, welcher Grund die letztere noch so spät in die Kirche geführt und den Ueberfall dort veranlaßt habe. Teda verschwieg die Wahrheit, entgegnete statt derselben rasch, sie habe etwas von ihrem Vater Vergessenes dort holen wollen; Uwe empfand ihre Verlegenheit und auch in ihm selbst klopfte eine plötzliche Scheu vor dem Lautwerden des wirklichen Zusammenhanges. Er suchte nach einer Ablenkung, dabei stieg ihm zum erstenmal etwas in der bisherigen Erregung noch von Niemandem Bedachtes

auf, daß er überrascht jetzt an Freda die Frage richtete: „Weshalb kamst Du denn um diese Zeit an die Kirche hinüber?“ Walmots Blick hatte sich ebenfalls auf die Angesprochene gewandt, sah, daß diese, blaß werdend, keine Antwort hervorbrachte, und sie versetzte schnell statt des Mädchens, sie habe Tattje um Erkundigung nach dem Pfarrhaus geschickt, welchen Verlauf die Wendung genommen, daß Uwe trotz seiner gestrigen Lossprechung von der Rekrutirung mit bedroht sei. Das brachte ihm die Warnung ins Gedächtniß, welche ihm Walmot um Mittag durch Roeluf zugesandt, und er erkundigte sich, wie sie zu der Kunde von einem zweideutigen Vorhaben des Offiziers gelangt sei. Doch auf diese Frage vermochte sie nicht zu entgegnen, denn dieselbe klang ihr völlig unverständlich. Sie hatte von nichts gewußt und Uwe keinerlei Warnung geschickt, da sie erst ziemlich über die Mittagsstunde hinaus bei ihrer Heimkunft vom Fischfang von der neuen Sachlage vernommen. Verwundert sah sie auf Roeluf, der ihre Botschaft überbracht haben sollte; dieser blickte seinerseits Freda ungewiß an, welche jetzt die Rolle von eben vorher mit ihrer Mutter tauschend, statt der letzteren eilig sprach, sie habe die Ueberbringung der Warnung an Roeluf aufgetragen und er sie wohl irrthümlich als von Walmot stammend ausgerichtet. Diese frug nun überrascht: „Woher kamst Du denn dazu, Tattje?“ Freda erwiederte, daß sie am Vormittag im Dorf gewesen sei und dort zufällig eine

Aeußerung des Franzosen gehört — ihn befragt — daraus eine Gefahr für Uwe abgenommen und den Rath an ihn gesandt habe. Das Ganze war unklar, sich widersprechend, sie selbst brachte es verworren hervor und knüpfte schleunig daran, daß es nicht Zeit sei, von dem Vergangenen, sondern von dem zunächst Nothwendigen zu reden. Uwe dürfe unter keinen Umständen auf der Insel bleiben, müsse diese vielmehr sogleich verlassen. Der Offizier werde zweifellos mit seinen Soldaten überall nach ihm suchen und gegen seine Erklärung, daß er Uwe als Rekruten festnehme, sei von den Dorfleuten keine Beihülfe zu hoffen; Teda mit Gewalt fortzuführen, werde er dagegen nicht wagen, so daß sie sich hier im Hause verborgen halten könne, bis er fort sei. Jetzt war nichts Verwirrtes in den Worten Fredas, mit richtiger, im Verzuge höchste Gefahr empfindender Auffassung hatte sie genau das Nämliche erkannt, was Egide de Walcourt sich selbst gesprochen, und Walmot pflichtete ihr in Allem vollkommen bei. Nur war damit noch kein Zufluchtsort für den Bedrohten aufgefunden; wenn Sturm ausbrach, wie es fast den Anschein bot, konnte er nicht Tage und Nächte vielleicht im Boot auf der See zubringen, und die Nachbarinseln versetzten ihn jedenfalls in die gleiche Gefährdung. Allein auch dieser Unschlüssigkeit der Berathschlagung half Freda zuerst ab; während in ihrer Natur sonst das Gefühl überwog, erschien heut' Abend plötzlich ihr Verstand zu hülfreicherer Auskunft als

der aller Andern geschärft. Uwe solle, mit Decken und Nahrungsmitteln versehen, nach dem öden Möven-eiland hinüberrudern und dort bleiben, bis er Nach-richt erhalte, daß er zurückkehren könne. Walmot war nicht auf dies Hülfsmittel verfallen; mit heimlichem Staunen betrachtete sie Freda, die in der drängenden Nothlage das Klügste in ihrem Kopfe auffand; um einen Korb mit Eßwaaren zu rüsten, nahm sie Freda mit sich in die Küche, während Roeluf hinausging, das Boot in Stand zu setzen. Uwe und Teda blieben in der Wohnstube allein zurück, der erstere wortlos, ihm war's, als ob er sich in einem Traum befinde, der ihm selbst, nicht sich zu rühren, nur auf etwas zu warten verstatte. Teda dagegen war der Gedanke gekommen, mit ihm zur Möveninsel zu fahren und dort gleichfalls bis zu seiner Rückkehr zu bleiben. Sie sprach diese Absicht aus, doch er fuhr nun aus seinem stummen vor sich Hinblicken zusammen und entgegnete in Hast, das sei unmöglich, könne er wohl, aber ihre zartere Beschaffenheit nicht ertragen. Sie antwortete halb lachend: „Ich konnt' es ja gestern Nacht.“ - „Nein — da war's noch — da war's anders. Wenn Unwetter käme —.“ Sie fiel ein: „So haben wir wieder eine Decke, und ich fürchte mich bei Dir nicht vor Wind und Kälte.“ Aber er bestand diesmal mit ungewohnter Festigkeit auf seiner Verneinung. „Du dürftest es auch sonst nicht und ich es nicht dulden. Die Leute im Dorfe, Dein Vater würde es erfahren, und man würde übel

davon reden." Tedas Augen hefteten sich mit einem Auffunkeln in die seinigen und sprachen, das bekümmere sie nicht, während ihr Mund äußerte: „Man wird sagen, daß ich ebenso Grund hatte, mich zu fürchten und Schutz zu suchen, wie Du. Fürchtest Du nicht für mich, wenn ich hier bleibe?" Doch ihr Blick besaß in dieser Stunde zum erstenmal nicht die Macht, seinen Widerstand zu brechen; er erwiederte: „Freda hat Recht, Dir droht keine Gefahr, Dich würden alle beschützen."

Draußen hatte Walmot ihre Begleiterin unter einem Vorwand aus der Küche weiter in eine Kammer mit sich gezogen, legte unvermuthet die Hand auf Fredas Schulter und sagte, ihr voll ins Gesicht blickend: „Tattje belügt mich nicht — wozu hat sie den französischen Offizier heut' Morgen aufgesucht?" Die plötzlich Befragte erschrak und blieb ein paar Herzschläge lang stumm. Aber sie las in den Augen der Mutter, daß diese wisse, was das Eigentlichste des Beweggrundes dafür gewesen; leise sprach sie die Wahrheit und setzte hinzu, sie habe schon seit dem Winter das Geld dazu bestimmt gehabt, daß Uwe nicht genöthigt werde, wider seinen Willen Theologie zu studiren. So habe es ihm bereits angehört — Walmot fiel ein: „Solche Thorheit sieht Dattje gleich, ihr Hab und Gut wegzugeben, um Einem zu helfen, der die alte Freundschaft für sie völlig vergessen." Ihr Blick ruhte dabei noch kurz auf dem Antlitz des Mädchens fort, das mit keiner Regung Zweifel in die

letzten Worte setzte, diese voll bestätigte. Und ebenso entgegnete der Mund Fredas: „Sollte ich darum Schuld daran tragen, daß er vielleicht gegen Deutschland kämpfen und von Teda fort müßte?" Walmot äußerte nichts mehr, beide begaben sich in die Küche zurück, um den Korb herzurichten; Roeluf kam und meldete, das Boot sei im Stande. Alle begleiteten Uwe an den Strand; der Wind ging stark, aber es war etwas heller geworden, vor dem Mond hatte sich die graue Decke verdünnt, und man konnte die Gesichter der Fortschreitenden jetzt deutlich unterscheiden. Walmot sagte: „Es wird Dir helfen, die Insel zu finden." Sie ergriff den Arm Uwes, blieb ein wenig mit ihm zurück und ertheilte ihm noch einige Rathschläge. Gleichmüthig knüpfte sie daran, wenn trotzdem ein unglücklicher Zufall zu seiner Entdeckung führe, müsse er sich darauf berufen, daß der Aushebungsoffizier eine Summe für seine Loskaufung angenommen habe. Uwe wiederholte verständnißlos: „Für meine Loskaufung? Wer sollte mich —?" Kurz versetzte Walmot: „Dattje hatte den verunglückten Einfall." Das Wasser rauschte vor ihnen, Roeluf hielt das Boot dicht herangezogen, damit Uwe hineinsteigen könne. Doch dieser stand jetzt regungslos-unschlüssig, in seinem halb erkennbaren Ausdruck lag etwas, als ob er auf einmal von dem Zuge gefaßt werde, die Insel nicht zu verlassen, und umwenden wolle. Nun mahnte Freda, es sei Zeit; er kam zur Besinnung und reichte mechanisch Walmot

und Roeluf zur Verabschiedung die Hand. Dann Teda; ihr Gesicht zeigte Mißlaune, seitdem er sich geweigert hatte, sie mit sich auf die Fahrt zu nehmen; sie war, ohne auf sein Nachkommen zu warten, vorangeschritten und wünschte ihm jetzt, fast mit einem leis spöttischen Anklang, er möge nicht frieren. Sein Fuß hob sich nach dem Boot, doch er drehte sich noch einmal und sagte, zu Freda gewendet: „Ich habe vergessen, Dir die Hand zu geben, die am meisten für mich gethan. Du hast Teda — für mich — beschützt und hast mich selbst zu retten gesucht — hab' Dank!“ Seine Hand wollte nach der Fredas fassen, doch plötzlich hoben sich statt dessen seine beiden Arme, schlangen sich um ihren Nacken, und er küßte hastig ihre Stirn. Dann flog er in's Boot, schlug blitzschnell die Ruder ein und war in wenig Augenblicken aus dem Gesicht verschwunden

Die Zurückbleibenden sahen ihm noch nach; Teda und Freda standen wortlos nebeneinander, die zweite wußte nicht, ob die letzten Secunden Wirklichkeit gewesen seien, noch was sie bedeutet. Nun sprach Walmot ruhig: „Du hattest wohl Dank von ihm verdient, Tattje.“ Sich gegen Roeluf umwendend, theilte sie diesem laut mit, wie Freda Uwe vom Soldatendienst zu befreien versucht habe. So gingen sie zum Hause zurück; Walmot bat Roeluf, sich noch in's Pfarrhaus hinüber zu begeben und dort zu benachrichtigen, daß Teda die Nacht hindurch hier bleiben werde. Die letztere schritt nebenher, doch betheiligte sich nicht an

dem Gespräch; nur ihre Finger hielten sich, krampfhaft zusammengezogen, mit den Nägeln in die Handflächen gedrückt, und ab und zu überlief ein Zittern ihren Leib. Und nur unter ihren Füßen wichen beim Auftritt die Sandkörner der Düne mit einem leicht knirschenden Ton zur Seite.

Ueber der andern Hälfte der Insel lag die nämliche, nur vom Windgemurr umtönte dunkle Stille. Aus den Fenstern des Pfarrhauses fiel der gleiche Lichtschein, wie Freda ihn bei ihrem Herankommen gesehen. Der Offizier war nicht zurückgekehrt, Dina saß noch gleicherweise in der Wohnstube und Remmert Osterloh am Schreibtisch seines Arbeitsgemaches; beide ohne Ahnung von dem Vorgefallenen und ihrem Brauch gemäß unbekümmert, wo die übrigen Hausbewohner seien. Der Pastor hatte nichts von der Galanterie des französischen Gastes gegen Teda, noch von der unruhigen Erregung und dem nächtlichen Ausgebliebensein derselben bemerkt; seine Augen sahen nicht, was um ihn her war, und irdisch-menschliche Gedanken, die sich nicht mit einer gebotenen weltlichen Pflichterfüllung seines Amtes verknüpften, fanden niemals mehr bei ihm Einlaß. Dina dagegen wußte durch Teda von den ihrer Tochter drohenden Nachstellungen des Wallonen, und sie dachte auch daran, da es einen Gegenstand bildete, sich die gähnende

Langeweile damit zu vertreiben. Aber ihre schwerfälligen Gedanken nahmen einen Lauf, wie es noch selten die einer Mutter thun gemocht. Alles, was sich seit zwanzig Jahren an Menschen auf der Insel um sie befand, war ihr gleichgültig wie Steine oder Holzstücke, wie das Gedenken an ihre Eltern und Geschwister, bei denen die Ungewißheit des Fortlebens oder Gestorbenseins derselben sie völlig interesselos ließ. Nur ein einziges Menschengeschöpf flößte ihr noch eine dumpfe Abart eines lebendigen Gefühls ein: sie haßte ihre Tochter. Nicht weil diese die von ihr auf das Kind gesetzten Mutterhoffnungen betrogen; daß sie einmal solche im Herzen getragen, hatte sie auch längst vergessen. Doch sie haßte Teda, weil dieselbe von Uwe geliebt wurde. So seltsam es klingen mochte, es war noch der letzte, armselige Rest einer Menschenempfindung, die den Stachel in sich bohren fühlte, ein Weib könne und werde es so auf der Erde haben, wie sie's an ihrem Hochzeitstage für sich gedacht. Dinas Geist war stumpf geworden, wie ihr Leib träg, und von Phantasie nichts mehr in ihr vorhanden. Aber irgend etwas hatte heut' Abend an einem verrosteten Schloß einer Zelle ihres Gehirns gedreht, darin herumgestört und eine dick überstäubte Erinnerung unendlich ferner Zeit herausgezerrt. Ein Sommerabend stand vor ihr, an dem über der Düne zwei weiße Schmetterlinge, sich umspielend, miteinander in den Himmel aufstiegen, und um die Lippen Dina Osterlohs ging ein häßlicher, den Mund matt zu einem

höhnischen Lachen verzerrender Ausdruck. Sie wollte, der Wind packe die beiden und würfe sie in die See. Was freuten die leicht geflügelten Dinger sich ihres Daseins! Und diese nahmen die Gesichter Tedas und Uwes an, die stummverlangende Blicke miteinander austauschten, und es war eine Sucht im Eingeweide Dinas, der französische Offizier möge wie ein Wirbelsturm zwischen die Beiden fahren, sie auseinanderreißen, daß sie nie wieder zusammenkämen. Dann konnte auch dies letzte quälende Gefühl eines Vergeltungsdurstes, der Haß gegen ihre Tochter zu stumpfsinnigem Einerlei in ihr einschlafen, wie Alles sonst, und ihre Einbildungskraft gestaltete sich die Vorstellung, es geschehe jetzt vielleicht. Vielleicht zertrümmere dieser Augenblick das Weiterleben Tedas zu ebenso elenden Scherbenstücken, wie ihr eigenes zerschlagen hinter und vor ihr lag. Und ein Kitzel war's, dann das Gesicht Remmerts zu sehen, wenn er davon erfuhr und die ungeheure Frage über ihn kam, ob nur der vergängliche Leib seiner Tochter, oder auch ihre ewige Seele Schaden dadurch erlitten habe. Noch einmal ging der höhnische Zug um die früh greisenhaft abgewelkten Lippen Dinas.

Nun bewegte sie indeß mechanisch den Kopf herum, denn es rührte sich Etwas von der Thür her. Jemand war in die Stube getreten und sie sah in das Gesicht eines breitschultrigen, ungefähr in der Mitte der Vierziger stehenden Mannes, den sie nicht kannte; er trug derbe Schifferkleidung, doch gehörte nicht der

Insel an. So erschien er ihr wildfremd, sie fragte verdrossen, was er suche. Sie ungewiß mit dem Blick bemessend, überraschte er durch die Entgegnung: „Bist Du Dina Swidders? So old worr'n har ik mi Di nich dacht.“ Sie hörte sich indeß ohne ein Zeichen der Verwunderung mit ihrem ehemaligen Namen angesprochen, blickte ihn völlig gleichgültig an. Er fragte jetzt, wo ihr Mann sei; sie antwortete, vermuthlich in seiner Stube, und der Fremde trat wiegenden Gangs rasch wieder auf die Diele hinaus.

Es war der Bootsführer, der von Nordwesten aus der See mit seinem Fahrzeug gekommen und das Dunkel abgewartet hatte, ehe er an der Insel gelandet. Ersichtlich kannte er das Pfarrhaus nicht, denn er wußte das Arbeitszimmer des Pastors nicht zu finden; ein Lichtschimmer, der durch eine Thürspalte drang, ließ ihn auf's Gradewohl irgendwo eintreten und das Richtige treffen. Der Prediger hob den Kopf vom Schreibtisch, unweit vor ihm stand der Hereingetretene und sagte: „Kennst mich noch, Remmert? Du bist schier wie vor zwanzig Jahren.“ Der Gesichtsausdruck des Befragten verneinte, die Hand des Andern nahm hurtig einen grünen Schirm von der kleinen Lampe, so daß jetzt das Licht derselben hell auf ihn fiel: „Na, so denn?“ Die Züge der beiden boten entschiedene Aehnlichkeit, nur waren diejenigen des Pastoren geistig durchprägt, erkennbar ein Behälter vielfachsten Wissensreichthums und höchster Gedanken, während das Gesicht des Fremden deutlich von rauhem Hin- und Her-

geworfensein in Wind und Wasser und körperlicher Anstrengung sprach. Seine Haut sah weit über seine Lebensjahre altverwettert aus, nur in den stahlblauen Augen lag neben Festigkeit und Furchtlosigkeit noch ein jugendfrischer Glanz, der keine nüchterne Seele in der derben Erscheinung kundgab. So leuchteten die beiden hellen Fenster seines Kopfes jetzt Remmert Osterloh an, und nach seiner Sprechart zwischen Hoch- und Plattdeutsch wechselnd, fragte er: „Kennst mi warraftigen Gott nich mehr, Broder?“

Das letzte Wort weckte dem Pfarrer die Erkenntniß und er erwiederte: „Wahrhaftig — Ulbert —“

„Nee, ik bün Tjalke, Ulbert is op't Schipp blewen. Dat kümmt davun, wenn man twintig Johr nix vun sik hört un sehn hett. Dina kenn' mi ok nich mehr.“

„Tjalke?“ wiederholte Remmert, „ja, jetzt erkenn' ich's. Das ist eine Ueberraschung; wie kommst Du hierher, lieber Bruder? Warst Du bei unsern Eltern in Osterloh? Ich habe seit dem Frühling nichts von ihnen gehört und hoffe zu Gott, daß es ihnen gut geht.“

Der Seemann schüttelte dem Bruder noch die Hand. „Ich weiß, Remmert, Du hast Alles gethan, was Du gekonnt, daß es ihnen gut gehen sollt'; die Schwester hat's mir geschrieben. Nee, Broder, godt steiht dat nich op Osterloh, so slech, as't man sin kann. Aber mit Gott's Beistand können wir heut' auch was thun und weisen, daß wir unseres Vaters

Söhne sind, wie Du. Wie hefft keen Tid to verspillen; dat is so."

Hurtig berichtete er, der Vater liege schon seit Monaten auf dem Krankenbett, unfähig sich und seiner Wirthschaft zu helfen und eine Geldsumme aufzubringen, ohne deren Zahlung ihm im nächsten Monat zwangsweis Haus und Hof verkauft werde. Alle wüßten, das überstehe er nicht, sondern es bringe ihm den Tod, und doch könnten die andern Brüder nichts ändern; vergeblich hätten auch sie beide, Ulbert und Tjalke, schon seit langem Alles versucht, um das Schreckliche zu verhüten. Aber jetzt hätten sie Glück gehabt und eine große englische Handelsfirma ihnen eine werthvolle Waarenladung anvertraut, um diese nach Deutschland hineinzubringen. Wenn es gelang, war ihr eigener Verdienst dabei so groß, daß sie dem Vater seinen Hof erhalten konnten. So hatten sie, ohne sich zu besinnen, das kühne Wagniß auf sich genommen, ein Schiff geheuert, das draußen in der See lag und von dem sie heut' bei der haarigen Luft ihre Ladung unbemerkt auf eine kleine, nur von Wasservögeln bewohnte Insel hinüberschafften. Ihre Wahl war auf diese Gegend gefallen, weil sie sich hier der Beihülfe des Bruders sicher wußten; die kostbaren Waaren sollten jetzt in der Nacht, sobald Ebbe eingetreten sei, hierher befördert und im Pfarrhaus verborgen gehalten werden, bis es möglich falle, sie im Dunkel ungefährdet an die Küste des Harlinger Landes weiter zu bringen; dort waren ihnen durch Vorsorge

sichere Wege in's Innere gebahnt. Tjalke wiederholte zum Schluß seiner Erläuterung: „Ik heff keen Tid to verleeren, um torügg to rojen; wi kamt also so um Middernacht, Remmert. Beter is't, wenn sunst Keen oppe Insel wat davun markt." In den Augen des Sprechers leuchtete freudenhelle Zuversicht auf das glückliche Gelingen des Unternehmens.

Der Pastor hatte mit einem Ausdruck verdutzter Ueberraschung bis an's Ende zugehört und erwiederte nun unwillkürlich zunächst: „Aber habt Ihr vergessen, daß die Sperre Euch untersagt, englische Güter ans Land zu schaffen?"

Lachend gab der Schiffer Antwort: „Die ist heut' ja eben ein Glück für uns, sonst würd's das nicht einbringen, was wir für den Vater brauchen."

In der Stimme Remmert Osterlohs zitterte eine Unruhe: „Ihr geht mit der Absicht um, der Obrigkeit ungehorsam zu sein und kommt zu mir, daß ich Euch dabei helfen soll?"

Tjalke sah ihn verständnißlos an. „Obrigkeit? Du nennst den verdammten Franzosen, der uns das Blut aussaugt, doch nicht Obrigkeit?"

„Gott hat ihn uns zu unseren weltlichen Herrn gesetzt und seine Diener mit ihm. Ob sein Wille uns damit züchtigen mag, so redet sein Schriftwort deutlich: Ihr Knechte, seid unterthan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen."

Wortlos blickte der Seemann ihm noch ungläubig ins Gesicht, der Pastor fügte nach:

„Gedenke, daß weiter gesprochen steht: Denn das ist Gnade, so Jemand um des Gewissens willen zu Gott das Uebel verträgt und leidet das Unrecht. Denn dazu seid ihr berufen, sintemal auch Christus gelitten hat für uns und uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen."

Remmert glitt mit der Hand über die Stirn, als ob er sich plötzlich auf etwas besinne, ein tiefer Athemzug rang sich ihm aus der Brust und er fuhr schnell fort: „Doch die Barmherzigkeit Gottes selbst hat Euch aus der Verblendung Eures Sohnesgemüthes erlösen und Eure Verirrung nicht zulassen gewollt. Denn in dieser Stunde hat seine Voraussicht einen französischen Aushebungs-Offizier mit zweien Begleitern hierher auf die Insel gesandt, so daß auch irdische Klugheit Euch von Eurem Plane abstehen lassen müßte."

Die Miene des Schiffers zeigte Schreck, doch nur einen Augenblick. Dann rechnete er laut: „Drei Mann im Ganzen? Sind's nicht mehr? Mit de warrd wi wul fardig."

Er machte eine Bewegung gegen den Hals, die das Umschnüren desselben mit einem Strick anzudeuten schien. Der Pastor streckte erschrocken die Hand gegen ihn: „Unglücklicher, was sprichst Du? Du willst das fünfte Gebot brechen?"

„Nee, hest Recht." Tjalke besann sich kurz: „Nicht um die franzö'schen Hundsfötter — dat sünd

keen Minschen — denen sollt' man lebendig die Haut vom Leib ziehen für das, was sie in Deutschland gethan haben. Aber Dein'twegen geht's nicht, Remmert, und für euch miteinander hier auf der Insel. Wir dürfen sie nicht baumeln lassen wie die Seeräuber, sondern wollen sie nur festbinden mit dem Tauwerk und mit über's Wasser nehmen, daß die Köter nicht kläffen."

Ein glühender Haß gegen die Bedrücker Deutschlands flackerte aus den Worten hervor, doch von besonnener Erwägung möglicher unheilvoller Folgen für den Pfarrer und die Inselbevölkerung in seiner ersten unwillkürlichen Regung abgedämpft. Der Pastor aber hatte jetzt seine kurz verlorene Festigkeit wieder gewonnen, die Schwachheitsanwandlung überwunden, daß er auf eine Mahnung irdischer Klugheit hingewiesen, und er entgegnete:

„Was ihr thätet, wäre Gewalt an den Dienern der Obrigkeit, wie euer Vorhaben wider das Gebot derselben ist. Ihr würdet schon für den Vorsatz dazu gestraft, und es wäre meine Pflicht, euch anhalten zu lassen und den Richtern zu überliefern. Aber wenn ihr davon absteht, will ich schweigen, auf daß ihr eure Waaren wieder an Bord des Schiffes bringen und nach England zurückkehren könnt."

Zum erstenmal kam es mit dem Aufzucken eines Verständnisses über die Züge des Seemanns. Doch seine Augen starrten noch wie auf etwas Unmögliches in das Gesicht des Bruders und er brachte nur hervor:

„Was willst Du?"

Der Befragte antwortete: „Wie konntet Ihr glauben, der Diener des Herrn werde Euch helfen, die Gebote des Herrn zu brechen?"

Nun befiel es die starken Lippen Tjalkes mit einem Zittern. „Wat seggst Du? Hast Du das vierte Gebot nicht in Dir, Remmert?"

Ruhig erwiederte der Pastor: „Ich habe nach ihm gehandelt und werde es stets, wie das Wort Gottes es mir als Sohnespflicht vorgeschrieben. Aber er will nicht, daß um irdisches Gut eine unsterbliche Seele in ihrem Heil gefährdet werde. Alle Reichthümer der Welt wägen den Verlust einer einzigen nicht auf."

„Broder —!"

Die braune Gesichtsfarbe des Schiffers war blutlos, beinahe fahl wie Dünensand geworden. Er hatte den Ausruf vom Mund gestoßen, stand und suchte umsonst auf seiner Zunge nach Worten. Dann brachen sie ihm wie ein Sturm aus der Brust:

„Denk' an dat witte Haar op Din Vadders Kopp, witt as de Schum op't Water! Wist Du em ut't Bed riten, em 'rutsmiten laten oppe Strat um den Franzosen will'n. De Slag dröppt em, un he blifft an'n Weg liggn. Dat sünd nich de Annern, Din Hand is dat, de em rutstött, dat he starwt un verdarwt!"

„So ist es der Wille Gottes, den unsere Blindheit nicht erforscht, der ihm seinen Lohn vorbehält für die Prüfung. Ich stehe hier vor ihm und vor Dir

mit dem Wort unseres Glaubenskämpfers: Er helfe mir, ich kann nicht anders! Ich kann nicht um Menschen eine Sünde begehen und sie von Euch nicht dulden. Denn Gottes Gebot ist über Menschenfurcht, wie die Ewigkeit über der vergänglichen Flüchtigkeit des irdischen Seins."

Ein paar Secunden blieb es in der kleinen Stube lautlos still, das Gehirn des Seemanns war sichtlich noch nicht voll im Stande, die Wirklichkeit des von seinen Ohren Gehörten zu begreifen. Durch den Arm ging ihm eine ruckhafte Bewegung, als ob er denselben über sich aufstrecken wolle, doch er ließ die halb gehobene Hand wieder zurücksinken und sagte nur: „Dat weer slimm, wenn so Een de Welt regeren däh. Denn möt wi dat mit unsen Gott ahn' Di versöken. In't Dörp is wul noch Een, de 'n Vadder hett."

Er ging hurtig, mit den Knien vorstoßend, hinaus und trat nochmals in die Wohnstube zu Dina: „Büst Du ok as Din Mann?" Mit kurzen Worten theilte er ihr mit, um was es sich handle, fragte, ob sie ihm einen zuverlässigen Fischer auf der Insel bezeichnen könne, um in seinem Hause die Waaren unterzubringen. In die Augen der Hörerin kam bei der Erwähnung des erwarteten großen Gewinns ein Glimmern von Gier, und sie frug mit ungewohnter Schnelligkeitsanstrengung ihrer trägen Zunge, was sie für ihre Beihülfe bekommen werde." „Du?" erwiederte Tjalke, ihre Meinung nicht verstehend; „ik heff Di all seggt, wie brukt, wat wi kriegt, vör den

Vadder." — „Un Du glöwst, ik weer ok en Narr, as de Pastor, un schull mi umsunst davör rögen?" Dem Schiffer fiel's vom Blick, daß er plötzlich durch das gefühllos-hämische Gesicht vor ihm in's Innere hineinsah; ein nur halb unterdrücktes: „Gott verdamm' dat Hus!" stieß ihm zwischen den Zähnen heraus, und er griff nach der Thür. Doch diese öffnete sich im selben Augenblick von außen, denn Roeluf Utsee trat ein, die Nachricht zu bringen, daß Teda heut die Nacht hindurch drüben bleibe. Er richtete seinen Auftrag an Dina aus, deren Miene wortlos zur Erwiederung gab, daß ihr nicht das Geringste daran liege, wo ihre Tochter sei und weshalb sie nicht heimkomme. Tjalke dagegen sagte hastig: „Wem büst Du?" und übermusterte kurz die Züge Roelufs. Die Prüfung flößte ihm offenbar Zutrauen ein, denn er ergriff ungestüm den Arm desselben und zog ihn mit sich durch die Thür ins Freie hinaus. Dort tauschten sie eine Minute lang eilige Worte, dann liefen sie nebeneinander westwärts über die Insel.

Um eine Viertelstunde später saßen beide, athemlos rathschlagend, in der Stube Walmots; das Glück hatte Tjalke die sicherste Unterstützung auf dem Eiland in die Hände geführt. Zweifellos stand fest, daß man sich der Franzosen bemächtigen müsse, Walmots glühender Haß gegen die letzteren stimmte rückhaltslos bei. Doch sie war ungewiß, ob die Dörfler trotz ihrer Erbitterung über die Rekrutenaushebung mit die Hand dazu bieten würden, und außerdem kam Walmots

Besonnenheit ein anderes Bedenken, sich der Beihülfe der Fischer zu bedienen. Wenn die Sache auf dem Festlande ruchbar wurde, war es nothwendig, daß die Inselbewohner nicht mit daran betheiligt gewesen, sondern der Ueberfall von der Besatzung eines englischen Schiffes ausgeführt worden sei. Das Berathungsergebniß ging dahin, ein halbes Dutzend Matrosen der Mannschaft solle an's Land kommen, die Franzosen im Schlaf überraschen, binden und gefangen mit sich fortnehmen. In diesem Handeln lag nichts menschlich-Unwürdiges irgend welcher Art, denn England stand im Kriege mit Frankreich. Doch fiel gegen dieses für das vaterländische Gefühl Walmots ein Treubruch überhaupt nicht möglich. Kein Menschenband bestand mehr zwischen ihr und den thierischen Hinschlächtern des ganzen deutschen Volkes, nur die Rücksicht auf den voraussichtlichen blutigen Nachdurst der Franzosen hieß die Bevölkerung der Insel aus dem Spiel lassen.

Freda und Teda saßen mit den Rathschlagenden am Tisch. In den Augen der ersteren lag heut' Abend etwas Fremdes, wie nur halb Besinnliches, ein traumhafter Glanz, der fast an den Ausdruck eines nachtwandlerischen Zustandes erinnerte. Doch hörte sie Alles und betheiligte sich an den Erwägungen mit, sichtlich mit innerster, lebendigster Erregtheit, denn auf ihren Wangen brach manchmal plötzlich ein fliegendes Roth hervor und verschwand wieder. Tedas Gesicht war dagegen von unveränderlich gleichmäßiger Blässe, obwohl ein zuweilen durch ihre Glieder

laufender rüttelnder Schauer in ihr ebenfalls eine fieberhafte Aufregung anzudeuten schien; sie hörte auch gespannt zu, doch sprach nichts. Walmot hatte unter den überwältigenden Umständen ihre Abneigung gegen die Pfarrerstochter vergessen und sagte zu ihr: „So bekommst Du auch noch heut' Nacht Genugthuung für den Schimpf, den der Franzose Dir angethan, und wirst sicher vor ihm!“ Aber Teda sah die Sprecherin nur mit den großstarrenden, sonderbare Strahlen werfenden Augensternen wie geistabwesend an und antwortete nichts.

Nun war's beschlossen, die Beihülfe von der Schiffsmannschaft zu holen, das leichte Boot Tjalkes lag unfern unter der Düne an den Strand gezogen, doch ein neues Bedenken Walmots hielt ihn noch vom Aufstehen zurück. Es mußten zum mindesten Stunden vergehen, ehe die Matrosen eintreffen konnten, und das Verbleiben des Schiffers, wie dasjenige Roelufs auf der Insel während der Zwischenzeit fiel im höchsten Maße erwünscht, fast unerläßlich, um das Verhalten der Franzosen zu überwachen und nöthigenfalls einem Ueberfall des Hauses durch sie mit männlicher Kraft begegnen zu können. Walmot war plötzlich die Angst aufgetaucht, daß der Offizier Tattje vor der Kirchenthür erkannt habe und Rache an ihr zu üben versuchen werde. Sie sann kurz und äußerte: „Wenn ich nicht fürchtete, im Dunkel die Möveninsel zu fehlen, würde ich fahren.“ Vom Sitz fliegend, fiel Freda ein: „Ich weiß die Richtung genau.“ Sie

eilte hinaus und kam nach wenig Augenblicken mit einer Sturmkappe auf dem Kopf zurück; ihre Füße waren bis über die Knie von hohen Wasserstiefeln bekleidet, in die sie ihren Rock fest hineingebunden, wie Walmot, wenn sie sich auf den Fischfang begab. Die letztere fragte: „Was will Dattje?“ — „Mit Dir, damit Du den Weg nicht fehlst, und wir zwei rudern schneller.“ Teda schnellte am Tisch in die Höh', aus ihrer Brust fuhr es mit einem beinah pfeifenden Ton: „Du? Auf die Möveninsel?“ Freda leichenblaß anstarrend, fügte sie nach: „Es giebt Sturm, Du darfst es nicht.“ Die Angeredete ertrug den flammenden Blick der Warnerin nicht ganz, versetzte ein wenig unsicher: „Wo man Deutschen gegen die Franzosen helfen kann, giebt es kein Bedenken.“ Auch Walmot stimmte ein, ihr kam die Begleitung Dattjes als die glücklichste Lösung, da das Mädchen hierdurch fraglos am Sichersten jeder Gefahr entzogen wurde, und die nächtige See fürchteten beide gleich wenig. So gingen sie ohne Zögern an die Ausführung ihres Entschlusses, der Abend war schon ziemlich vorgerückt und es galt, der Nacht möglichst Zeit abzugewinnen. Alle begaben sich, von Tjalke geführt, nach dem Lagerplatz seines Bootes, auch Teda, die dem Schutz der beiden Männer überlassen blieb, folgte selbstverständlich mit. Sie war stumm, wie sie es während der ganzen Berathung mit der kurzen Ausnahme gewesen, als Freda ihren Vorsatz, die Fahrt mit zu unternehmen, ausgesprochen. Nur in dem Augenblick, wie diese das

Boot bestieg, streckte sich jäh und mechanisch die Hand Tedas nach ihrem Arm, als wolle sie noch einmal versuchen, die ehemalige Kindergespielin von einem ihr zu gefahrvoll erscheinenden Wagniß zurückzuhalten. Doch eine gleichzeitige Vorbewegung der Erfaßten machte den Arm los, ohne daß sie die Hand an ihm empfunden, und diese fiel wie todt herab. Schnell schlugen die Ruder, vertraut von den beiden Frauen gehandhabt, ein, das Fahrzeug glitt ins graue Dunkel davon und wandte sich der Richtung nach, in welcher Uwe vor kaum mehr als einer halben Stunde verschwunden war. Das mittlerweile neu Eingetretene hatte indeß bisher völlig das Gedächtniß Walmots an seine Abfahrt ausgelöscht, erst jetzt beim Rauschen der Wellen kam es ihr wieder, daß ihr plötzlich einfiel: „Uwe ist ja auch zur Möveninsel und findet da die Leute vom Schiff mit ihrer Ladung; das trifft merkwürdig zusammen.“ Freda erwiederte: „Ja,“ und zog ihr Ruder stärker an, doch aus dem Ton der kurzen Antwort klang keine Ueberraschung oder Erinnerung an etwas Vergessenes. Für seekundige Leute bot die Fahrt im Uebrigen nichts Bedrohliches, nur ließ sie lange Dauer besorgen, denn der Wellenschlag ging hoch und der Wind stand grad' entgegen. Im selben Maße, wie er hier das Vorwärtskommen erschwerte, begünstigte er dies dagegen für ein anderes Boot, das gleichzeitig von der Ostseite der Insel her, doch mit tief niedergebogenen Segeln pfeilschnell nach Süden dem Festland zulief.

Im Pfarrhaus drüben brannten die beiden Lampen wie zuvor, und Dina saß noch in gleicher Weise wieder allein in der Wohnstube. Das Arbeitszimmer Remmert Osterlohs dagegen befand sich leer. Er hatte nach dem Fortgang seines Bruders eine Zeit lang gestanden und unbeweglich vor sich hingeblickt, sich darauf plötzlich an den Tisch gesetzt und einige Zeilen auf ein Blatt geschrieben. Dann war er mit diesem aus dem Hause fortgeeilt und unweit an einer kleinen Gruppe von Männern vorübergekommen, doch ohne sie wahrzunehmen. Sie bestand aus dem französischen Offizier und seinen beiden Soldaten, die schon seit geraumer Weile unschlüssige Berathung gehalten. In dem heißgährenden Blut des Wallonen war der Gedanke an Teda Osterloh völlig von wildem Durst nach Rache an ihren Beihelfern überdrängt. Doch er wußte die Zuflucht derselben nicht, konnte sie bei Nacht auf der fremden Insel ohne die genaue Ortskenntniß und Führung Jemandes von der Dorfeinwohnerschaft nicht ausfinden. Dieser aber mißtraute er trotz ihrer bisherigen schweigsamen Unterwerfung unter seine Befehle. Sein erster Gedanke war gewesen, schleunigst eine kleine Truppenanzahl von Emden zu seiner Unterstützung herüberholen zu lassen. Zur Beförderung der Botschaft brauchte er indeß einen der Fischer oder mußte sich eines seiner beiden Begleiter berauben; das erstere erschien ihm höchst unsicher und das zweite bedenklich, abgesehen von der geringen Erfahrenheit des Soldaten in der

Segelbenutzung. So gelangte das Nachsinnen Egide de Walcourts zu dem Ergebniß, es sei das Aussichtsvollste für ihn, sich der Mithülfe des Pastors zu versichern. Seine eigene unbeirrbar feste Gläubigkeit an die Lehren seiner Kirche hatte ihm den Blick geschärft, in Remmert Osterloh wohl einen hugenottischen Ketzer, aber zugleich doch auch nach einer gewissen Richtung ihm ähnlichen Gesinnungsgenossen zu erkennen. Der Inselprediger war ein Irrlehrer, doch Walcourt wußte, seiner falschen Glaubensüberzeugung ebenso unwankbar getreu, wie der hingebendste Katholik seiner richtigen; den Religionsgeboten und ihren ewigen Verheißungen gegenüber galt ihm keine irdische Rücksicht, kannte er keine weltlichen Unterschiede. Er hatte bewährt, daß er nach der Vorschrift seiner Kirche den Geboten der Obrigkeit, auch der gegenwärtigen französischen bedingungslos Gehorsam leistete und seiner Gemeinde solchen auferlegte; von ihm allein stand bei kluger Benutzung seines gläubigen Eifers die nothwendige Mitwirkung zur Erreichung der Zwecke Walcourts zu erhoffen, und dieser wandte sich jetzt mit seinen Begleitern nach dem Pfarrhaus.

Doch der Pastor befand sich nicht in seinem Zimmer, er ward von dem Eintretenden verfehlt, wie er diesen selbst verfehlte, denn er suchte nach ihm im Dorf umher. Nur Dina saß in der Wohnstube, und der Offizier frug, wo ihr Mann sei. Sie schüttelte gleichgültig den Kopf, daß sie nichts davon wisse, allein gleich danach stieg mit einem Augenglimmern

ein Gedanke in ihrem Hirn auf und ließ sie den Mund zu der Gegenfrage öffnen: Ob der, welcher der Regierung angebe, wie sie Schleichhändler abfassen könne, eine gute Belohnung dafür erhalte? Der Wallone achtete indeß kaum darauf, es war eine Sache, die ihn nicht anging, wenigstens im Augenblick keinerlei Interesse bei ihm antraf. Er zuckte nur kurz die Achseln, darüber keine Auskunft geben zu können; aber die Abneigung der Pastorin gegen Uwe, ihr Wunsch, ihn aus dem Hause los zu werden, war ihm seit gestern öfter deutlich geworden, und er erwiederte, derjenige könne dagegen auf eine gute Belohnung zählen, der ihm den muthmaßlichen Aufenthalt eines widersetzlichen Rekruten anzugeben vermöge. Walcourt bedauerte, als solchen den Pflegesohn des Pastors bezeichnen zu müssen, doch derselbe habe sich vorhin gewaltthätig an ihm vergriffen, so daß seine Festnahme und Verbringung nach Aurich unerläßlich geworden. Befriedigung und Habsucht prägten sich flüchtig in den stumpfen Zügen Dinas aus, sie erwiederte, wenn er nicht hier sei, befinde er sich wahrscheinlich in dem Hause Walmot Utsees, wo er von Kinderzeit her meist täglich gewesen. Sie beschrieb auf die begierige Frage des Offiziers genau die Lage des Hauses und gab Antwort, daß nur ein einziger ältlicher Mann mit darin wohne; außerdem noch ein Mädchen, welches die Burschen im Dorf als die Hübscheste unter den Fischerstöchtern ansähen. Walcourt verließ jetzt rasch die Stube, ohne vorder-

hand die Rückkunft des Pastors abzuwarten, und Dina Osterloh blieb wieder allein sitzen. Um ihren Mund lag der träge, fühllos-hämische Zug; eine ihr bei dem Eintritt des Wallonen aufgeweckte, gewinnsüchtige Hoffnung war allerdings fehlgeschlagen, aber sie ward muthmaßlich die Beköstigung Uwes für alle Zeit los. Damit war ebenfalls die Aussicht Tedas, seine Frau zu werden und ein glückliches Leben mit ihm zu verbringen, zerstört, und auch das Letzte hatte Dina nicht ohne Bedacht hinzugefügt. Sie haßte Freda nicht wie ihre Tochter, war ihrer seit Jahren kaum mehr ansichtig geworden. Doch die heitere Lebensfreudigkeit derselben, deren sie sich von früher erinnerte, flößte ihr eine Sucht ein, die Zukunft des Mädchens gleichfalls jämmerlich und verdorben zu wissen. Vielleicht konnte ihre Erwähnung, daß Freda als die hübscheste Dirne auf der Insel gelte, dazu beitragen, und Dina setzte, von ihrer Aussaat befriedigt, ihr dumpfes Hineinstarren in den Lampenschein fort. Dann fühlte sie Hunger; es war weit über die Abendessenszeit hinaus, aber niemand kam dazu. So holte sie sich die Ueberreste vom Mittag aus der Küche und kaute allein vor sich hin.

Auf der jenseitigen Inselhälfte waren Roeluf und Tjalke zum Haus zurückgekehrt und saßen erwägend, in welcher Weise bei dem Eintreffen der Hülfsmannschaft vom Schiffe die Gefangennahme der Franzosen am Besten ins Werk zu setzen sei. Sie begegneten sich in wenig wortreicher, doch unerschütter-

licher deutscher Gesinnung und Vaterlandsliebe; der Seemann mußte Walmots dabei gedenken und drückte in einfacher Weise aus, daß ihm, so kurz er sie nur gesehen, kaum eine Frau ähnlicher Art vorgekommen sei. „Dat weer ok swar," antwortete Roeluf, „denn dat gifft man Een so." Tjalke fragte ihn im Weitergang, welchen Vaternamen er vor der Aufnöthigung der Familiennamen geführt habe, und sah ihm bei der Erwiederung „Roeluf Hemmen" befremdet ins Gesicht, „Wat kiekst?" meinte der letztere; „hest all vun mi hört?" — „Nee, dat mutt en Annern west sin," schüttelte Tjalke den Kopf. Doch Roeluf versetzte ruhig: „Wenn't en Lump vun de Slimmsten west is, denn weer ik dat un brukst Du keen gröttern to söken. Dat ik't nich mehr bin, hett se makt; ik harr an ehr verdeent, dat se, ahn' sik to rögen, toseen harr, wenn ik vunne Hunn' tweireten wörr, un se hett makt, dat ik ehr wedder inne Oogen seen kann. Dat weer lang to vertelln, Tjalke, un to verstahn weer't doch nich. Wo't togahn kunn', weet se alleen, dat Hart, wat se inne Bost hett. Lat us raden, as wi den Franzosen kriegt."

Es war von Wichtigkeit zu erfahren, wo der Offizier im Pfarrhaus schlafe, und Roeluf drehte den Kopf, um Teda danach zu befragen. Sie hatte bisher auf einem Stuhl an der Wand gesessen, doch wie der Blick jetzt in die Ecke ging, befand sie sich nicht mehr dort, mußte kurz zuvor aufgestanden und in die Küche getreten sein. Roeluf folgte ihr nach, sich die

Auskunft von ihr zu holen, aber sie war auch nicht in der Küche. Nun begab er sich vors Haus und rief; umsonst, nur der Wind pfiff ihm entgegen, es kam keine Antwort.

Teda lief draußen schon in ziemlicher Entfernung gradaus vorwärts. Seit einer Stunde wechselten jähe, schroffeste Uebergänge in ihrem Körper; sie fühlte manchmal ihr ganzes Blut wie tödtlich zu Eis erstarrt, dann schoß es ihr als ein siedender Strom durch alle Glieder. Ihr Kopf vermochte nichts zu denken, in ihrem Gehirn und ihrer Brust war nur ein Hämmern, wie klopfender Wahnsinn, der sie zuletzt besinnungslos aufgetrieben. Sie wußte nicht, was sie wollte, doch sie mußte fort. In dunkler Betäubung empfand sie, was in ihr sei, habe schon manchmal, ab und zu sie durchrüttelt, schon aus Kindertagen her, nur noch niemals so, wie jetzt. Riesenhaft, Alles verzehrend, war es heraufgewachsen; etwas suchte sich in ihrem Innern dagegen zu wehren, doch es ward zerdrückt, wie dürres Astwerk vom Sturm zersplittert. Ihre Brust wollte schreien, um nicht zu ersticken, und hatte keinen Ton.

So lief sie über die Landenge zwischen den Inselhälften, das Wasser war hoch und von beiden Seiten herangetreten, daß nur noch eine schmale trockne Verbindung übrig geblieben, die ihre Ortskundigkeit instinctiv traf. Andere dagegen fanden den Uebergang offenbar nicht und suchten vergeblich am Wasserrande entlang, denn nun schlugen plötzlich Menschenlaute an

Tedas Ohr. Sie horchte, von einem Ruck durchfahren, auf und erkannte französische Stimmen. Es war Egide de Walcourt mit seinen Soldaten, der von Dina Osterloh kommend, das Haus Walmots aufzufinden suchte.

Da flog auf einmal etwas Dunkles gegen ihn heran, griff mit einer Hand nach dem Rock über seiner Brust, als müsse es sich daran halten, um nicht hinzustürzen. Eben hell genug war's, daß er das Gesicht Tedas erkennen konnte, todesweiß tauchte es dicht vor dem seinigen auf. Es wollte sprechen, doch brachte keine Worte hervor, nur der Athemstoß der zitternden Lippen hauchte ihn an. Als ein stummes Räthsel stand sie da, an dessen Lösung die Gegenwart seiner beiden Untergebenen ihn im Augenblick behinderte. Aber zweifellos war sie freiwillig gekommen, hatte nach ihm gesucht, und er sagte: „Hat die Madonn erkannt, daß ich bin ein besserer Verehrer ihrer Schönheit?"

Nun zog sie ihn gewaltsam etwas abseits von seinen Soldaten, und nun hatte ihr Kopf einen Gedanken, ihr Mund Sprache gefunden. Sie rang heraus: „Euch droht Gefahr! Wenn Du mir zusagst, was ich verlange, nenne ich sie Dir."

„Gefahr? Von wem?" Dem Offizier entfuhr's, aber er fügte gleich nach: „Es ist eine schöne Gefahr und ein Mann fürchtet sie nicht," und sein Arm suchte Teda zu umfassen.

Sie entwand sich ihm: „Jetzt nicht — dazu ist nicht Zeit. Eurer Freiheit droht's, vielleicht eurem Leben —“

Walcourt ließ den Arm sinken. „Diable! Sprichst Du ernsthaft?“

„Schwörst Du mir zu, was ich von Dir dafür fordre? —“

„Wenn es nicht ist gegen die Religion, daß ich nicht soll anbeten die Madonn.“

„Nein — morgen — nichts von mir —“

„Ma parole d'honneur, das ist gut wie ein Eid.“

„Ihr sollt heut' Nacht überfallen werden —.“ In fliegender Hast berichtete Teda über das Draußenliegen des englischen Schiffes, die Landung der Waaren auf der unbewohnten Insel, was sie von dem Vorhaben der Mannschaft gegen die Franzosen wußte. Hervorgestoßene Fluchworte des Wallonen unterbrachen sie, seine Stimme und sein Behaben gaben zu erkennen, daß es unter solchen Bewandtnissen in der That heut' Nacht nicht Zeit sei, der „Verehrung der Madonn“ zu gedenken. Andrerseits war er ihrer sicher, verlangte sie offenkundig selbst jetzt danach und hatte sich bisher nur aus thörichter Mädchenart gesträubt; weshalb hätte sie ihm sonst die Mittheilung der über ihm schwebenden Gefahr gemacht? Die Kugeln waren in mehr als einer Schlacht um ihn geflogen, ihn befiel kein Schreck. „Und was verlangst Du dafür?“ fragte er.

Einen Herzschlag lang stockte Teda noch die Antwort. Dann entgegnete sie: „Ich sag' es Dir später — in einigen Stunden können sie hier sein, ein Mädchen ist hinüber, um sie zu rufen — das Mädchen, welches Dir heut' Morgen das Geld gebracht und am Abend — als ich noch thöricht war — mir half, die Kirchenthür geschlossen hielt."

Ja, sie war noch thöricht damals gewesen, in voller Erkenntniß kam's ihr überzeugend von den Lippen. Der Offizier mußte es anders auffassen und that's, doch zugleich stieß er einen Fluch des Grimms aus: „Enfer et damnation! Die blonde Dirn war's? Krieg' ich sie, sollen mes grenadiers ihr den Lohn zahlen!"

Er brach ab, es war ihm in wilder Rachsucht herausgefahren; zunächst galt es, der heranrückenden Bedrohung vorzubeugen und erfolgreich zu begegnen. Auch die beabsichtigte Einbringung einer kostbaren englischen Schiffsladung stand plötzlich in anderem Licht vor Walcourt, als vorher, wie er die Andeutung Dina Osterlohs unbeachtet gelassen. Er mußte Alles daran setzen, sich derselben zu bemächtigen, denn jedenfalls trug dies ihm reichsten Lohn ein. Einerseits Antheil an der eroberten Beute, andrerseits aber gelangte seine That unbedingt zum Ohr des Kaisers, der die Verhinderung eines Bruchversuches der Continentalsperre als besonderstes Verdienst ansah und auszeichnete. Die fiebernde Aufregung, welche den Wallonen bisher beherrscht, hatte ihren Anlaß gewechselt, doch sich noch

gesteigert; sein Denken lief schnell um, dann wandte er sich mit Teda nach dem Pfarrhaus.

Hier war der Pastor jetzt zurückgekehrt, Walcourt eilte zu ihm in's Zimmer, und auch Teda folgte. Remmert Osterloh sprach, daß er den Offizier vergeblich im Dorf gesucht, um ihn von einer ihm vielleicht drohenden Gefahr zu unterrichten; überrascht erfuhr er aus dem Munde des Gewarnten, daß dieser selbst bereits Kunde und genauestes Wissen davon besitze. Mit klug gewählten Worten wies Walcourt auf die geistliche Pflicht des Pastors hin, der Verletzung des Gebotes der weltlichen Obrigkeit entgegen zu wirken und seine Autorität über die Inselbewohner einzusetzen, um dem Vertreter der Regierung ihre Beihülfe wider den geplanten nächtlichen Ueberfall zu sichern. Erstaunt hörte er, wie Teda ihn mit dem Anruf an ihren Vater unterstützte: „Es gilt nicht um irdisches Gut, sondern den Unglauben auf Erden zu strafen und die Verirrten für die Seligkeit zu erhalten!“ Doch der Pastor bedurfte keiner Mahnung an seine Pflicht; er erwiederte: „Der Wille Gottes ist's, ich habe als sein Diener schon nach seinem Gebot gehandelt. Er helfe mir mit seiner Kraft, weiter zu vollbringen, was die Noth dieser Stunde meinem sündig-verlockten Menschenherzen aufzwingt.“ Er zog Walcourt zur Seite, leise einige Worte zu ihm sprechend; in den Augen des Wallonen blitzte es überrascht, mit einem Geleucht des Triumphs auf, und er versetzte: „Wenn Euer Glaube auch hugenottisch

ist, seid Ihr doch ein Werkzeug Gottes!“ Rasch seine Taschenuhr ziehend, fügte er hinzu: „Doch wir müssen das Nächste in's Auge fassen und für das frühere Kommen der Schiffsleute gerüstet sein,“ und er verließ mit Remmert Osterloh das Haus. Nicht von ihm weichend, wie ein Hund an seine Fersen geheftet, folgte Teda ihm ins Dorf nach.

Die Nacht war nicht dunkler als in ihrer Eintrittsstunde geworden, auch jetzt, schon stark über ihre Mitte hinaus, überlagerte ein fahler Schimmer Land und Wasser. Dagegen verstärkte der Wind sich mehr und mehr, für den Seegewohnten wohl noch kein Bedenken weckend, doch der Neuling hätte ihn fraglos Sturm genannt. Er war im Verlauf kurzer Stunden mit ungewöhnlicher Schnelligkeit aus Westen steil nach Süden umgesprungen und stieß durch die Luft mit dem eigenthümlich hohlen Ton dieser versetzten Windart, der wie die dumpf verbrausenden Schwingungen von Orgelröhren klang. So stand er der Flut jetzt entgegen oder trieb vielmehr das Wasser der beginnenden Ebbe vom Festland gegen die Inseln und ebenso vom Nordstrand der letzteren zurück; mit Tagesanbruch mußte eine außergewöhnliche Hochebbe eintreten. Und wie am Abend der Wind einem Boote das Hinausgelangen nach Nordwest erschwert hatte, so machte er ihm nunmehr die Rückkunft von dorther zu

langsam mühvollem Ankampf gegen die rücklaufenden Wellen.

Doch rang sich ein kleines Fahrzeug auf die Insel zu, und unentmuthigt handhabte Walmot Utsee darin die Ruder. Sie war nach langer, anstrengender Fahrt mit Freda zum Möveneiland hinübergelangt, wo die Böte von der englischen Brigg her noch immer die in Kisten und Ballen verpackte Ladung ausschifften. Wie Uwe bei seinem Eintreffen dort über das seltsame nächtliche Leben auf der kleinen Sandscholle hoch erstaunt gewesen, so hatte ihn nachher gleicherweise die Ankunft der beiden Frauen überrascht. Doch galt es nicht zu reden, sondern zu handeln; Ulbert befand sich grade anwesend und begab sich hurtig daran, die Forderung seines Bruders um Beistand zur Bewältigung der ihnen unvermuthet in die Quere gerathenen Franzosen zu erfüllen. Nur mußten die Matrosen sich erst auf dem eine halbe Stunde entfernt liegenden Schiff mit Waffen versehn; darüber verging eine lange, von Walmot ungeduldig durchharrte Zeit. Es drängte sie zurück, Tjalke und Roeluf vom Kommen der Hülfsmannschaft zu benachrichtigen; Uwe wollte mit ihr fahren, doch sie verweigerte es ihm, er solle gleich den übrigen Inselbewohnern völlig unbetheiligt an dem Ganzen bleiben. Sie saßen wartend auf den Ballen, über ihnen lärmten unsichtbar ohne Unterlaß Zehntausende der schon seit dem Mittag von ihrem Heimatboden aufgescheuchten Möven. Walmot sprach viel, ihr war die Zuversicht im Herzen aufgegangen, wie sie

in dieser Nacht die drei Franzosen auf der Insel zu Gefangenen machen würden, so werde auch das deutsche Volk sich unter einem neuen Schill aufraffen, um die ganze Heermacht Frankreichs zu überwältigen, zu verjagen und vernichten. Uwe und Freda waren zumeist stumm, tauschten untereinander kaum ein Wort. Nur einmal sagte jener: „Wer hätte an solche Nacht gedacht, als wir zum erstenmal hier waren. Wie anders schien damals die Sonne; weißt Du's noch?" Das Mädchen antwortete nur mit halblauter Stimme: „Ja"; es war nichts als die kürzeste zustimmende Erwiederung, daß sie noch daran denke, wohl auch in diesem Augenblick grad' gedacht habe. Aber den Hörer durchlief es aus der einfach natürlichen Entgegnung mit einem wundersamen Schauer, er mußte auf den windverhallten Ton des kurzen Wortes nachhorchen, wie wenn daraus noch etwas fortklinge, nicht für das Ohr, unnennbar, für ein traumartiges Empfinden. Dann saßen sie wieder schweigend, Walmot zuhörend, bis endlich Ruderschlag das Herannahen der Erwarteten kündete. Sie kamen noch nicht selbst, doch ein Boot mit Waaren brachte Nachricht, daß sie nachfolgten und ohne hier anzulaufen gradwegs auf die Insel zuhielten. Nun duldete es Walmot nicht länger, sie eilte nach ihrem Fahrzeug; Freda begleitete sie und hob ebenfalls den Fuß zum Einsteigen. Doch plötzlich wandte die erstere sich und sagte: „Es ist besser, daß Dattje hier zurückbleibt, bis Alles vorüber ist. Drüben könnte eine Gefahr auf Dich warten und hier bist Du im

sichersten Schutz.“ Freda machte eine halb schreckhafte Bewegung und erwiederte stotternd: „Nein — Du darfst nicht allein, Mutter — kannst nicht — der Wind hat sich gedreht, steht gegen Dich.“ Doch Walmot lachte: „Wer hat mir geholfen, eh' das Wasser Dattje zu mir gebracht? Es ist immer mein Freund gewesen, seit ich so alt war, wie Du jetzt, und wir verstehn uns aufeinander. Oder glaubst Du, ich sei zu alt dafür geworden? Das will ich Dattje zeigen und will sie nicht mit haben, sondern allein fahren. Wenn's Tag wird, bin ich wieder da.“ Es klang scherzend gesprochen, aber hörbar ihr entschiedener Wille daraus hervor, daß das Mädchen ungefährdet hier zurückbleibe. Eine stichhaltige Begründung ihrer Furchtsamkeit konnte Freda nicht vorbringen, denn wirkliche Gefahr drohte nicht. Sie blieb lautlos und unbeweglich stehn und sah das Boot verschwinden.

So brachte mühsames Aufgebot ihrer von den Jahren in der That noch nicht geschwächten Armkraft Walmot jetzt allein zur Insel zurück. Doch war es hohe Zeit, daß sie eintraf, sie hatte zuletzt nicht mehr mit den Wellen, sondern eher mit dem Mangel derselben zu kämpfen; die Ebbe schritt außerordentlich rasch vor, nur eben noch vermochte das Boot den Dünenstrand zu erreichen. Als sie anlandete, trug der Wind vier Schläge von der Kirchthurmuhr herüber, es zählte zur großen Seltenheit, daß man sie bis hierher hörte. Indeß Walmot achtete kaum darauf, nicht das Ohr, ihr Auge nahm sie voll in An=

spruch. Schon von der See aus hatte sie Ungewöhnliches auf der Insel bemerkt, ein Geflimmer heller Puncte in der Richtung des Dorfes. Es mußten Windlichter sein, wie sie bei einem nächtlichen Unglücksfall auf dem Meer benutzt wurden, aber ein solcher konnte nicht in Rede stehn. Augenscheinlich jedoch herrschte nicht Schlaf, sondern waches Leben im Dorf; Walmot wußte keine andere Erklärung dafür, als daß Roeluf und Tjalke aus ihr unbekanntem Anlaß sich doch genöthigt gesehen, die Inselmänner aufzurufen, um sich der Franzosen zu versichern. Vielleicht hatte der Offizier sich mit Gewalt Tedas zu bemächtigen gesucht.

Unruhe trieb die ans Ufer Springende, sie lief an ihrem Haus vorüber, in dem Alles leblos still und dunkel war, dem Dorf zu. Wie sie an die Landenge kam, rief die Stimme Roelufs fragend, zweifelhaft ihren Namen; er wartete hier, während Tjalke jenseits der Düne Ausschau auf die See hielt. In wenig Secunden erfuhr Walmot, was die beiden Zurückgebliebenen gesehn und gehört, daß den Franzosen Alles verrathen worden sei, sie wüßten von dem Kommen der Schiffsleute, und der Offizier habe Remmert bewogen, die Fischer ihm gehorsam und dienstbar zu machen, um mit ihrer Hülfe die Schleichhändler zu überwältigen und sich in den Besitz der englischen Waarenladung zu setzen. Die Hörerin stand einen Augenblick nach Luft ringend, dann stieß sie aus: „Wer hat's gethan?" Doch eine Beantwortung der

Frage kam jetzt nicht in Betracht, und Walmot setzte gleich darauf entschlossen den Fuß wieder vorwärts. „Was hast Du vor?" fragte Roeluf. — „Hinüber, zu ihnen." Er folgte ihr, und sie drehte sich: „Nein, bleib' Du zurück!" Aber er entgegnete mit ruhiger Bestimmtheit: „Wo Du büst, bün ik ok." Nun suchten sie Tjalke und überschritten mit ihm zusammen die Landenge.

Zwischen dem Pfarrhaus und der Kirche befand sich eine eigenthümliche Menschenansammlung. Von Windlichtern erkennbar beleuchtet, bildeten die Dorfmänner einen Halbkreis, weiter zurück hielten sich die Frauen und Kinder, alle Bewohner der Insel waren wach und zugegen. Vor den Zusammenberufenen stand Remmert Osterloh, seitwärts Egide de Walcourt mit seinen Soldaten, vom Rande her blickte neugierig-stumpfsinnig das Gesicht Dinas; sie trug nur einen gegen die Kälte übergestülpten Rock über ihrem Nachtanzug um den Leib und war augenscheinlich aus dem Bett gekommen, das Haar hing ihr in Strähnen auf die halbnackten Schultern. Der Pastor hatte lange gesprochen, es war weniger eine weltliche Anrede oder Mahnung als eine Predigt gewesen; seine Hand hielt sich deutend auf die Kirche hinübergestreckt, während seine Augen, mit einem überirdisch leuchtenden Glanz aufgeschlagen, zum Himmel emporblickten. Man sah, er selbst hatte eine schwere Prüfung bestanden, sich als Sieger aus ihr hervorgerungen und rief die ihm anvertraute Gemeinde zu gleichem Kampfe gegen irdische

Schwäche auf. Seine Gedanken waren nicht mehr bei dem vergänglich weltlichen Anlaß seiner Pflichterfüllung, nicht in der Zeitlichkeit um ihn; mit dem Blick des Geistes richtete er sich einzig auf das bedrohte ewige Heil der einst von ihm geforderten Seelen, wie auf das seiner eignen. Die Fischer standen wortlos, ihre Mienen zeigten zumeist unschlüssige Verdutztheit, doch es ließ sich deutlich gewahren, daß die Worte des Predigers starke Wirkung auf sie geübt, religiöse Furcht in ihnen geweckt hatten. Nun löste sich zum erstenmal eine Zunge aus ihrer Mitte: „Da is ok Frouwe Utsee“, und ein Gemurmel folgte nach: „Wat meent se?“ — „Wat seggst Du?“

Walmot war immer rascher herzugelaufen und bedurfte einiger Athemzüge, um sprechen zu können. Ihr Anblick rief einen freudigen Ausdruck in den Zügen Remmerts hervor, regte ihm ein Gedenken und eine Hoffnung. Das Gebot Gottes hieß auch irdische Klugheit nutzen, um die Schwachen zu stützen, und der Pastor sprach laut: „Du kommst von höherem Willen gesandt, Walmot, daß Dein Mund ihnen Gehorsam unter die Obrigkeit rede, wie er's damals gethan, als das Geheiß der Namensänderung an sie ergangen.“

Doch sehr Anderes flog ihm von den Lippen Walmot Utsees entgegen. Nicht als Antwort auf seine Mahnung, sondern als Aufruf an die Dorfmänner: „Seid Ihr Friesen? Seid Ihr Deutsche? Was steht Ihr und besinnt Euch! Wollt Ihr zu

Verräthern an Euren Landsleuten und Eurem Vaterland werden? Wollt Ihr seinen Todfeinden helfen, Eure friesischen Brüder vor ihr Blutgericht zu bringen? Männer, die ihr Leben dran wagen, ihren kranken Vater vor Schande, Jammer und Tod zu retten! Unser Wille war, Eure Hand solle nicht mit uns sein, aber die Noth drängt, daß Ihr müßt. So legt Hand an die Franzosen, damit wir keine Angeber unter uns haben. Ihr Blut soll nicht fließen, wir gelobens Euch zu, nur mit fort nach England müssen sie.“ —

Wie ein Stoßwind in todte Stille fielen die einfach=beredten, doch aus innerstem Herzen aufströmenden Worte in die schweigsame Haltung der Dörfler. Sie rissen die schwerfälligen Gemüther derselben nicht mit sich fort, aber man sah, sie hatten die von der Ansprache des Pastors hervorgerufene Wirkung ins Wanken gebracht. Eine Aeußerung fiel: „Se schüllt dat mit de Franzosen utmaken, as se könt;“ und mehrere Stimmen pflichteten bei: „Wi wüllt nix damit to dohn hebbn.“

Der Offizier blickte ungewiß, betroffen=überrascht drein und trat mit einer Frage an die unweit von ihm befindliche Teda hinan. Zugleich schritt Remmert Osterloh gegen Walmot vor und hob seine warnende, schmerzlich=bebende Stimme: „Weib, ist das Deine Liebe zu den Menschen, daß Du sie auf die Pfade des Bösen rufst und ihre Seelen verderben willst in Zeit und Ewigkeit?“

Doch eh' er fortzufahren vermochte, stand Roeluf fest aufgerichtet vor ihm und sprach ihm sicher entgegen: „De hett nix Böses dahn, Pastor Remmert, so lang as se lewt. De hett keen Seel verdorwen, hett blot, wat sik sülbn un ehr mit verdorwen harr, ut'n Swinkaben upsökt un wedder to'n Minschenseel makt. Weer'n mehr vun ehr Slag oppe Welt, denn harr'n de Minschen keen Hülp vun baben nödig. Dat se ggik, de dat weet; smit Din Steen op wem Du wist, awer vör De hol' Din Tung!"

Ein Ruf Tjalkes von der Düne her scholl drein: „Se kamt!" — Hier herup, Jungens!" Man hörte Stimmen von der See her antworten, das Blut fiel aus dem Gesicht des französischen Offiziers, ohne die Unterstützung der Fischer mußte er mit den Seinigen der Uebermacht erliegen. Es galt einen letzten entscheidenden Versuch, scheinbar ungeschreckt befahl er mit zuversichtlichem Tone seinen Soldaten, das Weib als Aufrührerin zu ergreifen. Er trug statt seines von Uwe zerbrochenen Degens das Seitengewehr eines seiner Begleiter, riß es aus der Scheide und rief gebieterisch, jeder, der dem Kaiser in dieser Stunde nicht gehorche und Beistand weigere, verliere Haus und Herd, Leib und Leben. Durch die Hörer ging ein Gesurre: „De Engländers schüllt ok wegbliewen — se süllt em laten — ropt se to — dat geiht us sunst an'n Kopp."

Die Soldaten waren auf Walmot zugeschritten, doch Roeluf trat gegen den Vordersten, der die Hand

nach ihr streckte: „Wat wist Du? Weg mit Din Füst!“ Er schleuderte den Franzosen kraftvoll zurück, mit einem Fluch schrie Walcourt: „Stoßt jeden nieder, der sich widersetzt!“ Hinter dem Rücken des ersten Soldaten vor fällte sich aufblitzend das Bayonett seines Nachfolgers und stieß sich in der nächsten Secunde bis an die Beuge in die Brust Roelufs. Der Durchbohrte schlug zu Boden, er konnte noch vom Mund bringen: „Ik starw vör Di, Walmot, — dat warrd mi licht —,“ und er lag todt ausgestreckt.

Ein letzter Versuch des Wallonen war's gewesen, sich durch Schrecken Gehorsam zu erzwingen; doch die drohend jetzt vorstarrenden Köpfe der Dörfler besagten, das gewaltsame Mittel habe seinen Zweck verfehlt, eher das Gegentheil bewirkt. Von der Düne klangen die schweren Fußtritte der heranlaufenden Matrosen, aber die Inselbewohner rührten keinen Arm, um jene von ihrem Vorhaben abzuhalten. Das Spiel war für die Franzosen verloren, Walcourt erkannte es und gebot seinen Soldaten: „Zurück — in die Kirche und die Thür verrammelt!“

Da scholl plötzlich den Fliehenden von der Südseite der Insel lauter, vielstimmiger Zuruf entgegen. Mit günstigstem Wind waren vom Hafen der Stadt Norden her seit zwei Stunden drei Segelbote pfeilgeschwind nordwärts geflogen, doch schon weit vor dem Inselufer auf wasserlos ebbenden Sand gelaufen. Ohne zu säumen indeß hatten sich anderthalb Dutzend französischer Douaniers und Mauthsoldaten, die alle

Hafenorte Ostfrieslands erfüllten, herausgeschwungen und, die Fahrzeuge zurücklassend, im Laufschritt den Weg nach ihrem Ziele fortgesetzt. Nun waren sie da, kamen gerade im wichtigsten, entscheidenden Augenblicke, noch ehe die Franzosen die Kirchenthür erreicht hatten. Walcourt wendete sich triumphirend um und rief Remmert Osterloh zu: „Das wird Euch der Kaiser gedenken!"

Die Minute hatte eine völlige Umwandlung mit sich gebracht und die französische Partei zu dreifacher Ueberzahl verstärkt. Tjalkes Stimme klang: „Torügg! Dat helpt nich!" Die Inselmänner, die einen Augenblick Miene gemacht, sich auf die Seite ihrer Landsleute zu schlagen, verhielten sich wieder antheillos abwartend; von den erschreckt hierhin und dorthin stiebenden Frauen und Kindern tönte Geschrei. Es waren flüchtige Bilder eines wirren Durcheinanders; der Pastor hielt den Blick zum Himmel gehoben und sprach: „Ich danke Dir, o Herr, daß Du Deine Verheißung bewährt hast, in der höchsten Noth der Retter der Deinigen zu sein."

Walmot hatte, an der Leiche Roelufs niederknieend und ein paarmal mit der Hand über seine Wangen streichelnd, schluchzend „Slap godt, min Ol," gesagt. Dann war der Dank ausdrückende Ruf des Offiziers ihr ans Ohr geschlagen, sie richtete sich hastig auf, sah Remmert Osterloh starr an und sagte, als wehre sie gewaltsam etwas von sich ab: „Wer

hat die Franzosen — Du hast sie nicht gerufen — sag', daß Du's nicht gethan!"

Der Befragte wandte ihr die Augen entgegen, doch sie hielten vor den ihrigen nicht Stand, sondern gingen ihnen mit einer Scheu vorüber, wie vor langen Zeiten, als er im Dämmerlicht zu ihr gekommen, um bei der Ausübung seines seelsorgerischen Berufes ihrem Blick nicht zu begegnen. Sein Mund aber erwiederte: „Der Allmächtige that es durch mich und kündet Dir, was sein Rathschluß gewollt. Sein Wille geschieht im Himmel und auf Erden."

Ein Zucken fuhr durch die Lider Walmots, ihre Lippen wollten etwas übermächtig aus der Brust Heraufbrechendes von sich stoßen. Doch nur einen Herzschlag lang kämpfte sie dagegen, dann fiel alle haßerfüllte Bitterkeit von ihrem Gesicht, über das ein wehvoller Ausdruck tiefsten Mitleids ging. Und mit schmerzlich durchbebter Stimme, doch seltsam ruhigen, schlicht-hoheitsvollen Tons gab sie ihm Antwort: „Deine Menschenliebe tödtet, verdirbt auf Erden Weib und Kind, Eltern und Vaterland. Du kannst nicht anders, Remmert Meynolts; ich aber danke dem, was mir Leben gegeben hat, daß ich nicht Du bin."

Es war das Letzte, was gesprochen wurde, auch das Auge nahm gleich danach nichts mehr gewahr, als dunkle Umrisse. Die Dörfler hatten in instinctiver Regung ihre Windlichter ausgelöscht, nur der fahle Nachtschimmer blieb, und ein erster matter, kaum noch unterscheidbarer Strich im Osten verkündete das

zögernde Herankommen des neuen Tages. Der Platz zwischen der Kirche und dem Pfarrhaus lag vereinsamt, Alles war verschwunden. Die Fischer begaben sich wortlos nach ihren Häusern, in der Kirche, durch deren Finsterniß sich ein Fuß fortgetastet, kniete der Pastor Remmert Osterloh betend vor dem nächtig unsichtbaren Altar; neben ihm auf den Boden hingefallen lagen noch die Decken und Kissen, welche Teda zur Einrichtung eines warmen Ruhelagers für die Nacht am Abend dorthin getragen. Auf dem windüberbrausten Inselgrunde stand allein vor der Leiche Roeluf Utsees Dina Osterloh. Ein dunkler Trieb, aus Neugier und Schadenfreude gemischt, hatte ihren Fuß zu ihm hinanbewegt, sie bückte sich und fühlte mit der Hand nach seinem noch nicht völlig erkalteten Gesicht. Zwischen ihren Lippen kam ein langsames Gemurmel hervor: „Ein Narr war's, und jetzt hat er's dafür am Besten. Wenn's vorher nicht schlimm wär' — kannst Du's nicht sagen, Dorschkopf?“ Sie rüttelte an dem Todten, als hoffte sie, ihn noch einmal zum Antwortgeben auf ihre Frage ins Leben zurückzubringen; dann schauderte sie frostig in ihrem verlotterten Nachtanzug zusammen, wandte sich nach dem Pfarrhaus und wickelte sich wieder in ihr Federbett.

Nun war's lautlos still auf der ganzen Insel, nur draußen, wo die Ebbe und der heftige Südwind den Meeresboden weithin trocken gelegt hatten, tönten Rufe, bewegte sich eine lärmende Jagd. Die Doua=

niers setzten Tjalke und den Matrosen nach, welche zu Fuß in die Nähe ihres Schiffes zurückzugelangen trachteten, doch zugleich ihre, der Gegend unkundigen Verfolger von der Waarenladung auf dem Möveneiland abzulenken suchten. Drum eilten sie nicht nach Westen zu, sondern mehr nordwärts; der karge Dämmerschein hätte ihnen verstattet, sich bei ihrem Vorsprung völlig aus dem Gesichtsfeld der Franzosen zu entrücken, aber sie lockten diese absichtlich in der falschen Richtung hinter sich drein. Manchmal knallte ein Schuß, indeß ohne sein Ziel zu treffen, aus den Büchsen der Mauthsoldaten, der Sturm verschlang schnell den kurzen Aufhall. So zogen die Flüchtlinge sich nach Norden zurück, und ihre Gegner folgten; dann beschleunigten die ersteren plötzlich ihren Lauf, entschwanden aus dem Blick der Douaniers und wandten sich, in rechtem Winkel umbiegend, hurtig westhin.

Walmot war an ihrem Hause vorübergeeilt, um den nächsten Weg nach der Möveninsel einzuschlagen. Trauer um Roeluf füllte ihr das Herz, doch dem Todten war nicht mehr zu helfen, und Beängstigung um die Lebendigen, vor Allem um Freda ließ sie alle Kraft zum Vorwärtskommen anspannen. Aber sie hatte den Weg zu Fuß noch nie gemacht, die stürmische Aufregung des Innern beirrte ihre Sinnesschärfe, ihr Findungsvermögen, und sie lief fehl, zu weit nach rechts hinüber.

Noch ein drittes, dunkles Häuflein trachtete auf dem wasserlosen Sand der kleinen Landscholle zu.

Egide de Walcourt hatte den, ihm unverhofft-frühzeitig zur Hülfe eingetroffenen Douaniers rasche Aufklärung und Weisung gegeben, dann eilte er den Voranstürmenden mit seinen beiden Soldaten nach. Doch wie er über die Düne an den Strand gelangte, flog, wie schon einmal heut Nacht, etwas Dunkles hinter ihm, griff athemberaubt nach seinem Arm. Teda war's, die den Blick nicht von ihm gelassen, so lange die Windlichter ihn zu erkennen verstatteten; als diese erloschen, hatte sie ihn secundenlang aus dem Gesicht verloren. Nun hielt sie ihn wieder und stieß, den Douaniers nachdeutend, aus: „Sie gehen falsch, die Möveninsel liegt dorthin!“ Der gleichfalls ortsunkundige Offizier rief den Verfolgern der Matrosen nach, aber der Sturm ließ seine Stimme nicht bis zu ihnen dringen. Tedas Hand, wie von Fieber brennend, zerrte an der seinigen: „Ich zeig' euch den richtigen Weg — schnell — daß sie nicht — daß eure Beute euch nicht fortkommt!“ Den Irrthum der Douaniers mit einem Fluch verwünschend, leistete Walcourt ihrem Drängen Folge; ihre Mahnung, daß er sich als Erster der ausgeschifften Ladung bemächtigen müsse, fand Widerhall in seinem Ehrgeiz und seiner Gewinnsucht. Sie drehten sich in die von Teda gedeutete Richtung, ihr verschärfte das Sieden des Blutes die Sinne, ließ sie mit dem Instinct eines Thieres den nächsten Weg nach ihrem Ziel treffen.

Ohne Ahnung von den Vorgängen drüben hatten Uwe und Freda lange Nachtstunden allein zusammen

verbracht. So weit voneinander sitzend, daß sie ihre Züge wechselseitig nicht zu unterscheiden vermochten, redeten sie über das nächtliche Ereigniß und welcher Ausgang desselben zu vermuthen sei. Was vorher im Laufe des Abends geschehen war, berührten sie mit keinem Wort; als der Gegenstand ihres Gespräches sich völlig erschöpft hatte, saßen sie schweigend, bis das Befremdliche, das in solchem wortlosen Beisammensein lag, ihnen gleicherweise unertragbar werden mochte. Sie suchten beide, die bedrückende Stille zu beenden, und fanden ein Mittel in ihrer gemeinsamen Liebe zum deutschen Vaterlande, über dessen Unglück und Hoffnungslosigkeit sie ihr Denken und Empfinden austauschen konnten, wie sie es vormals so oft miteinander an dem alten Kinderspielplatz in der Düne gethan. Unvermerkt geriethen sie davon weiter auf die Welt und das Menschenleben überhaupt, so weit ihre Kenntniß reichte oder sie in sich selbst eigne Anschauungen ausgebildet hatten, und es kam zum erstenmal über die Lippen Uwes, daß seine innerste Ueberzeugung unwiederbringlich von den Lehren Remmert Osterlohs abgefallen sei und daß er niemals zu ihrem Verkündiger werden könne. Er habe es manchmal dunkel schon in Knabenzeit gefühlt, doch eine zu starke Macht sei über seinem Selbstwollen gewesen und habe wider Das gestritten, was Walmot ihm mählich im Gange der Jahre in's Herz und in die Vernunft eingepflanzt. Nun indeß kenne er sich selbst und wisse, was er wolle. Er war entschlossen, von der Insel fortzu-

gehen, sich durch Unterrichtgeben mit dem, was er gelernt, zu erhalten und sich so auf einer Universität die Kenntnißaneignung für einen neuen Lebensruf zu ermöglichen. Unwillkürlich entfuhr Freda ein Ruf: „O hätt' ich doch --", aber sie verschloß, den Rest abbrechend, hastig den Mund. Der Wunsch hatte ihr laut werden wollen, daß sie die Mitgift ihrer ersten Wellenwiege nicht nutzlos in die Hände des französischen Offiziers geliefert hätte. Allein das gehörte auch zu den Dingen, deren Berührung das Wechselgespräch vermied, und befangen schwieg sie.

Ab und zu, ungefähr in Zwischenpausen einer Stunde kam ein Boot zum Ausladen von Waaren von der Brigg herüber und verschwand nach einer Weile wieder. Die Beiden halfen beim Verbringen der Ballen an's Land, dann waren sie abermals allein, und es verging eine Zeit, bis sie die unterbrochene Rede auf's Neue anzuknüpfen wußten. Am Klang der Stimmen ließ sich vernehmen, daß sie beim Sprechen die Gesichter sich zugewendet hielten, doch das Auge nahm nichts davon gewahr. So rannen langsam die Stunden der Nacht:

Dann hoben Uwe und Freda einmal gleichzeitig den Kopf und drehten ihn zugleich rasch wieder ab. Unbemerkt war der Ostschimmer mit breiterem Strich am Horizont aufgerückt, ein erster bleicher Morgenschein begann die Insel zu übergleiten, und in ihm hatten sich zum erstenmal die Blicke der Beiden getroffen, unterschieden ihre Gesichter. Wie mit einer

Sinnesverwirrung überkam es Uwe. War es möglich, daß erst ein Tag rundgegangen, seitdem er in diesem selben fahlen Dämmerlicht, aus dem Traum aufwachend, ungläubig die Züge der neben ihm schlafenden Teda erblickt hatte? Er sprang mechanisch auf; undeutlich ließ das Morgengrauen etwa eine halbe Stunde entfernt den Rumpf und die Masten der englischen Brigg aufdämmern, halbwegs von ihr her zog ein dunkler Punct heran, das wieder zum Ausladen kehrende Boot.

Da klang plötzlich, vom Südwind getragen, ein Ruf durch die Stille bis über die Dünen herüber: „Das Wasser ist seicht — grad' durch!" Es war die Stimme Tedas. Uwes ruckhaft emporgefahrener Kopf erkannte auch ihre Gestalt, die anhaltlos durch die mit Wasser angefüllte Rinnenvertiefung vor der kleinen Insel hindurchlief; dicht hinter ihr folgte der französische Offizier mit seinen beiden Soldaten.

Vom Mund Uwe flog's: „Was ist das?" Er begriff's nicht, hielt's für einen Trug der Sinne; nur ein heftiges Aufklopfen des Herzens widersprach, redete ihm die Wirklichkeit, eine drohende Gefahr für Freda stürme dort heran. Das Boot, das ihn hergebracht, war nicht erreichbar, lag in dem Rinnsal grade vor den Kommenden; er sah's, griff nach der Hand des Mädchens und riß es im Nu mit sich fort, nach der andern Seite über die Sandhügel an den nördlichen Strand des Eilandes hinüber.

Sie waren noch von Niemandem gewahrt worden,

die Franzosen überrannten jetzt den südlichen Dünenwall und stießen ein Triumphgeschrei aus, wie sie als Lohn ihres nächtlichen Geschwindmarsches die aufgestapelten Kisten und Ballen entdeckten. Mit begierigem Blick, alles Sonstige vergessend, musterte Egide de Walcourt seine reiche Beute, nur Teda achtete nicht auf diese, warf ihre Augen blitzschnell umher und stürzte weiter. Ihre Stimme klang: „Sie müssen hier sein – das Boot liegt am Strand — sucht sie!“ Sie flog zur jenseitigen Düne, während die Andern ihre Prüfung der Waaren eifrig fortsetzten; doch dann stand sie droben und rief aus athemloser Brust zurück: „Da sind sie — hierher!“ Nun besann Walcourt sich und kam, krampfhaft faßte Teda seinen Arm und stieß hervor: „Da ist mein Lohn, den ich verlangt — daß Du ihn freigiebst — aber greift die Dirne, die Dich verhöhnt hat – die ihm schamlos bei Nacht hierher nachgelaufen ist, um ihn zu verlocken —“

Hier am Nordrand der Insel versperrte das Wasser den weiteren Ausweg, und von den drei schwarzen Felsgesteinen, die wie immer seit Menschengedenken halb aus den Wellen aufragend lagen, standen hülflos Uwe und Freda. Wie auf etwas Unglaubliches starrend, blickte der erstere noch sprachlos in das Gesicht Tedas; nun riß er seine Gefährtin mit sich ins Wasser, drängte sie schützend hinter einen der Steine, und jetzt fand seine Lippe laute Antwort: „Du? Du hast uns den Franzosen verrathen? Von Deiner falschen Zunge will ich keine Freiheit!“

Aus seinen Lidern flammte ihr mehr noch als von seinem Munde tödtliche Verachtung entgegen; Alles geschah, eh' die wilden, die angstvollen, die triumphirenden Herzschläge ein Dutzendmal dort und hier die Brust durchtobten. Der Wallone rief seinen noch erst nacheilenden Soldaten: „Greift den Burschen lebendig, daß ich ihm seinen Lohn zahle, dann nehmt als euren die Dirne!" Zugleich fragte Uwe, den Kopf wendend, in fliegender Hast: „Dattje, willst Du lieber mit mir untergehn, als lebend in ihre Hände kommen?" Zum erstenmal seit der Nacht begegneten sich ihre Augen mit einem wundersam aufstrahlenden Blick, und „Ja" kams von Freda zurück. Einen überwältigenden Schauer lang stand Uwe wie gebannt, reglos, nur sein Mund brachte hervor: „Das war sie!" Es war die Stimme, welche ihm gestern Morgen im Traum das gleiche Wort erwiedert hatte, und derselbe Ton klang ihm daraus bis ins Herz hinein. Nun rief er jauchzend: „So komm!" und sein Arm schlang sich um sie.

Zugleich aber brach drüben ein furchtbarer Angstschrei von den Lippen Teda Osterlohs: „Gott verzeih's mir, ich konnt's nicht anders!" Sie schlug vornüber auf den Boden nieder und grub mit krampfhaften Zuckungen ihr Gesicht in den Sand. Der nämliche Zusammenbruch nach dem Austoben beherrschungsloser Leidenschaft war's, der das achtjährige Kind schon einmal mit denselben Worten so zur Erde geworfen; wie ein Hülferuf gegen ihr eigenes Selbst jammerte es in den hohlbrausenden Wind.

Doch noch Eins erneute sich, was die alten Steine ähnlich einst gesehn. Uwe hatte Freda etwas zugerufen, und ohne Zaudern eines Augenblicks folgte sie seinem Geheiß, riß ihre schwerhindernden Kleider herab und lief, von seiner Hand umfaßt, mit ihm behend gradaus in die See. Vielleicht ein halbes Hundert Schritte, dann wich der Boden unter ihren Füßen.

„Ihnen nach! Schießt sie wie Seehunde im Wasser nieder!“ schrie der Offizier. Doch wie er die Stirn dabei drehte, sah er seine Soldaten zurückstutzend, mit der Hand rechts hinüber deutend. Ein wilder Fluch entfuhr dem Wallonen, in anstürmendem Lauf kamen die Matrosen schon dicht von Osten her auf die Insel zu. Ihrer Uebermacht gegenüber blieb für den Augenblick keine Wahl, knirschend gebot Walcourt den Seinigen den Rückzug. Sie eilten, das Eiland verlassend, in entgegengesetzter Richtung über den Wattensand davon, noch einmal als Flüchtlinge, wie in der Nacht vor der Kirche.

Aber auch die Schiffsleute waren Flüchtlinge, dachten nicht an Kampf mehr, sondern nur an eigne Rettung; das Morgenlicht hatte sie den Douaniers verrathen, und diese folgten ihnen jetzt, wenn auch noch in ziemlicher Entfernung, sicher nach. An ein Zurückschaffen der Waaren ließ sich nicht mehr denken, es galt allein ums Leben. So wiederholte sich hier auf dem trocken gelegten Meeresboden sonderbar der nächtige Vorgang von drüben, doch die Matrosen be-

saßen gewichtigen Grund, der Möveninsel zuzutrachten. Auf ihrem Irrweg war Walmot zu ihnen gestoßen, hatte ihnen berichtet, daß ihr Boot dort liege, und dies bot die einzige Möglichkeit eines Entkommens für die Bedrängten. Glücklich erreichten sie's, Walmot dagegen lief hastvoll über die Düne und rief die Namen Dattjes und Uwes. Umsonst, es kam keine Antwort, sie befanden sich nicht mehr auf dem Eiland. Entweder mußten sie, die nahende Gefahr erkennend, den Rückweg über die Watten eingeschlagen haben, oder wahrscheinlicher noch hatten sie sich mit dem Ausladeboot des Schiffes geflüchtet. Zu jedem Bedenken gebrach die Möglichkeit, Tjalke rief drängend, zog halb mit Gewalt Walmot an den Strand zurück. Es war höchste Zeit, das schwerbeladene Boot bewegte sich, in der Rinne fortschwimmend, nur langsam vorwärts. Als es ins tiefere Wasser gelangte, kamen die Verfolger bis auf Schußweite heran; ihre Büchsen knallten, doch die Kugeln schlugen nur rechts und links von dem Fahrzeuge ein, das seinen Lauf gegen die Brigg nahm.

Dem gleichen Ziel hielten Uwe und Freda zu, oder vielmehr dem Boot, das ahnungslos von jenem herkam. Freda konnte nicht schwimmen, und Uwe mußte sie mit sich vorwärts bringen; es war ihm trotzdem gelungen, sich seines Rockes zu entledigen, aber die andern Kleidungsstücke und die Stiefel zogen ihn schwer herunter. Er bot alle Kraft auf, doch manchmal, wenn er vorspähend den Kopf hob, verließ

ihn die Hoffnung, das rettende Fahrzeug noch zu erreichen. Dennoch war nichts von Angst und Verzweiflung, nur ein unnennbares Glück in ihm. Sein bisheriges Leben lag hinter ihm wie ein Traum, aus dem er in dieser Stunde zum erstenmal erwacht sei. Klar, leuchtend, Alles in seiner Brust ausfüllend, durchpochte es ihn, er habe nicht Teda, habe immer Freda geliebt.

Und doch war's auch traumhaft, wie neben ihm im kalten, bleichen Frühlicht über dem weißen Nacken ihr goldhelles Haar gleich Sonnenstrahlen auf dem Wasser zurückfloß. So hatte es sich schon einmal um ihn gelegt, wie er sie als Knabe aus der Flutnoth heimgetragen und plötzlich mit tödtlicher Angst ausgestoßen: „Dattje — Dattje — wo bist Du!"

Ihm klang's in diesem Augenblick seltsam im Ohr auf und kam's zum erstenmal, weshalb er damals nicht „Freda" gerufen, wie er sie sonst stets genannt. Walmot hatte ihm einmal geantwortet, sie heiße das Mädchen Dattje, weil sie es so lieb habe, wie sonst Keiner auf der Welt. Sein Mund hatte seit dem Tag wohl „Freda" wie zuvor fortgesprochen, doch in seinem Herzen hieß sie Dattje, und wenn dies aufschrie, mußte es sie so rufen.

Wie schwebend dahingetragen, hob sein seelisches Empfinden ihn zeit- und raumlos auf beseligenden Schwingen, aber die Kraft seines Körpers brach. Freda fühlte, daß er zu Tode erschöpft sei und sagte: „Du kannst nicht mehr — laß mich." Er rang weiter;

nun schlang ihr Arm sich hastig-kurz um seinen Hals, mit einem augenblicksflüchtigen Kuß suchten ihre Lippen ihn, und ehe sie seinen Kopf niedergezogen, hatte sie sich von ihm losgemacht. Halb nur verständlich kam ihm herüber: „Ich war glücklich genug — leb' wohl!"

Er schrie wie damals als Knabe auf: „Dattje — wo bist Du?" Ein weißer Schimmer sank lautlos neben ihm in die Tiefe, nur letzte blonde Fäden schwammen noch über dem Wasser. Ein ungeheurer Strom der Lebenssehnsucht und der Liebe durchschoß ihm aus dem Herzen alle Glieder, verlieh ihnen einen Willen über ihre natürliche Kraft hinaus. Seine Hände tauchten nieder, umfaßten die Versinkende, rangen sie noch einmal wieder empor. Seine Brust stöhnte: „Ich will sein, wo Du bist — mit Dir —', und mit der Anstrengung der Verzweiflung zog er ihren Kopf an den seinigen herauf. Doch die Besinnung verließ ihn, er hörte nicht mehr, daß vor ihm ein Ruf scholl. Mechanisch machten seine Arme noch einige letzte Schläge, seine Hand stieß gegen etwas Hartes und umklammerte es mit bewußtlosem Instinct des Lebens —

Es war ein Ruder des herzugekommenen Bootes, der Schiffer hatte verwundert die mit den Wellen Kämpfenden gewahrt und schleuniger auf sie zugehalten. Um eine Minute später waren sie gerettet, sicher in dem Fahrzeug geborgen. Sie begriffen es selbst noch kaum, die Welt lag wie aus einem Märchen ihrer Kindertage um sie her. Der Wind heulte, im grauen

Anbruchslicht des kalten Octobermorgens rieselten die Wassertropfen noch wie blinkende Perlen von den Gliedern Fredas. Aber sie fror nicht, sie dachte nicht an ihre Blöße. In hoher Mädchenunschuld saß sie, den glänzenden Arm um Uwe geschlungen haltend, und blickte ihn mit seligen Augen an. Er sagte: „Du wolltest von mir, Dattje, mich allein lassen?“ Da röthete ihr Scham das Gesicht, denn sie antwortete: „Ich wäre ja für Dich gestorben an jedem Tag von unserer ersten Kinderfreundschaft an“, und sie verbarg bei dem Geständniß vor seinem Blick den Kopf an seiner Brust. Der Schiffer hatte sein Fahrzeug gewendet und ruderte wieder der Brigg entgegen; von linksher kam das Matrosenboot über's Wasser, binnen Kurzem erkannten die Insassen sich wechselseitig. Nun trafen sie zusammen, freudige Rufe gingen herüber und hinüber, dann schwang Walmot sich gewandt aus ihrem Boot in das andere, riß hurtig ihr Oberkleid von sich, warf es mit den Worten: „Dattje muß ja frieren“ über Freda und entzog die liebliche Gestalt des Mädchens den Augen der Schiffsleute.

Auf der Möveninsel drüben waren die Douaniers mit der Musterung des in ihre Hände gefallenen werthvollen Fanges beschäftigt. Auch Egide de Walcourt hatte sich dorthin zurückgewandt und erhob seinen Anspruch, daß er bereits vorher, als der Erste von der Ladung für den Kaiser Besitz ergriffen habe. Dann besann er sich und schritt den nördlichen Dünenabhang hinan. Jenseits desselben, dicht vor den schwarz

aus dem Wasser ragenden drei seltsamen Steinen lag noch eine dunkle Gestalt am Boden hingestreckt. Von weitem erschien sie wie leblos, nur wie der Wallone näher hinzukam, sah er, daß ab und zu ein krampfhaftes Zucken den Körper durchfuhr, und aus ihrer Brust rann ein qualvoll wimmernder Ton in den Sand.

* * *

Damit schloß die Handschrift Holding Terborgs. Sie hatte fremde Bilder einer still- und fernab entlegenen Welt vor mir aufgerollt, und doch standen sie in seltsamem, innerlichstem Zusammenhang mit meinem Traum; die drei Steine desselben waren in Wirklichkeit so an einem einsamen Sand- und Seegestade vorhanden, und in gewöhnliche Menschengestalt verwandelt, hatten auf ihnen mit irdischen Worten die drei Schweigenden Rast gehalten, die ich nur als die „Schauenden" gesehn. Sie waren es in doppelter Erscheinung, der Pastor Remmert Osterloh, seine Frau und Walmot Utsee; dann kehrten der erstere und die letztere in Teda und Freda wieder, doch auch Dina Swidders war auf's Neue da und diesmal von ihrer Tochter zu wundersamer Vereinigung mit ihrem Manne gebracht. Nur Uwe — wie hieß sein späterer Zuname? mir fiel auf, daß er mit diesem nie benannt worden — Uwe allein stellte keine Fleisch- und Blut-Verkörperung einer der drei Lebensanschauungen dar.

Zweifellos allerdings gehörte er am Schluß derjenigen Walmots und Fredas voll mit an, aber vorher war er — was? — etwa: „Ein thörichter, haltloser Knabe?“

Als ich schon am Abend des nämlichen Tages Holding Terborg das Manuscript zurückbrachte, fühlte ich mich ihm so nahe stehend, daß ich meine Muthmaßung ohne Zaudern aussprach. Mir war nachträglich noch ein auffälliger Unterschied in der Darstellung zum Bewußtsein gekommen; während der Verfasser alle übrigen Personen auch körperlich auf's Genaueste, vor den Augen lebend, schilderte, fand sich in Bezug auf das Aeußere Uwes kaum eine andere Bemerkung als die seines kräftigen Wuchses. Und doch lag nach der Doppelliebe Tedas und Fredas für ihn nahe, daß auch über sein leibliches Wesen Besonderes zu sagen gewesen wäre. Aber augenscheinlich hatte der Autor dies mit Absicht unterlassen.

So besaß ich den Muth, am Abend ohne Umschweif zu fragen, ob Uwe Folmars nach der feindselig endenden Berathung in der Düne vielleicht den Namen „Terborg“ angenommen habe. Der Befragte schwieg einen Moment, dann versetzte er: „Wenn ich diese Vermuthung nicht bei Ihnen gewollt, hätte ich Sie meine Aufzeichnung nicht lesen lassen dürfen. Er nannte sich so nach dem Geburtsort seines Vaters und änderte nach dem Verlassen der Insel auch seinen Vornamen, um einer Entdeckung vorzubeugen, in Holding um.“

Kurz sprach er weiter, wie Holding Terborg mit der Brigg nach England gekommen sei und später als preußischer Soldat in den Schlachten von Lützen, Großbeeren, Dennewitz und Leipzig mit gegen die französischen Heere gekämpft habe. Auch bei Montmirail, Soissons und am Montmartre hatte er als Offizier gestanden und nach der Beendigung des Krieges mit Hülfe eines kleinen Abschiedssoldes statt des theologischen Studiums das der alten Sprachen ergreifen und sich zum Lehrer darin ausbilden können. Durch Ertheilung von Privatunterricht war es ihm allmählich gelungen, sich zu einer sorgenfreien und unabhängigen Lebensstellung zu verhelfen. Die Grundlage dafür schuldete er, dankbaren Gedächtnisses, der klassischen Sprachkenntniß Remmert Osterlohs.

Ich hätte gern Manches gewußt, doch fürchtete als Neugieriger zu erscheinen; indeß es gelang mir nicht, eine Frage nach dem Weiterleben Tedas zurückzuhalten. Die Antwort Terborgs ging mit wenig Worten darüber hinweg, im Einzelnen war ihm selbst nichts bekannt geworden. Er wußte nur, daß sie den Wallonen bei seinem Fortgang von der Insel freiwillig begleitet, im Kriegslager mit ihm gelebt habe und nachdem sie die Genossin noch anderer französischer Offiziere gewesen, zum Katholicismus übergetreten und als Klosterschwester gestorben sei. Und ernst fügte Holding Terborg nach:

„Das Alles entsprach der Fortentwicklung der Keime, die von Kindheit auf in ihr lagen. Wir haben

sie beklagt, keinen Stein auf ihr Gedächtniß geworfen Wie ich es zweimal in tödtlich martender Verzweiflungsqual aus ihr aufschreien gehört, mußte sie thun, was sie that. Sie rang dagegen, aber sie konnte nicht anders; sie war die Erbin ihrer Eltern, die Frömmigkeit des Vaters hatte sich in ihr mit der Selbstsucht der Mutter verbunden und war ebenfalls nur eine auf ein Jenseits gerichtete Eigensuchtsform. Ohne das hinzugekommene Dritte hätte sie — von ihrer Schönheit abgesehen — in gewöhnlicher Art Tausenden ihres Geschlechtes geglichen. Aber, als ob die verleugnete, mißachtete Natur sich als Herrin bewähren gewollt, hatte ein Geheimniß des Ursprungs ihr einen Funken ins Blut gelegt, der mit ihr zur Flamme wuchs, sie noch mächtiger beherrschte, als ihr Glaube und ihre Selbstsucht. Es war nicht Liebe, sondern Leidenschaft, ein Glühen, das nicht aus warmem Herzen kam; weder Remmert Meynolts, noch Dina Swidders besaßen sie. Hatte die Unnatur ihres nebeneinander Lebens, ein einziges Mal durchbrochen, rächend eine Leidenschaft aus ihnen emporlodern lassen, die ihnen sonst fremd geblieben wäre? Wer enträthselt die dunklen Geheimnisse einer Lebensmitgift? Teda mußte daran untergehn. Sie war eine Unglückliche, von ihrem ersten Beginn dazu vorbestimmt. Requiescat!"

Terborg hatte die Insel niemals wieder betreten, doch wußte von der Weiterführung des Lebens der dort Verbliebenen. Durch den bald erfolgten Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Rußland

war die Fischerbevölkerung der ihr angedrohten schlimmen Ahndung ihres Ungehorsams gegen den Vertreter des französischen Kaisers glücklich entgangen, in ihre Weltvergessenheit zurückgefallen und nach dem Friedensschluß mit Ostfriesland dem neu gebildeten Königreich Hannover zugetheilt worden. Jetzt hatte die Zeit drüben allen damals Lebenden lange ihr Ziel gesetzt, Dina Osterloh dies indeß schon bald nach den letzten Vorgängen mit eigner Hand gethan. Man fand sie eines Morgens todt von der Flut an den Strand ausgeworfen; die tägliche Mühsal zur Erhaltung des Lebens war ihr nicht mehr durch die Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse ausgeglichen worden und sie hatte, sich zu einem folgerichtigen Entschluß aufraffend, der Zwecklosigkeit ihres Daseins durch Ertränken selbst ein Ende gemacht. Holding Terborg sprach: „Die Natur hatte nichts Hohes mit ihr gewollt, doch ihr leibliche und seelische Gesundheit, einfache Tüchtigkeit zu einer schlichten Lebensführung mitgegeben und ohne idealeren Aufschwung ihr das allgemeine Maß der Liebesbedürftigkeit des Weibes ins Herz gelegt. Sie verlangte nichts als ihr angeborenes Recht, von ihrem Gatten und ihrem Kinde geliebt zu sein, ihre Liebe erwiedern zu können; in der ärmsten Bauernhütte hätte sie unter sauerster Plage Glück und Zufriedenheit gefunden. Aber ihr Schicksal versetzte sie nicht auf die westliche, sondern auf die östliche Hälfte der Insel; unfähig, die übersinnliche Menschenliebe Remmert Osterlohs ohne eine irdische Bethätigung derselben

zu begreifen, ward sie von ihr in gleichem Maße unverschuldet zu niedrigstem Stumpfsinn und Lebensekel herabgedrückt, wie die irdische Menschenliebe Walmots den siechen Körper, das von Schuld zerdrückte, irr-umnachtete Gemüth Roelufs durch dreißig Jahre Tag um Tag aufrichtete, zu edler Empfindung und zur Daseinsfreudigkeit zurückbrachte. Er starb den schönsten Tod, denn sein letzter Augenblick konnte noch eine unermeßlich in seiner Brust angehäufte Fülle der Dankbarkeit beschwichtigen. Dina Swidders letzter Gedanke wird Alle Narren genannt haben, die freiwillig noch weiterlebten. Ich kenne ihn, ohne daß ich ihn gehört, wie ich sie Alle bis ins Letzte hinein gekannt. Meine Niederschrift des mit mir und um mich „Geschehenen“ enthält Manches, was ich nicht gehört und gesehn, auch nicht aus anderem Munde erfahren gekonnt. Aber ich weiß trotzdem mit Sicherheit, daß dies ebenfalls so gewesen, meine Ausfüllung solcher Lücken keine Dichtung darstellt. Damals gebrach mir für Vieles noch das Verständniß, doch der Rückblickende fand es überall, denn das Denken und Empfinden jedes Einzelnen zu jeder Stunde rollte sich seiner Erinnerung und Erkenntniß wie ein sichtbares Bild auf.“

Wir sprachen von dem Pastor Remmert Osterloh. Er hatte noch lange Jahre sein Pfarramt auf der Insel fortverwaltet; welche Gefühle der Selbstmord seiner Frau, der sittliche Untergang seiner Tochter bei ihm erregt, wußte Holding Terborg nicht, doch er war überzeugt, daß der allein Zurückgebliebene nichts von

irdischer Lebenseinsamkeit empfunden. Er sagte: „Eine ächtere, idealer der Welt entrückte Sinnesrichtung, als jener sie besaß. mag der Erde kaum jemals entwachsen sein. Ihn berührte kein Hauch irdischen Begehrens, noch der Selbstsucht; die Bewahrung des unsterblichen Heiles jeder Seele lag ihm als so ernste, einzige Pflicht auf, wie die Zukunft seiner eigenen. Selten erzeugt der Boden eine so unantastbar reine Blüthe der Loslösung von allem Vergänglichen; nur dann und wann habe ich ihm Anähnelnde gesehn. Für sie gilt das alte Wort: Sint, ut sunt, aut non sint! sie können nicht anders, wie Teda nach ihrem Zwang nicht anders gekonnt. Was uns das Heiligste, ist ihnen ein Nichts, muß es sein, sonst wäre ihr Glaube eine Lüge; für das, was uns ein Wahn ist, müssen sie gleichgültig alles Glück, alles Große, Schöne und Herrliche unseres Lebens zu Grunde gehen lassen. Ein Zusammenhang des Denkens und Fühlens zwischen ihnen und uns ist nicht vorhanden, unmöglich, wie zwischen Bewohnern verschiedener Gestirne. Beide tragen wir den Menschennamen, doch nur einer von uns kann Anspruch darauf haben. Was wir im Leben tausendfach als Vermischung beider Sinnesrichtungen antreffen, die Erwartung der Ewigkeit, die sich mit dem Anklammern an irdische Güter paart, ist kein Gegenstand ernsten Betrachtens. Sie entspringt der Armseligkeit ihres Denkvermögens, oder der Selbstsucht, die sich einer Unendlichkeit ihres Seins versichern will und dabei dennoch, bewußt oder unbewußt, ihren Trieb auch

in der flüchtigen Vergänglichkeit nicht bändigen kann. Aus ihnen bestand immer die Mehrzahl der Menschheit und wird es stets; alle, die wir gestern Abend als die gebildete Gesellschaft unserer Stadt kennen gelernt, gehören ihr an. Nicht hier allein, sondern gleichmäßig allerorten."

Mit der nämlichen Ruhe, wie immer, unabänderliche Thatsachen darlegend, hatte Holding Terborg es gesprochen, auch jetzt ohne Erwähnung seines eigenen Weiterlebens. Ich empfand Scheu, daran zu rühren, doch mein ungewiß durch das Zimmer gehender Blick traf über dem Schreibtisch auf das Greisenbildniß der alten Frau — mir war schon zuvor fast zweifellos geworden, daß es Walmot Tjemen darstelle — ich fragte, ob sie es sei, und setzte hinzu: „So hätte ich mir ihre Augen gedacht."

Da ging ein wundersam gegen zuvor verwandeltes Leuchten durch die Augen Terborgs, und ich erkannte — wonach ich gestern umsonst gesucht — es waren nicht nur die gleichen aus meinem Traum, sondern auch dieselben, die mich von dem Bilde her ansahen. Er nickte mit dem Kopfe und antwortete, mir kurz wie aus fern abschweifenden Gedanken entgegenblickend: „Ja, ist weniger ein göttlicher Funken in der Vergänglichkeit? Mir ist er aus ihr ins Herz gekommen."

Dann fügte er nach: „Sie ist's in ihrem achtzigsten Jahre; so blieb sie, äußerlich mit Furchen überdeckt, im Innern bis zum letzten Tage jugend-

kräftig, unsere Freude und unseren Kummer theilend, stets helfend, heiter und tröstlich. Da legte sie den weißen Kopf um und sagte uns: „Lebt wohl.“ Ihr Tod hatte unsagbar Friedevolles, es war ein plötzliches Aufhören des Herzschlags, das warme Mitgefühl des Lebens in sich zu tragen. Alles, was der meinige noch weiter bewahrte, besaß er durch sie.“

Er hielt einen Augenblick an, und es klang etwas, ihm sonst nicht eigenes Feierliches in seinem Fortfahren: „Die Weltgeschichte erhält die Namen Derer, welche durch ihre Geisteskraft Länder und Völker, Künste und Wissenschaften gefördert haben. Man nennt sie große Männer und ihr Gedächtniß bleibt für lange Zeiten. Doch ich weiß, es giebt große Menschen, die im niedrigen Rock der Arbeit und Armuth über die Erde gehen, deren Angedenken mit den Wenigen, die sie gekannt, für immer auslischt. Und doch haben sie nicht minder Recht auf ihren hohen Namensrang, denn das Herz macht die Größe des Menschen.“

Ich betrachtete das Bild Walmots, nun ging mein Blick auf das daneben hängende über. Wen es darstelle, konnte ich nicht zweifeln, und ein Wort Terborgs — das Wörtchen „uns,“ als er gesprochen: „sie sagte uns: Lebt wohl“ — hatte mir Muth gegeben, an etwas bisher unerwähnt Gelassenem zu rühren. Ich fühlte, daß ich es dürfe und frug, ob das andere Gemälde ein Bild Fredas sei. Doch ich bereute dennoch fast meine Frage, denn Holding Ter-

borg wandte das Gesicht ab, als ob er sie nicht gehört und eine Antwort zu vermeiden wünsche. Aber dann drehten seine schönen Augen sich mir wieder zu und er sagte:

„Ich habe noch mit keinem Menschen von ihr gesprochen; seien Sie der erste, denn Sie haben Dattje kennen gelernt. Es ist ihr Bild, als sie schon in den Vierzigen stand, und Sie sehen den süßen Schmelz der Jugend nicht mehr darauf, nur mein Auge gewahrt ihn immer. Es vergingen noch manche Jahre seit dem Morgen, an dem die englische Brigg uns aufnahm, ehe wir Mann und Frau werden konnten, und wieder manche, bevor ich mir ihr Bild malen zu lassen im Stande war. Aber dann hat sie ein Vierteljahrhundert lang jeden Herzschlag und jeden Gedanken mit mir getheilt — und dann hat sie mich doch allein gelassen, wie sie es damals in den Wellen gewollt. Die Wellen des Lebens kamen und zogen sie nieder; ich konnte sie nicht wieder heraufringen und blieb an ihrem Grabe zurück. Wohl glaubt' ich am ersten Tag, es nicht zu können, und doch konnt' ich's, kann ich's auch heut'. Ich hatte so viel an Glück, daß auch das längste Menschenleben es nicht ausschöpft, habe es immer, in jeder Stunde. Sie ist nicht wirklich todt, sondern lebt mit mir, so lange ich lebe. Ein Madonnenbild hat uns zusammengeführt, junger Freund; es ist der Ausdruck der unvereinbaren Gedanken des Menschendaseins. Suchen Sie das Bildniß Ihres dritten Runensteines

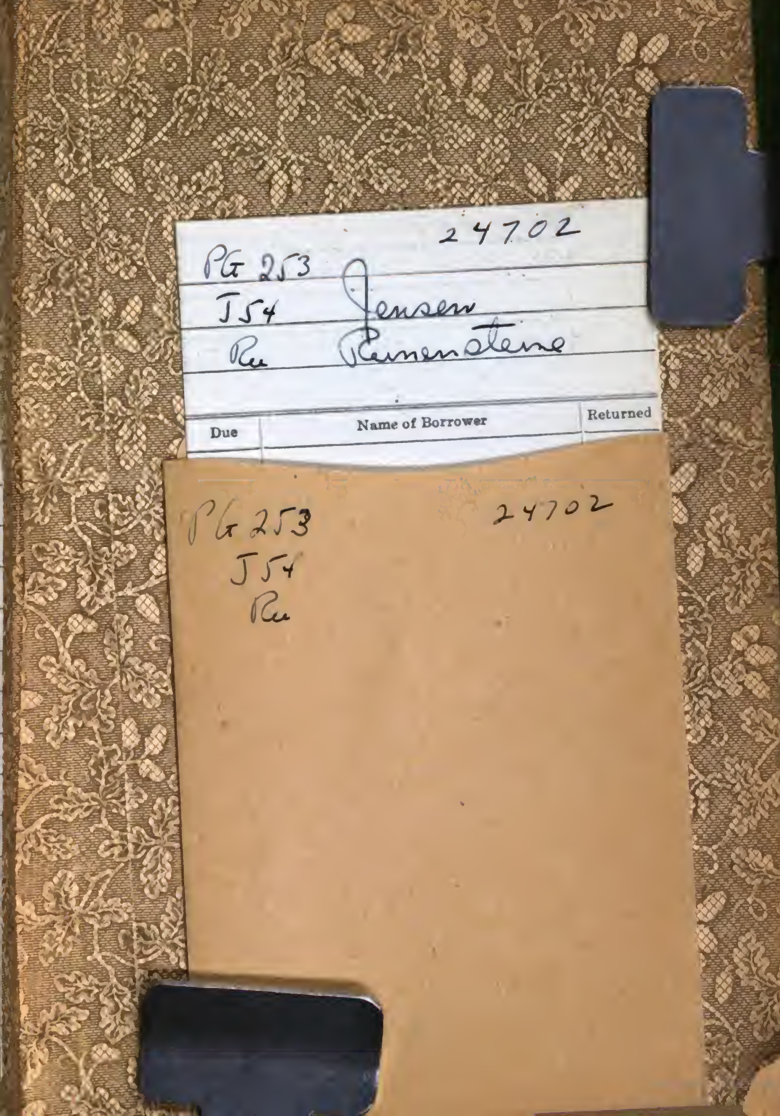
in ein irdisches Weib verwandelt zu finden, und Ihr vergängliches Leben wird Himmel und Erde besitzen, wie meines sie noch im Herzen fortträgt."

Holding Terborg trat an's Fenster und sah wie gestern schweigend zum blitzenden Sternenräthsel auf.

* * *

Auch ihn deckt lang nun die Erde. Wir wurden Freunde in jener Tiefe des Wortes, welche die schreckensvoll vorschreitende Gemüthsverflachung der Menschheit kaum mehr versteht; sein Vermächtniß hinterließ mir die Niederschrift seines Jugendlebens. Mich faßte ein Verlangen, auch die Heimathstätte seiner Kindheit zu sehen, doch ich ward enttäuscht, die moderne Welt hatte ihren Zug dorthin genommen, und modisch angezogene Badegäste kamen mir auf der Düne entgegen. Ich nahm ein Boot und suchte, gegen die Flut hinausrudernd, die kleine Möveninsel zu finden. Da stoben die Vögel wie einst, einem Schneegestöber ähnlich, vor mir auf, und am Nordrand ragten die drei schwarzen Steine halb aus dem Wasser. Todeseinsam, wie in meinem Traum, war es um sie her, nur Niemand ruhte auf ihnen. Doch vor meinem Blick stand die alte Runenschrift des Lebens in sie eingeschrieben, an deren Verständniß die Menschheit sich seit Anbeginn müht, und deren Räthsel nur Eines, beglückend und tröstend, wenn nicht zu lösen, doch zu lindern vermag: Der irdische Herzschlag der Menschenliebe.

Date Due



24702
PG 253
J54
Jensen
Re
Due
Name of Borrower
Returned
PG 253
J54
Re
24702